Oswald Cray.

Eine Erzählung

von

Mrs. Henry Wood,

Verf. der „Grafentöchter", „East Linne" 2c.

Deutsch von J. U. Heynrichs.

Autorisirte Ausgabe.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöpping

Erster Theil.

Dresden,
L. Wolf's Buchhandlung.
1866.

Oswald Cray.

Eine Erzählung

von

Mrs. Henry Wood,

Verf. der „Grafentöchter“, „East Linne“ 2c.

Deutsch von J. U. Heynrichs.

Autorisirte Ausgabe.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöpping

Erster Theil.

Dresden,
L. Wolf's Buchhandlung.
1866.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

I. Doctor Davenal.

Es war Markttag in Hallingham, einer mittelgroßen Stadt, die in neuerer Zeit viel von ihrer ehemaligen Schönheit verloren hat durch die Eisenbahn, welche man malitiöser Weise mitten durch die Stadt geführt und deren Bahnhof man gerade an der Stelle angelegt, wo ehemals die Klostergärten prangten. Diese Gärten hatten sich einer großen Berühmtheit erfreut und den Bewohnern der Stadt zu jeder Zeit des Jahres als vielbesuchte Abendpromenade gedient. Seitdem die Gärten den gebieterischen Forderungen der Neuzeit und ihrer Repräsentantin der Eisenbahn Platz machen mußten, hatte sich ein bitterer Parteistreit in Hallingham erhoben. Die alten ehrenfesten Bürger der Stadt beklagten den schönsten Schmuck derselben, den Verlust ihres langgewohnten Spazierganges, während die jüngere Generation die neue Eisenbahn mit ihrem Bahnhofe und ihrem regen Leben und Treiben als eine höchst angenehme Unterbrechung der bisherigen monotonen Existenz freudig willkommen hieß. Die aus dem ungefähr sechzig bis siebzig Meilen entfernten London kommenden Züge flogen zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht keuchend und pfeifend durch Hallingham, und rechtfertigten somit wohl den Stoßseufzer manches geplagten Hypochonders: „Keine Ruh bei Tag und Nacht!“

Vielleicht wären trotz alledem die Klostergärten nicht so

schmerzlich bedauert worden, wenn sie nicht die einzige Merkwürdigkeit der Stadt gewesen wären. Die Gründung des Klosters Hallingham gehörte längstvergangenen Tagen an und nur sehr geringe Reliquien seiner einstigen Größe waren bis auf unser Jahrhundert gekommen. Die vernichtende Hand der Zeit hatte das schöne alte Gebäude zum größten Theile zerstört; was jetzt noch vorhanden war, würde vielleicht gerade hinreichend gewesen sein, einen Begriff von dem Jahrhundert und dem Styl seiner Erbauung zu geben, hätte die Erhaltung dieses kleinen Ueberrestes nicht nöthig gemacht, ihn an allen Ecken zu flicken und zu stützen, zu verändern und zu modernisiren. Die Ruine des Klosters Hallingham war jetzt nichts mehr als ein gewöhnliches Wohnhaus; im gegenwärtigen Augenblick stand es unbewohnt und harrte eines passenden Miethers. Eines passenden Miethers sage ich, denn dürftig und uncomfortable wie das alte Haus auch im Vergleich mit andern sich in der Nachbarschaft erhebenden Villen erschien, genoß es doch eines hohen Ansehens. Die Adresse „Kloster Hallingham“ klang ungemein vornehm, und nur Leute, deren Geburt und Erziehung Anspruch auf Distinction rechtertigten, durften wagen, sich dieselbe anzumaßen.

Das Kloster Hallingham stand allein; seine Vorderfenster blickten auf die sich weit ausdehnenden Gärten, dahinter lag der Platz, auf welchem sich ehemals die Kirche befunden hatte. Es war keine Spur des Gotteshauses mehr zu entdecken, wohl aber hatten sich viele der früher in dem Gebäude vorhandenen Grabsteine erhalten und dem Orte das Ansehen und die Heiligkeit eines Friedhofs verschafft. Noch konnte die lateinische Inschrift auf einem dieser verwitterten Steine entziffert werden. Sie bestand aus nur wenigen Worten, gab aber der Phantasie und den Vermuthungen ein weites Feld,

denn sie lautete: „Im Elend gestorben.“ Kein Name, kein Datum bezeichnete außerdem den Dulder, dessen Hülle unter diesem Grabsteine in Staub zerfallen war oder den Tag, der seiner irdischen Pilgerfahrt ein Ziel gesetzt hatte. Empfindsame Naturen gingen dem an Monumente vorüber, mit einem Seufzer, einer Hoffnung, vielleicht mit einem stummen Gebete daß das Elend, welches der Verstorbene in dieser Welt erlitten, nun vertauscht sein möge mit einem Leben ewiger Glückseligkeit. Dieser Friedhof wurde jedoch nicht als Straße benutzt und nur selten von Denen besucht, welche von den Geschäften des Tages, von den Zerstreuungen der Welt in Anspruch genommen waren. Nur die Alten, die Kranken, Schwachen und Trauernden waren an schönen Tagen dort zu finden, auf einsamen Bänken sitzend, vertieft in ernste Betrachtungen. Noch eine kurze Spanne Zeit und auch über ihnen wölbt sich ein Hügel, erhebt sich ein Grabstein — eine kurze Spanne Zeit, meine Freunde, und Sie und ich, wir Alle haben an einem ähnlichen Orte die ewige Ruhe gefunden.

Die Gärten waren das Eigenthum der Stadt und durch die Straße von dem Kloster getrennt. Dem Kloster gegenüber, an der andern Seite und am Entferntesten von dem Kloster standen die neuen Gebäude der Eisenbahnstation, welche zum großen Verdruß der Hallinghamer hier einen Knotenpunkt bildet, in welchen eine Menge Zweigbahnen zusammenliefen. Unmittelbar über den am Ostende der Stadt hinausgelegenen Bahnhofe grenzte das freie Feld. Eine dieser Zweigbahnen schnitt in einem Halbkreise einen Theil der Stadt ab, aber so gering dieser Stadttheil auch war, so vermerkten die Bewohner doch diese Abtrennung sehr übel.

Auf der von dem Kloster hinabführenden Hauptstraße

gelangte man bald auf den Marktplatz, auf welchem sich besonders an Markttagen ein äußerst reges Leben zeigte, und über diesen hinweg sich links wendend, betrat man das West-End, den vornehmen Stadttheil von Hallingham, auf welchen, obgleich er nur aus einer einzigen Straße bestand, die Bürger stolz genug waren, um ihn demselben Namen zu geben, wie ihn das Londoner noble Quartier führt. Der officielle Name war Neue Straße, um damit anzudeuten, daß ihre Entstehung aus der jüngsten Vergangenheit datire; sie war auch in der That im Vergleich mit den übrigen Straßen schön zu nennen, denn sie war breit, gut gepflastert und fast nur mit herrschaftlichen Häusern besetzt und die regelmäßige Fluchtlinie wurde nur hie da durch ein abgesondert stehendes Gebäude unterbrochen; sie war lang und fünf oder sechs Nebenstraßen zweigten in rechten Winkeln von ihr ab. An der Ecke einer dieser Nebenstraßen und abwärts von der Hauptstraße stand isolirt von den übrigen Häusern ein nettes weißes Haus mit einem Säuleneingange. Vor ihm lag ein Rasenplatz und von der Straße selbst war es durch ein Eisengitter abgeschlossen, welches sich dem Haupteingange gegenüber befand. Die Vorderseite des Rasenplatzes, zunächst dem Eisengitter, war mit schmalen Blumenrabatten eingefaßt und am Gitter selbst wucherte blühendes Immergrün empor, gewissermaßen einen Schirm bildend. Hinter dem Hause war ein Garten angelegt, der von den Stallungen eingeschlossen wurde. An der am Haupteingange angebrachten Messingplatte stand mit großen, von der Straße aus lesbaren Buchstaben: „Dr. Davenal."

Er war der erste Arzt in Hallingham. Warum er erst in späteren Jahren promovirt und sich aus Mr. Davenal, dem Wundarzt, in einen Doctor Davenal verwandelt hatte, war eine

Frage, welche die Leute lebhaft beschäftigte und niemals eine befriedigende Lösung fand. Hätte er sich etwas aus hochtönenden Titeln gemacht, so wäre die Sache leicht erklärlich gewesen, Niemand war aber weiter entfernt von dieser Eitelkeit als Doctor Davenal. Wäre er ein Mann gewesen, der der Mode huldigte, so hätte man annehmen können, er habe dem Beispiele vieler seiner Collegen folgen wollen, wäre er ehrgeizig gewesen, so lag der Gedanke nahe, er habe diesen Schritt gethan, um sich dadurch eine glänzendere Laufbahn zu ermöglichen. Hallingham kannte jedoch Doctor Davenal besser. Er war ein einfacher, schlichter Mann, der weit lieber außer, als in der Mode war, und ob er Wundarzt oder Doctor hieß, er konnte keines besseren, wohlbegründeteren Rufes genießen, als ihm bereits seit langer Zeit in der Stadt und Umgegend zu Theil ward. Er war ein geschickter Chirurg, ein sorgsamer und glücklicher Operateur und auch bei inneren Krankheiten wurde sein Rath dem eines jeden anderen Arztes in Hallingham bei weitem vorgezogen. Ein unbestimmtes, auf keine sichere Quelle zurückzuführendes Gerücht hatte in der Stadt circulirt, daß sein Sohn, Eduard, ein junger Hauptmann bei der Infanterie, den Vater zu dem Schritte vermocht habe, um dadurch eine angenehmere Stellung unter seinen Kameraden zu erlangen. Der Sohn des Chirurgen, Mr. Davenal, mußte sich mancherlei gefallen lassen, was man dem Sohn des Doctor Davenal nicht zu bieten wagte. Sei dem, wie ihm wolle, das Gerücht erfreute sich eine Zeitlang einer gewissen Glaubwürdigkeit und verschwand dann wieder wie es aufgetaucht war. Nur eine einzige seiner Patientinnen wagte es einmal, Doctor Davenal zu fragen, ob es auf Wahrheit beruhe. Er lachte ihr ohne Umstände ins Gesicht und sagte, er hoffe sein hübscher Ned sei selbst Manns gegnug, sein An-

sehen aufrecht zu erhalten, gleichviel ob sein Vater königlicher Leibarzt oder Dorfbader sei.

Ehe wir weiter gehen, sei noch gesagt, daß der Leser Doctor Davenal seine Liebe schenken darf. Er war ein guter Mann. Zwar besaß er seine Fehler, von denen wir Alle nicht frei sind, aber, ich wiederhole es, er war ein guter Mann.

An dem heißen Julitage, an welchem unsere Erzählung beginnt, kam er, gezogen von zwei stattlichen braunen Pferden, in einem schönen offenen Wagen, in seinem gewöhnlichen schnellen Trabe die Straße heruntergefahren. Doctor Davenal sah durchaus nicht ein, daß, weil er Arzt war, dies einen Grund abgab, einen erbärmlichen Wagen und elende abgetriebene Pferde zu halten. Er war überhaupt weit mehr geneigt, auszugeben, als zusammenzuhalten; ich habe schon vorher bemerkt, daß er seine Fehler hatte, und vielleicht ist ihm dies als solcher anzurechnen. Der Doctor saß auf seinem gewöhnlichen Sitze, tief in die Kissen des Wagens zurückgelehnt, seinen Kutscher Roger, welcher die Zügel führte, vor sich auf dem Bocke. Er fuhr selten selbst, und niemals dann, wenn er seine ärztlichen Visiten machte; ein Operateur muß sich die Hände sicher und gelenkig erhalten. Roger war sein Lieblingsdiener, der bereits vierzehn Jahre in seinen Diensten stand und ein nicht unbedeutendes Embonpoint darin erlangt hatte. Doctor Davenal sagte zuweilen scherzend zu ihm, er werde genöthigt sein, ihn zu pensioniren, da seine Last den Braunen zu schwer werde. Ein Gleiches ließ sich nicht von Doctor Davenal behaupten; er war ein hagerer Mann von mittlerer Größe mit einer hohen weißen Stirn, schwarzen Augen und einem etwas abgespannten Gesichtsausdruck.

Der Wagen rollte schnell über den Marktplatz — Doc-

tor Davenals Zeit war viel zu kostbar, als daß er sich hätte gestatten dürfen, langsam zu fahren — plötzlich rief ihn eine Frau an. Eilig ihren Sitz verlassend, lief sie dem Wagen mit aufgehobenen Händen entgegen und achtete in ihrer Hast und Aufregung kaum darauf, daß sie ihren kleinen Tisch mit den darauf ausgelegten Waaren umgeworfen hatte. Aermlich genug waren diese Waaren — Brombeeren, weiße und rothe Johannisbeeren und Stachelbeeren, sämmtlich auf Kohlblättern ausgebreitet, um die begehrlichen Augen und lüsternen Blicke der vorübergehenden Schuljugend anzuziehen, und gewöhnliche Wald- und Gartenblumen zu Sträußen gewunden — einen halben Penny das Sträußchen, einen halben Penny das Blatt voll Früchte. Roger sah die Bewegung der Frau.

„Da kommt die Hundley auf uns zugelaufen, Herr Doctor."

Doctor Davenal, der es sehr an der Gewohnheit hatte, sich seinen Gedanken zu überlassen und nichts von dem, was um ihn vorging, zu sehen und zu hören, hob bei dieser Anrede seines Kutschers den Kopf in die Höhe, wandte seine Augen dem Marktplatz zu und blickte in das angsterfüllte Gesicht der Frau.

„Halt still, Roger," rief er dem Kutscher zu.

Als die Frau bis zu dem Doctor vorgedrungen, war ihr Gesicht mit Thränen überströmt; jetzt erst schien sie daran zu denken, daß sie eine Unschicklichkeit begangen, indem sie den Arzt so ohne alle Umstände anhielt — nicht daß etwa irgend etwas in Doctor Davenal's Gesicht oder Wesen sie auf den Verstoß aufmerksam gemacht hätte.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Doctor, daß ich so dreist gewesen bin! Als ich Ihren Wagen sah,

sprang ich auf, ohne weiter zu überlegen. Ich habe während des ganzen Morgens in einer Angst gesessen, Sie könnten nicht zu Hause sein, wenn ich nach dem Markt zu Ihnen käme. Er ist nicht besser, Herr Doctor, er ist kränker und schwächer."

„So!" bemerkte der Doctor. „Konnte er heute nicht nach der Stadt kommen?"

„Ich glaube nicht, daß er je wieder hereinkommen wird, antwortete die Frau, gewaltsam ihre Thränen unterdrückend. „Mutter, sagte er heute Morgen zu mir, als ich ihm aufhelfen wollte, es nützt nichts, ich — ich —"

Die Frau brach schluchzend ab.

„Besucht ihn der Armenarzt regelmäßig?"

„Er kommt alle drei Tage. Neulich sah er die Flasche Medicin, die Sie verschrieben haben und fragte, wie ich dazu käme und ich sagte ihm, ich hätte mir ein Herz gefaßt und wäre mit meinem armen Jungen zu Doctor Davenal gegangen. Das schien ihn sehr zu verdrießen und er sagte, wenn wir so vornehme Leute wären, daß wir Doctor Davenal annehmen könnten, so brauchten wir ihn nicht. Ich dachte, er würde vielleicht nun gar nicht mehr kommen; gestern gegen Abend war er aber doch wieder da."

„Hat ihr Sohn die Arznei genommen?"

„Ja, Herr Doctor; ich gab ihm den letzten Löffel davon, ehe ich heute Morgen fortging. Aber er ist schlechter, er ist viel schlechter, Herr Doctor, die Hitze bringt ihn gänzlich von Kräften."

Doctor Davenal hätte ihr sagen können, daß ihr Sohn in dieser Welt nie wieder gesund werden würde; je nach den Phasen der Krankheit heute etwas besser, morgen etwas schlechter, bis endlich der Tod allen Leiden ein Ziel setze.

„Ich werde wahrscheinlich heute Abend über Land fahren und bei Ihnen vorüberkommen, Mrs. Hundley, da will ich mit hereinkommen und ihn besuchen. Sollte ich heute durch irgend einen unerwarteten Vorfall verhindert werden, so komme ich morgen, Sie können ganz bestimmt darauf rechnen."

Immer derselbe gute, wohlbedächtige Mann, dem keine Mühe, keine Anstrengung zu groß war, wenn es sich um das Leben und das Wohl seiner Mitmenschen handelte. „Sie können ganz bestimmt darauf rechnen!" Die Frau wußte, daß sie es konnte, daß er unter allen Umständen kommen würde. Wie wenig Aerzte in seiner Stellung würden sich herabgelassen haben, zu der armen Frau zu sagen: „Sie können ganz gewiß darauf rechnen", es zu sagen in einem Tone so voll Güte mit dem Versprechen der Erfüllung in den Augen, wie auf den Lippen. Er hatte Collegen in der Stadt, deren Zeit nicht halb so sehr wie die seinige in Anspruch genommen ward und die doch die arme Hundley als eine nicht einträgliche Patientin hochmüthig bei Seite geschoben, ihren Schmerz und ihre Angst unbeachtet gelassen hätten.

Roger fuhr schnell die Straße hinunter zwischen den aufgeputzten Verkaufsbuden dahin und Doctor Davenal dachte über das Schicksal der armen Frau nach. Sie war eine Witwe und besaß nur den einzigen Sohn. Berührte der ihr drohende Verlust in seinem eigenen Herzen eine kaum vernarbte Wunde und ließ sie von Neuem bluten? Auch er hatte einen Sohn und unter sehr unglücklichen Umständen verloren! Zu retten, das wußte er, vermochte er den Sohn jener Frau nicht, der Tod mußte unabänderlich das Ende der schleichenden Krankheit sein, die ihn befallen hatte; vielleicht aber konnte er durch Aufbietung seiner Kunst ihm das Leben fristen, gewiß seine Leiden

lindern. Mrs. Hundley hatte für ihren Sohn gearbeitet und gedarbt, hatte ihn in ihrer einfachen Weise gut erzogen und mit froher Hoffnung der Zeit entgegen gesehen, wo er ihr ein Beistand und eine Stütze sein werde. Und er würde ihr diese geworden sein, denn er war ein zärtlicher Sohn, ein pflichtgetreuer, arbeitsamer Mensch; aber Gott hatte es anders beschlossen, und die Mutter in ihrem tiefen Grame blickte oft mit einem anklagenden „Warum?“ zum Himmel empor. Nicht in dem Augenblicke, wo uns Prüfungen heimsuchen, nicht in den ersten bitteren Stunden des Leides können wir einsehen oder glauben, daß die höchste Liebe und Weisheit auch unter den schwersten Schicksalsschlägen verborgen ist.

Roger hielt am Hause des Doctos still und fuhr, als dieser ausgestiegen, mit dem Wagen in das Seitengäßchen, um durch die dort befindliche Hinterthür zu dem Stalle zu gelangen. Doctor Davenal ging durch die eiserne Gitterthür, schritt über den Rasenplatz und wollte die Hausthür mit dem Drücker, den er bei sich führte, aufschließen; sie wurde jedoch schon ehe er dies vermochte von seinem aufmerksamen Hausdiener geöffnet.

Man konnte nicht leicht einen anständigeren Diener sehen: Das wahre Musterbild eines Dieners in Worten, Blicken und Geberden. Ungefähr vierzig Jahre alt, ließ ihn doch seine schlanke, geschmeidige, behende Figur bei weitem jünger erscheinen. Das glänzend schwarze Haar war mit unbeschreiblicher Sorgfalt gekämmt und gebürstet, das Halstuch leuchtete wie frischgefallener Schnee und der schwarze Tuchanzug zeigte nirgend nur das geringste Stäubchen. Trotz aller dieser Vortrefflichkeiten als Mensch wie als Diener war jedoch etwas in den scharfen Zügen seines Gesichtes,

in seinen unstäten schwarzen Augen, die ihren Ausdruck der Schlauheit verloren, wenn sie sich voll auf das Gesicht eines Andern richteten, was Doctor Davenal niemals recht hatte gefallen wollen.

„Du sahst mich, Neal?“

„Ich war in Ihrem Zimmer, Herr Doctor, und sprach mit Mr. Cray“, antwortete der Mann und in dem leisen achtungsvollen Tone der gebildeten Aussprache lag wiederum viel Bestechendes für das Ohr. Die Bildung in Sprache und Wesen war die, welche durch den Umgang mit Leuten aus der guten Gesellschaft erlangt werden kann, nicht die, welche aus der inneren Seelenharmonie, der wahren Herzensbildung hervorgeht.

„Ist Jemand hier gewesen?“

„Lady Oswald, Herr Doctor. Sie entschuldigte sich, daß sie heute komme, da es nicht der Tag sei, wo Sie Patienten aus der Stadt empfingen, aber sie habe ganz besonders dringend mit Ihnen zu sprechen. Mir kam vor, als glaubte Sie mir gar nicht, als ich ihr sagte Sie wären nicht zu Hause, Herr Doctor.“

Doctor Davenal zog seine goldene Repetiruhr aus der Tasche, in welcher sie lose, ohne an einer Kette befestigt zu sein, steckte. Es war eine werthvolle Uhr, das Geschenk der Dankbarkeit eines reichen Mannes, der einst geglaubt, daß er, nach irdischen Begriffen, sein Leben Richard Davenals Geschicklichkeit und Sorgfalt danke.

„Sie glaubte Dir nicht? Wie ist das möglich, sie weiß doch, daß ich nie vor drei Uhr zu Hause bin; es fehlen jetzt noch zwei Minuten daran. Sie hätten ja mit Mr. Cray sprechen können, wenn der im Hause ist.“

„Mr. Cray ist auch soeben erst gekommen. Lady Oswald sagte, sie wollte später wieder vorsprechen.“

In zwei Minuten schlug es drei Uhr, die Stunde, welche Doctor Davenals Vorzimmer mit Patienten füllte. Heute vorzugsweise mit Patienten vom Lande; die Stadtbewohner wußten, daß er am Dienstag gänzlich von diesen in Anspruch genommen ward und störten ihn nur in höchst seltenen, dringenden Fällen, die übrigen Tage der Woche blieben ja dafür ihr unbestrittenes Eigenthum. Trotz seiner großen Lebhaftigkeit war der Dienstag kein einträglicher Tag, denn Doctor Davenal war durchaus nicht eigennützig und wußte sehr wohl zu unterscheiden zwischen den Patienten, die bezahlen konnten, und denen, welche es nicht im Stande waren. Wenn diese Letzteren schüchtern ihr mühsam in allen Münzsorten zusammengesuchtes Honorar für die Consultation auf den Tisch legten, schob er es häufig zurück mit den Worten: ‚Nein, nein, Sie haben erst neulich bezahlt, heute sind Sie mir nichts schuldig.“

Bei seinem großen, weitverbreiteten Rufe hatte er selten eine Minute, welche er sein eigen nennen konnte, die nicht in dieser oder jener Weise seinem Berufe gewidmet war. Als erster dirigirender Arzt im Krankenhause von Hallingham behandelte er alle schwierigern Fälle selbst und war aus diesem Grunde mehrere Stunden jedes Tages dort anwesend. Früh am Morgen hatte er eine Sprechstunde in seinem Hause, zweimal in der Woche für Patienten, die er unentgeltlich behandelte; um ein Viertel auf zehn fuhr er aus, machte seine Krankenbesuche, inspicirte das Krankenhaus und kehrte punkt drei Uhr nach Hause zurück. Hier empfing er abermals Patienten, aß um sechs Uhr zu Mittag und es kam sehr selten vor, daß er nach dieser Mahlzeit ruhig in seiner Wohnung bleiben konnte

und nicht abermals Krankenbesuche machen mußte. Natürlich erlitt die hier geschilderte regelmäßige Tagesordnung häufige Veränderungen. Da kamen Bestellungen nach entfernten Gegenden, welche eine Fahrt im verschlossenen mit Extrapostpferden bespannten Wagen erheischten, falls die Orte nicht auf der Eisenbahn zu erreichen waren; Patienten, die in höchster Lebensgefahr schwebten machten die Anwesenheit des Arztes an ihrem Krankenlager mehr als ein oder zweimal täglich, ja selbst in der Nacht nothwendig; zuweilen wurden Verunglückte in das Krankenhaus geschafft, deren Zustand die äußerste Geschicklichkeit eines erfahrenen Operateurs verlangte. In solchen Fällen schickte der Krankenhausarzt nach Doctor Davenal und dieser, mochte er nun gerade sein ganzes Wartezimmer voll Patienten haben, welche mit Goldstücken in den Händen des Augenblicks der Consultation mit ihm entgegensahen, folgte doch augenblicklich dem Rufe und eilte, die einträglichen Kunden ihrem Schicksale überlassend, mit geflügelten Schritten dem Krankenhause zu.

Das Wartezimmer oder eigentlich das Speisezimmer, denn dieses wurde in der genannten Eigenschaft benutzt, war ein großes geräumiges Gemach, zur linken Seite des Hausflurs gelegen. Ihm gegenüber auf der rechten Seite, befand sich ein kleineres Zimmer, vorzugsweise Doctor Davenals Zimmer genannt. Hier empfing der Doctor seine Patienten, die Einer nach dem Andern der Reihe nach aus dem Speisezimmer herüber kamen. Die beiden Zimmer gingen nach der Vorderseite des Hauses und hatten sehr hohe, breite Fenster, jedes aus drei Theilen bestehend, die einzeln geöffnet werden konnten. An den unteren Scheiben sämmtlicher Fenster dieser beiden Zimmer waren kleine Jalousien angebracht, da das Haus niedrig genug lag, um den Vorübergehenden zu ge-

statten, neugierige Blicke durch die Fenster des Erdgeschosses zu werfen. Hinter dem Zimmer des Doctors lag noch ein anderes mit diesem durch eine Thür verbundenes Zimmer, dessen Fenster auf das von Epheu umrankte Eisengeländer und den zwischen diesem und dem Hause liegenden Raum blickte, der so schmal war daß der Gedanke sehr fern lag, es könne Jemand einfallen, ihn je als Durchgang benutzen zu wollen. Dieses zweite Gemach diente Doctor Davenal seit dem Tode seiner Gattin als Schlafzimmer. Hinter demselben lag noch ein anderer in zwei Abtheilungen getheilter Raum, deren eine als Vorrathskammer diente, die andere, deren Fenster nach dem hinter dem Hause liegenden Garten ging, Neal als Schlafzimmer angewiesen war.

Neal hatte eine ganz besondere Vorliebe für diese Vorrathskammer und hielt sich darin zu allen Stunden des Tages und der Nacht auf, obgleich dieselbe eigentlich durch nichts diesen Vorzug rechtfertigte. Sie war nichts mehr und nichts weniger, als eine ganz gewöhnliche Vorrathskammer, die ein spärliches Licht durch ein auf das Epheugeländer gehendes Fenster erhielt. Es befand sich auch noch an dieser Seite eine auf den von dem Eisengeländer begrenzten schmalen Pfad führende Thür. Eine schlanke Gestalt — so wie sie Neal besaß — konnte, wenn es ihr sonst darum zu thun war, durch diese Thür. schlüpfen, sich den schmalen Pfad entlang winden, durch die Sträuche kriechen und an Doctor Davenals Schlafzimmer vorbeigehend nach der Vorderseite des Hauses gelangen. Die Ausführung derartiger, equilibristischer Kunstücke gehörte jedoch keineswegs zu den von Neal contractlich übernommenen Obliegenheiten seiner Stellung. Ganz im Gegentheil, als Neal in Doctor Davenals Dienste trat, hatte ihm Miß Davenal eingeschärft, die bewußte Thür niemals zu öffnen.

Das Silbergeschirr befand sich, wie sie erläuternd hinzufügte, in der Vorrathskammer und es gab in Hallingham ebenso gut langfingrige Bettler, wie an allen andern Orten.

Auf der andern Seite des Hauses, hinter dem Speisezimmer, lag das hübscheste Appartement des ganzen Hauses. Es wurde der Garten-Salon genannt und man konnte von dort aus durch eine Glasthür sogleich in den Garten gelangen. Die Staatszimmer befanden sich im ersten Stocke über der Hausflur und dem Speisezimmer; die Küche war im Souterrain gelegen. Doctor Davenals Zimmer war mit der größten Einfachheit, man könnte beinahe sagen dürftig eingerichtet. Ein abgenutzter Teppich, ein viereckiger Tisch, einige Polsterstühle und ein Schreibpult bildeten das ganze Ameublement. An den Wänden waren einige Bücher und eine oder zwei Gypsbüsten aufgestellt. Auf dem Tische, der mit einem grünen, von einer gelben Kante umgebenen Teppich bedeckt war, stand ein großes Tintenfaß und daneben lagen einige Bogen Schreib- und Löschpapier. Der Doctor hatte die eigenthümliche Gewohnheit, das kleine Schreibpult unter den Tisch auf den Teppich zu stellen, warum, das konnte er wohl selbst nicht angeben. Wollte er es öffnen, was selten genug geschah, da er sich seiner nie zum Schreiben bediente, so hob er es auf den Tisch und stellte es wieder hinunter, wenn er es nicht mehr brauchte. Viele der Patienten hatten, wenn sie den Doctor erwartend oder ihm ihre Noth klagend bei ihm am Tische saßen, den Pult unbedenklich als Fußschemel gebraucht und dadurch der polirten Oberfläche des Mahagoni bedenkliche Schrammen und Risse beigebracht; dies konnte jedoch Doctor Davenal nicht bewegen, ihm einen eines Schreibpultes würdigeren Platz anzuweisen.

Im Zimmer des Doctors saß ein junger Mann, der,

die Füße auf das Schreibpult gestemmt, nachlässig die Melodie eines Gassenhauers summend, sich in einer Weise auf seinem Stuhle schaukelte, welche gegründete Besorgnisse einflößte, er könne das Gleichgewicht verlieren und hintenüber stürzen. Neal nannte bereits seinen Namen, als er an der Thür mit seinem Herrn sprach — es war Mr. Cray. Er hatte ein ganz angenehmes Gesicht, blühende Farben und hellblaue Augen, sonst aber in seinen Zügen durchaus nichts Hervorstechendes, ja, sie würden unbedeutend gewesen sein, wenn der Blick der blauen Augen und ein fast immer darüber ausgebreitetes Lächeln sie nicht verschönt hätte. Mr Cray schien, bis jetzt wenigstens, nichts Merkwürdiges an sich zu haben, als eine ganz eigenthümliche Art sein Haar zurückzuwerfen. Es war helles Haar, welches die Mitte zwischen braun und Flachsfarbe hielt, und er warf es zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit hartnäckig von der Stirn zurück. Seine blauen Augen, sein gewinnendes Lächeln und seine höchst einnehmende Sprache und Manieren begannen ihm bereits in Hallingham seine Laufbahn zu ebnen. Doctor Davenal war sehr erfreut darüber. Er hatte den jungen Mann, Marcus Cray, eingeführt, hatte ihn zu seinem Associé angenommen und wünschte nichts lebhafter, als ihm eine schnelle und gute Carrière machen zu sehen. Sich eine Stellung in einer Stadt oder Herzen in derselben zu erobern, sind jedoch zwei verschiedene Dinge und Doctor Davenal war keineswegs auf die ihm bevorstehende Mittheilung vorbereitet, daß Marcus Cray ein besonderes Herz gewonnen habe und von ihm die Zustimmung und Bestätigung zu dieser Eroberung erwarte.

Neal öffnete seinem Herrn die Thür des Zimmers, verbeugte sich mit dem Anstande eines fürstlichen Kammer-

dieners und Mr. Cray sprang aus seiner schwebenden Lage auf und bemühte sich, festen Boden zu gewinnen. Als die beiden Männer nebeneinander standen, überragte der Doctor Mr. Cray um ein gutes Stück und doch war auch seine Gestalt nicht über Mittelgröße

„Sie sind hier, Mark?" sagte der Doctor ruhig, obgleich einigermaßen erstaunt, den jungen Mann um diese Tagesstunde in seinem Hause zu finden, denn der Kreis seiner Pflichten führte ihn keineswegs dahin. „Sie haben mir doch keinen betrübenden Rapport abzustatten?"

Mr. Cray hatte gar keinen ärztlichen Rapport, was er zu berichten hatte, betraf ganz andere Dinge; er sprach schnell, aber ohne die geringste Erregung und doch verlangte er nicht mehr, als des Doctors Einwilligung zu seiner Verheirathung mit Miß Caroline Davenal. Vielleicht war es das Bewußtsein, daß sie nach wenigen Minuten durch des Doctors Patienten unterbrochen werden würden, was Mr. Cray veranlaßte, zu dieser dafür keineswegs geeigneten Stunde sein Anliegen zur Sprache zu bringen. Er glaubte möglicherweise, dem Doctor bliebe dadurch weniger Zeit, Einwände zu machen — nicht daß Mr. Cray der Mann gewesen wäre, bei den von ihm entworfenen Plänen viele Hindernisse zu fürchten oder wenn sie kamen, ihnen große Beachtung zu schenken.

Doctor Davenal stand in der Nähe des Fensters an die Wand gelehnt und sah sehr, sehr ernst aus in seiner Verwunderung und seiner, wir müssen es sagen, äußerst unangenehmen Ueberraschung. Eine derartige Möglichkeit war ihm nicht im Traume eingefallen. Mr. Cray war allerdings sehr bekannt in seiner Familie, hatte in derselben viele Abende verlebt, an welchen er in Berufsgeschäften abwesend gewesen

war, aber ihm war niemals in den Sinn gekommen, daß sich zwischen ihm und Caroline ein Liebesverhältniß anspinnen könne. Seine Verbindungen mit Mr. Cray bezogen sich lediglich auf ihren gemeinschaftlichen Beruf, er hatte über den Arzt den jungen Mann vergessen und nicht daran gedacht, daß in dessen Brust noch andere Wünsche aufsteigen könnten, als zu promoviren und eine gute Carrière zu machen. „Sie sehen sehr ernst aus, Herr Doctor," sagte Mr. Cray, die eingetretene Pause unterbrechend.

„Ja," erwiederte der Doctor, „um Carolinens willen Mark, ich muß es gestehen, ich habe mich für sie mit ehrgeizigeren Hoffnungen getragen."

„Ehrgeizigere Hoffnungen!" wiederholte Mr. Cray. „Sie wird an meiner Seite eine eben so gute Stellung einnehmen, wie die Ihrige ist, mein Herr."

„Eine eben so gute!" wiederholte jetzt seinerseits der Doctor. „Aber wann, Mark? — wann?" fügte er nach einer Pause hinzu.

„Mit der Zeit."

„Ja — mit der Zeit, das eben ist es. Wie lange muß Sie darauf noch warten?"

„Wir werden uns bis dahin durchhelfen, Herr Doctor, wie es ja so viele Andere auch thun."

„Mark, ich fürchte Caroline gehört nicht zu Denen, mit der das Durchhelfen, wie Sie es meinen, so glatt abgeht, wenn ihr nicht durch Vermögen der Weg geebnet werden kann. Ueberlegen Sie, wie hoch sich Ihr Einkommen beläuft."

„Zweihundert Pfund das Jahr," sagte Mark, sein Haar zurückwerfend mit einer Sicherheit, als spreche er von mindestens eben so vielen Tausenden. „Ich dachte indeß, Sie würden vielleicht geneigt sein, es um Carolinens willen zu

vergrößern. Doctor Davenal schob eine der grünen Jalousien zurück und öffnete einen Fensterflügel, als ob die Luft im Zimmer ihm zu drückend sei. Es war dasjenige Fenster, oder besser gesagt, der Theil desselben, welcher der Straße am nächsten war und der Doctor liebte es, dasselbe immer ein wenig frei zu haben.

„Wenn ich selbst Ihr Einkommen verdoppelte, so daß Sie vierhundert Pfund hätten, was Sie gegenwärtig weder von mir erwarten noch verlangen können, so würde dies immer noch eine sehr beschränkte Summe für Caroline Davenals Ansprüche sein," entgegnete der Doctor, indem er das Fenster wieder schloß und sich mit dem Rücken dagegen stellte. „Ich glaube nicht, Mark — d. h. es ist meine Meinung und nur als solche spreche ich sie gegen Sie aus — daß Caroline sich mit einem geringen Einkommen einrichten und dabei glücklich sein kann."

Mr. Cray hatte eine von des Doctors Schreibfedern ergriffen und stand ihm, die Fahne derselben zerpflückend, gegenüber. Seine Haltung war höchst nachlässig und ungezwungen, die Augen hielt er fest auf die Feder gerichtet, als wäre es von weit größerer Wichtigkeit, sie zu zerreißen und ihre Fragmente auf den Teppich zu zerstreuen, als Doctor Davenal anzusehen. Mark Cray war geneigt, die meisten Dinge leicht zu nehmen, das Leben kaltblütig zu betrachten und er verleugnete diesen charakteristischen Zug auch bei dieser Gelegenheit nicht.

„Vierhundert Pfund das Jahr ist kein so geringes Einkommen," bemerkte er.

„Das kommt darauf an," sagte Doctor Davenal. „Ein Einkommen ist klein oder groß je nach den Bedürfnissen und Neigungen Derer, welche davon leben sollen. Caroline hat

die Annehmlichkeiten eines dreimal größeren Einkommens genossen und sich daran gewöhnt."

„Sie kann über kurz oder lang zu eigenem Vermögen kommen," sagte Mr. Cray.

Die ersten Anzeichen eines wirklichen Unwillens malten sich in den Zügen des Doctors, als er jetzt sein Auge forschend auf das Gesicht seines Associés heftete. „Haben Sie darauf spekulirt? — Ist dies der Grund, der Sie zu der Werbung bestimmte?"

„Nein," rief Mr. Cray heftig; jetzt war die Reihe an ihm, beleidigt und unwillig zu sein. Er warf die zerstückelte Feder auf das Tintefaß und trat dem Doctor näher. „Ich erkläre Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich mit keinen Gedanken an das Geld oder an den Prozeß gedacht habe, hätte Carine während ihres ganzen Lebens keinen Pfennig zu erwarten, so würde dies keinen Unterschied machen. Ich will sie, nicht ihr Geld."

Doctor Davenal biß sich auf die Lippen. „Carine!" Sie mußten schon ziemlich vertraut mit einander sein, daß er sich eine so familiäre Benennung erlaubte. Hübsche Carina war ihr Schmeichelname im Hause.

„Caroline selbst war es, die von dem Gelde sprach," fuhr Mark Cray fort. „Wir überlegten eines Tages, wie weit wir wohl mit meinen zweihundert Pfund jährlich kommen könnten und da erinnerte sie mich an den Prozeß. „Mark," sagte sie, „das Vermögen kann mir doch eines Tages zufallen und dann sind wir außer aller Sorge." Ich habe nicht daran gedacht, Herr Doctor, rechne nicht darauf und auch Caroline wäre sehr klug, dies nicht zu thun. Prozesse verschlingen gewöhnlich die Auster und lassen den Parteien die Schale."

„Sie haben also mit Caroline gesprochen?“ fragte Doctor Davenal.

Mark warf wiederum sein Haar zurück. „Welche Frage; natürlich.“

„Darf ich fragen, wann?“

„Wann — das weiß ich wirklich nicht genau,“ antwortete Mr. Cray nach einiger Ueberlegung. „Ich habe — ich habe — “

„Was?“ rief Doctor Davenal, verwundert über das ungewöhnliche Zögern. „Sprechen Sie, Mark.“

„Ich wollte nur sagen, daß ich mich schon lange um ihre Liebe beworben habe,“ fuhr Mark lachend fort, „und daß wir in der That seit längerer Zeit miteinander im Einverständniß sind. Wann ich aber das erste Mal mich in Worten gegen sie erklärt habe, kann ich wirklich nicht genau angeben.“

Der Contrast zwischen den beiden Männern trat in dem nun folgenden Stillschweigen recht augenscheinlich hervor. Doctor Davenal war ernst, verloren in tiefem, sorgenvollen Nachdenken, Mr. Cray stand selbstzufrieden, mit einer Miene, als ob Sorgen und Nachdenken ihm gänzlich unbekannte Dinge wären. Lächelnd blickte er über die Jalousien hinweg durch die Fensterscheiben auf die Vorübergehenden und nickte, sobald er einen Bekannten entdeckte, diesem mit der freundlichsten Miene von der Welt zu. Markus Cray hatte den Entschluß gefaßt, Miß Caroline Davenal zu heirathen und es lag gänzlich außerhalb seines Ideenkreises, zu vermuthen, daß irgend ein unbesiegbares Hinderniß sich der Ausführung dieses Vorhabens entgegenstellen könnte.

„Mark“, sagte der Doctor, seinen Arm auf die Hand des jungen Mannes legend, die dieser wieder grüßend gegen einen Vorübergehenden schwenkte, „Sie müssen es wissen,

daß Verhältnisse es mir zur gebieterischen Pflicht machen, mit mehr als gewöhnlicher Sorgsamkeit über Carolinens Interesse zu wachen."

„Denken Sie das? Nun wohl, Herr Doctor, ich bin überzeugt, daß ich sie glücklich machen kann. Es soll die Aufgabe meines Lebens sein; Keiner vermag sie so glücklich zu machen, wie ich."

„Wie so wissen Sie das?" fragte der Doctor.

Ein Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mannes. „Weil sie mich liebt und keinen Andern auf der ganzen weiten Welt."

„Ich dachte — ich dachte, daß ein Anderer sie liebe„ versetzte Doctor Davenal unwillkürlich. „Wenigstens kam es mir oft so vor."

Mark Cray riß die Augen auf. „Wer?" fragte er.

Doctor Davenal befriedigte jedoch seine Neugierde nicht ohne daß er gerade besondere Gründe für diese Zurückhaltung gehabt hätte. „Es ist nicht der Rede werth, ich muß mich geirrt haben," war Alles, was er sagte.

„Sie werden dieser Heirath nicht entgegen sein, Herr Doctor?" bat Mr. Cray.

Ein schmerzliches Zucken zeigte sich in des Doctors Zügen; die Worte hatten sehr bittere Erinnerungen in ihm wach gerufen.

„So lange ich lebe, werde ich nie Jemandem, über den ich Autorität habe, eine Heirath verbieten," sagte er mit einer Stimme, der er umsonst Festigkeit zu geben versuchte. — Mark Cray wußte, wo der Stich getroffen und wünschte in seiner Gutmüthigkeit, er hätte die Frage nicht gethan. „Ich werde alle mir zu Gebote stehende Ueberlegung, Vorsicht, Klugheit anwenden, aber ich werde nichts ver-

bieten. Am allerwenigsten steht mir dies Recht bei Carolinen zu."

Das Gesicht des jungen Mannes klärte sich auf. „Sie werden sie mir also geben, Doctor Davenal?"

„Ich gebe Ihnen kein Versprechen," war des Doctors Antwort. „Ich muß Zeit zum Ueberlegen haben, denn jetzt bin ich noch ganz überwältigt vom Erstaunen. Dann muß ich mit Caroline sprechen. Wir haben noch Zeit genug, jetzt schon heirathen, würde wirklich verfrüht sein."

„Verfrüht?" wiederholte Mr. Cray.

„Ganz und gar verfrüht. Ein Mensch, der sein Glück nicht erwarten kann, verdient es nicht, merken sie sich das Mark.

„Eine Dame mit blassem Gesicht kam jetzt langsamen Schrittes auf das Haus zu. Es war die erste Patientin. Der Doctor hatte sie wohl kaum bemerkt, so sehr war er mit seinen Gedanken beschäftigt. Mr. Cray, der dem Fenster näher stand, als Aerzte, die ihre Patienten erwarten, gewöhnlich zu thun pflegen, verbeugte sich lächelnd.

„Es ist Mrs. Scott," bemerkte er, als das Läuten der Hausglocke ertönte, „sie sieht heute recht übel aus."

Der aufmerksame Neal kam sogleich aus seiner Vorrathskammer hervor, öffnete die Thür und führte die Dame in das Speisezimmer. Dann blickte er in das Zimmer seines Herrn und meldete: „Mrs. Scott, Herr Doctor."

Statt des von Neal erwarteten „Laß sie eintreten", nickte der Doctor nur mit dem Kopfe. Mr. Cray machte eine Bewegung, sich zu entfernen, dabei unverwandt in das düstre Gesicht seines ältern Collegen blickend.

„Ich habe Ihnen eine Unannehmlichkeit bereitet, Herr Doctor?"

„Ich fühle mich wirklich in diesen ersten Momenten unangenehm berührt, Mark," war die offene Antwort. „Es ist nicht blos der Gedanke, daß Caroline eine bessere Verbindung hätte schließen können, auch nicht ausschließlich, daß ich sie für unfähig halte, sich mit einem mäßigen Einkommen einzurichten und eben so wenig, daß ich in Rücksicht auf sie eine doppelte Verantwortung fühle, es ist alles zusammen, was mich bedrückt."

„Sie betrachten meinen Antrag vielleicht als ein Unrecht?"

„Ich halte es für unrecht, daß Sie ihn jetzt schon gemacht haben. In Ihrer Stelle hätte ich noch gewartet, bis die Verhältnisse sich günstiger gestaltet hätten."

„Und dadurch vielleicht Caroline verloren?"

„Pah," sagte der Doctor, „ein Mädchen, das nicht warten und während des Wartens treu bleiben kann, ist nicht drei ausgeblasene Eier werth."

Er verließ mit diesen Worten das Zimmer Auf die Gefahr hin, seine Patienten warten zu lassen, mußte er erst Caroline aufsuchen und mit ihr sprechen. Er hatte eher keine Ruhe.

Mr. Cray verließ ebenfalls das Zimmer und trat gleich darauf aus der Hausthür. Ehe der diensteifrige Neal dieselbe noch hinter ihm schließen konnte, fuhr eine elegante Equipage vor, deren Diener rothbraune Livree trugen und an deren Schlage die Insignien der englischen Baroneterie — die blutige Hand, zu sehen war.

Der Bediente sprang herab, um die Befehle der Herrschaft einzuholen. Mr. Cray, der soeben den Rasenplatz durchschritten hatte, zog grüßend den Hut vor der allein im Wagen sitzenden kleinen grauen, nervös aussehenden Dame

in einem altmodischen hochrothen Seidenkleide, und war ihr beim Aussteigen behülflich.

„Wie befinden Sie sich heute, Lady Oswald?“

Neal war Mr. Cray mit leisen katzenartigen Schritten gefolgt und stand von ihm unbemerkt ganz Aufmerksamkeit und Dienstbeflissenheit in ehrfurchtsvoller Ferne; vielleicht gab es eine Bestellung an seinen Herrn auszurichten. Dabei überließ er es drei andern Patienten, die soeben ankamen, allein ihren Weg nach dem Hause zu finden.

Zweites Kapitel.

Lady Oswalds Brief.

Der Gartensalon war, wie schon früher erwähnt, das angenehmste Zimmer im ganzen Hause. Nicht wegen seiner Größe und des darin herrschenden Luxus, es war nur klein und im Vergleich zu dem großen Putzzimmer im ersten Stocke einfach eingerichtet; nicht wegen seiner peinlichen Ordnung, denn es lag gewöhnlich mancherlei durcheinander, aber es war eine allerliebste, bezaubernde Unordnung, ein pêle-mêle, welches eben den größten Reiz des Gartensalons ausmachte.

Das große Besuchs- und Putzzimmer wurde heilig gehalten von der in diesen Räumen waltenden Priesterin. Dem Leser soll in ganz kurzer Zeit die Ehre ihrer Bekanntschaft zu Theil werden — es war heilig und unwohnlich. Kein Taschentuch durfte nur für einen Augenblick auf einen der schönen Tische, auf die eleganten, mit schwerer Seide bezo-

genen Sophas und Ottomanen gelegt werden; keine Fußbank durfte von dem ihr angewiesenen Platz gerückt werden — was kam darauf an, wenn ermüdete Füße schlaff herabhingen und den Wadenkrampf bekamen? Wehe dem, der es gewagt hätte, einen Lichtschirm von dem Marmorkamin zu nehmen und ihn einer Dame zur Benutzung zu reichen, was waren Augen und Wangen gegen die Ordnung dieses Gemaches. Scrupulös eigen, jedes Ding an seinem gewohnten Platz, so mußte dieses Zimmer erhalten werden. Ein an den unrechten Platz gestelltes Buch galt als Hochverrath, ein Stäubchen auf den Meubeln war für Jessy, das unglückliche Hausmädchen, gleichbedeutend mit dem Kündigungsschein. Auch das Speisezimmer wurde in ganz besondere Obhut genommen, es mußte immer in Bereitschaft für den Empfang der Patienten sein. Die „Times“ und die neueste Nummer des Localblattes lagen täglich auf dem Mahagonytische, das war aber auch Alles, was überhaupt umherliegen durfte. Es ist unter diesen Umständen wahrlich nicht zu verwundern, daß man sich im Gartensalon durch etwas Ungebundenheit für den Zwang allzupeinlicher Ordnungsliebe schadlos zu halten suchte.

Es war dessenungeachtet ein herziges Zimmer, ganz besonders an einem sonnigen Tage. Zeichnungen, in Bleistift und Wasserfarben ausgeführt, bedeckten, von einfachen Rahmen umgeben, die mit hellfarbigen Tapeten bekleideten Wände, Notenhefte lagen auf und um das Piano und neben der in einer Ecke lehnenden Harfe. Auf allen Tischen und Etagèren fand man Bücher, überall, wohin das Auge blickte, fiel es auf zierliche Nippssachen, hübche Stickereien und Phantasiearbeiten. Die großen, hohen Glasthüren standen offen, einige Stufen und man befand sich im Gar-

ten und zuvörderst auf einem freien, mit üppigem Rasen bewachsenen Platz, der an einem heißen Sommertage einen besonders köstlichen Aufenthalt gewährte.

Dieser Grasplatz lag nämlich im Schatten; während die Nachmittagssonne voll die Vorderseite des Hauses beschien. Der Duft der Rosen, des Flieders, des Heliotrops und anderer wohlriechenden Blumen erfüllte die Luft, Bienen summten, Schmetterlinge flatterten von Blüthe zu Blüthe. Die Rückseite des Hauses war das volle Gegentheil seiner Vorderfront mit der an ihr vorbeiführenden Straße mit dem heißen Pflaster, dem Sonnenschein und den sich treibenden und drängenden geschäftigen Menschen. Auf der moosigen Wiese lag der kühle erquickende Schatten, die Ruhe und das Wohlbehagen schien von tausend Blumenkelchen ausgehaucht zu werden. Auf einer Gartenbank auf dem Rasenplatze saß lesend eine junge Dame. Ein anmuthiges Mädchen von mittlerer Frauengröße mit großen braunen, glänzenden Augen, einem wohlgeformten freundlichen, etwas blassem Gesichte und braunem Haar, das, wenn der Sonnenschein darauf fiel, einen beinahe goldigen Schnitt erhielt. Die ganze Erscheinung konnte nicht auf den Namen Schönheit Anspruch machen, aber es war eins jener Gesichter, die man gern sieht — und liebt. Ein weit schöneres Gesicht war unstreitig das des jungen Mädchens, welches sich zwischen den an der Seite des Gartens stehenden Sträuchern hin = und herbewegte und Blumen pflückte. Es war ein Gesicht, dem auch der strengste Kritiker das Prädicat „schön" nicht versagen konnte, mit großen tiefblauen Augen, beinahe kohlschwarzem Haar und einem Teint von wahrhaft blendender Weiße, angehaucht mit einer Röthe, die wunderbar schön, aber leider nicht immer

das Zeugniß der festesten Constitution ist. Sie war klein, zart und elfengleich, ihre Bewegungen hatten etwas von denen eines launenhaften, eigenwilligen Kindes. Ein Fremder würde die beiden jungen Mädchen für Schwestern gehalten haben und in Verlegenheit gewesen sein, zu bestimmen, welche von ihnen die ältere sei. Und doch existirte keine wirkliche Aehnlichkeit zwischen ihnen, außer in ihren Kleidern, diese waren sich ganz gleich, aus leichtem gazeartigen Seidenstoff, kühl, aber elegant und ohne Zweifel theuer, reich mit farbigem Besatz und Spitzen garnirt. Die beiden jungen Damen waren nicht Schwestern, sondern Cousinen.

Ein Schrei ertönte aus dem Munde der Blumensammlerin und veranlaßte die lesend auf der Gartenbank sitzende Dame auzusehen und zu fragen:

„Was ist Dir, Caroline?“

Die Angeredete kam herbeigelaufen, warf die gepflückten Blumen zu Boden und hielt der Cousine die Hand hin, über deren Rücken seiner ganzen Länge nach ein blutiger Riß hinweglief.

„Sieh nur! So geht es mir jedesmal bei den wilden Rosensträuchern.“

„Die arme Hand! Sitze still, Carine, es ist zu heiß heute, um irgend etwas anderes zu thun. Was willst Du denn mit den Blumen machen, daß Du Dich so abmühst, um sie zu pflücken?“

„Ich habe keine bestimmte Verwendung dafür und pflückte sie nur, um mir die Zeit zu vertreiben.“

„Warum bist Du nur heute so unruhig?“

„Bin ich unruhig? Ja, wer kann auch immer so ruhig sein, wie Du? Lesen, lesen — und wieder lesen!“

Die Lippen der Lesenden öffneten sich zu einem heitern Lächeln und zeigten dabei zwei Reihen prächtiger weißer wie Perlen aneinander gefügter Zähne. „Ich möchte Dir fast mit Deinen eigenen Worten entgegnen, Carine — bin ich ruhig? Ich dächte nicht.“

„Ja, das bist Du, außer wenn die Knaben zu Hause sind, dann kannst Du Lärm genug machen. Ich will jetzt einmal nach den Himbeersträuchern gehen und einige Früchte essen.“

„Leihe mir doch zuvor Deinen Bleistift, Caroline.“

Miß Caroline Davenal fuhr mit der Hand in die Tasche, konnte jedoch ihren Bleistift nicht finden. „Ich muß ihn irgendwo im Hause verloren haben,“ sagte sie. „Du, wirst ihn finden, wenn Du nachsiehst.“

„Ich möchte hier gern eine Stelle anstreichen.“

„Was wird Mr. Oswald Cray sagen, wenn Du Bleistiftzeichen in sein Buch machst?“

Mr. Oswald Cray forderte mich auf, Alles anzustreichen, was mir besonders interessant scheine. Es ist ein köstliches Buch.“

Caroline Davenal knüpfte ihr Taschentuch über den Kopf um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen und hüpfte, ein Liedchen trällernd, den Garten hinunter. Die obere Hälfte desselben war dem Vergnügen und den Blumen gewidmet, in der untern führte der Nutzen mit Gemüsebeeten und Obstbäumen das Regiment. Das andere junge Mädchen ging mit dem Buche in der Hand die Stufen nach dem Gartensalon hinan, um dort einen Bleistift zu finden. In der Thür begegnete ihr Doctor Davenal.

„Ist Caroline hier?“

„Sie ist im Garten, Papa.“

Der Doctor trat ans Fenster und blickte sich nach Caroline um, konnte sie jedoch nicht entdecken; die den Hintergrund begrenzenden Obstbäume verbargen sie seinen Blicken. Nachdenkend schwieg er einige Minuten, dann plötzlich sich an seine Tochter wendend, fragte er sie: „Sara, wußtest Du, daß—daß—nun kurz und gut, hast du jemals bemerkt, daß zwischen Caroline und Mr. Cray sich eine Neigung entsponnen hätte?“

Sara sah auf, ohne jedoch sogleich zu antworten. Diese Frage von dem Vater an die Tochter gerichtet, trieb ihr in ihrer mädchenhaften Schüchternheit eine hohe Schamröthe an die Wangen.

„N — ein,“ antwortete sie endlich. Dieses zögernd gesprochene Nein klang aber weit eher wie ein Ja.

„Mein Kind, ich frage Dich nicht, damit Du mir eine unwahre Antwort geben sollst,“ versetzte der Doctor ernst. Es liegt mir daran, die Wahrheit zu erfahren.“

„O, Papa, Du weißt — Du weißt, ich würde Dich nie durch eine Unwahrheit betrüben,“ antwortete sie traurig. Tief gerührt von diesem Ton schloß der Doctor sie in seine Arme und küßte sie. Er wußte wie gut, wie liebevoll, wie pflichgetreu diese Tochter war.

„Um Dir die reine Wahrheit zu sagen, Papa, es ist mir ganz kürzlich, erst seit einigen Tagen, ein leiser Argwohn aufgestiegen, daß es wohl zwischen Beiden so stehen könne. Caroline hat sich gegen mich nicht ausgesprochen und mich haben hauptsächlich nur Mr. Crays sehr häufige Besuche auf die Vermuthung gebracht. Ich weiß wirklich nicht, ob es sich so verhält, oder ob ich mich geirrt habe.“

„Ich glaube, ich bin gewissermaßen blind gewesen,“ sagte der Doctor mehr zu sich, als zu seiner Tochter. „Ich muß

Dir gestehen, Sara ich hatte mir den Gedanken in den Kopf gesetzt, ein Anderer habe Wohlgefallen an Caroline gefunden und ich glaube, deshalb hatte ich keine Augen für das, was sonst noch um mich vorging. Ich spreche von Oswald Cray."

Es war gut, daß des Doctors Augen auf den Garten gerichtet waren, die in den Zügen seiner Tochter vorgehende Veränderung möchte ihn sonst doch wohl in Verwunderung gesetzt haben. Ihr Gesicht war mit einer Purpurgluth übergossen. Sie trat zum Tisch und blieb dort, den Rücken gegen das Licht gekehrt, stehen. „Ich sehe jetzt wohl, daß ich mich geirrt haben muß, meinst Du nicht auch, Sara?"

„Ganz gewiß, Papa, Du täuschtest Dich nicht," war die leise Antwort.

„Aber Mr. Oswald Cray kommt doch auch sehr viel zu uns, wenn er in Hallingham ist," fuhr der Doctor fort, der seinen Wahn noch nicht so leicht aufgeben konnte.

Die Purpurröthe ward noch tiefer. Doctor Davenal schien gar nicht zu bemerken, daß er keine Antwort erhielt, sondern sprach weiter:

„Gott weiß, wie ich auf die Idee gekommen bin; ich bin wahrhaftig nicht der Mann, Heirathen stiften zu wollen weder für Caroline noch sonst für Jemand anders. Man thut am allerbesten, wenn man sich in derartige Sachen nicht mischt, sondern sie sich selbst überläßt; aber das muß ich gestehen, Sara, ich wünschte, daß es Mr. Oswald Cray statt Mark wäre."

„Wirklich Papa?" fragte sie, das erröthete Gesicht immer noch von ihm abgewendet.

„Gewiß, Oswald würde ich sie mit Freuden anvertraut haben. Wie konnte sie nur Mark vor ihm den Vorzug geben?"

Sara hob den Kopf in die Höhe. Schnelle Worte waren auf ihren Lippen — die Erklärung, daß Mr. Oswald Cray wohl gar nicht daran gedacht, sich um Caroline zu bewerben — aber sie blieben ungesprochen.

„Willst Du sie wohl aufsuchen und ihr sagen, daß ich hier sei und mit ihr sprechen möchte, Sara?“

Sara schlüpfte leicht an dem Doctor vorüber, ging über den kühlen Rasenplatz nach dem sonnigen Theile des Gartens und hatte ihre Cousine bald gefunden. „Papa will Dich sprechen, Carine.“

Caroline fuhr im Bewußtsein dessen, was ihrer wartete, erschrocken zurück. „Was giebt es?“ flüsterte sie. „Sagte er, was er von mir wollte, Sara?“

„Ich glaube,“ sagte Sara langsam, ungewiß, ob sie sprechen dürfe oder nicht, „ich glaube es betrifft Mr. Cray.“

Caroline schwieg einige Minuten, während welcher sie dem Rasenplatz zuschritt; als sie denselben jedoch beinahe erreicht hatte, wandte sie sich nach der ihr langsamer folgenden Cousine um und fragte ängstlich:

„Sara! Sara! Schien er sehr böse?“

„Nicht gerade böse, mehr verstimmt, wie es mir vorkam.“

Doctor Davenal stand noch immer an der Glasthür. Er streckte seiner Nichte, als sie sich ihm näherte, die Hand entgegen.

„Du willst mich sprechen, Onkel Richard?“

„Ja. Mr. Cray hat bei mir um Deine Hand angehalten, Caroline. Geschah dies mit Deiner Bewilligung?“

„Du bist böse auf mich, Onkel Richard. Ach, wenn Du böse bist, bin ich sehr — sehr unglücklich.“

„Wann hast Du mich je böse gegen Dich gesehen? fragte er ernst. Caroline Davenal brach in Thränen aus.

„Meine liebe Caroline, lassen wir jetzt die Kindereien,

die Du doch nur affectirst und welche sich für einen so wichtigen Moment, wie der jetzige ist, nicht schicken. Ich muß sehr ernsthaft mit Dir sprechen. Komm herein, Sara, es ist hier kühler, als im Garten."

Sara war, bestimmt von einem leicht begreiflichen Zartgefühl, im Garten zurückgeblieben, kam aber auf den Ruf ihres Vaters in das Zimmer und setzte sich mit ihrem Buche an den Tisch. Caroline trocknete ihre Thränen und betrachtete den Doctor mit verstohlenen Blicken.

„Du bist unwillig, Onkel Richard."

„Wenn ich es bin, Caroline, so geschieht dies nur, weil ich Dich liebe und mir Dein Wohl am Herzen liegt. Die vorherrschende Empfindung in mir ist jedoch Erstaunen, ich dachte nie nur im Entferntesten an dergleichen, nicht der leiseste Verdacht stieg mir auf.

„Ich bildete mir ein, Du müßtest es längst errathen haben," war die leise hervorgehauchte Antwort.

„Errathen haben! Mein Kind. Ich gestehe indeß, daß die Schuld an mir gelegen hat, wie ich jetzt einsehe Wenn wir uns eine Sache einreden, so hindert uns das häufig, eine andere wirklich existirende wahrzunehmen. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, Caroline, Mr. Oswald Crays sehr häufigen Besuche bei uns wären auf Deine Rechnung zu schreiben."

Caroline hob das Auge zu ihm empor und Doctor Davenal konnte sehr wohl bemerken, welch ungeheucheltes Erstaunen sich in ihrem Gesichte malte, „Onkel Richard!"

„Ich sehe, ich sehe es jetzt Kind, daß der Gedanke jeder Begründung entbehrte. Aber," fügte er sehr ernst hinzu, „ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich es viel lieber gesehen hätte, wenn es Oswald statt Mark gewesen wäre. Oswald

genießt und mit vollem Rechte überall der größten Hochachtung."

„Ich sollte wohl meinen, daß ein solcher Gedanke jeder Begründung entbehren müsse," antwortete Caroline in gereiztem Tone, denn sie fühlte sich durch den zu Marks Ungunsten aufgestellten Vergleich beleidigt. „Nein, Onkel Richard, Sara gefällt Mr. Oswald Cray tausendmal besser, als ich! Ich will damit aber nicht sagen, sie gefiele ihm so — nun, Du weißt schon, wie ich es meine — sondern nur im Allgemeinen, fügte sie hastig hinzu, fürchtend, der Onkel könne ihre Worte in einer keineswegs von ihr beabsichtigten Weise deuten. Oswald Crays Herz ist vollkommen erfüllt von seinen ehrgeizigen Plänen, seiner weitgreifenden Thätigkeit, er hat keine Zeit, andere Dinge zu denken. Onkel, ich möchte Oswald Cray nicht heirathen und wenn er so viele Pfund Goldes besäße wie er schwer ist. Er würde den ganzen Tag an mir zu tadeln und zu bessern haben."

„Gut, gut, lassen wir jetzt Oswald Cray und kommen wir auf den eigentlichen Gegenstand unserer Unterredung zurück. Wenn —"

„Lady Oswald, Herr Doctor."

Die Unterbrechung geschah durch Neal. Sie hatten ihn die Thür nicht öffnen gehört und erfuhren seine Anwesenheit erst durch die Meldung. Es war natürlich für jetzt an eine Privatunterredung nicht mehr zu denken; mit einem halbunterdrückten Seufzer ging der Doctor Lady Oswald entgegen. Sie trat ein, fest in ihren warmen Kaschmirshawl gehüllt, das purpurrothe Kleid nach der Mode jener Tage, wo Lady Oswald jung war, graziös an der rechten Seite mit der Hand aufnehmend. Lady Oswald war eine jener

eingebildeten Kranken, die ihren Aerzten mehr zu schaffen machen, als ein Dutzend anderer an wirklich ernsten Krankheiten leidender Patienten.

In beständiger Unruhe und Aufregung verlangte sie Doctor Davenals ärztlichen Rath täglich, ja man könnte sagen stündlich, ohne daß jemals eine dringende Veranlassung dazu gewesen wäre. Sie bezahlte ihn gut, aber sie trieb ihn auch oft zur Verzweiflung. An Tagen, wo er Muße hatte, stattete er ihr die obligate tägliche Visite, welche mindestens eine Viertelstunde währte und während welcher er neben den Klagen über ihre Leiden und Gebrechen auch noch den Stadtklatsch von ganz Hallingham mit anhören mußte, noch mit dem besten Anstande von der Welt und ohne jegliches Murren ab; aber in Zeiten, wo ihm jede Minute kostbar war, fluchte er nicht selten über diese verlorne, Todtkranken geraubte Viertelstunde. Er war am Morgen zwischen zehn und elf Uhr bei ihr gewesen, Neal hatte ihm gesagt, daß sie während seiner Abwesenheit nach ihm gefragt habe, und jetzt war sie schon wieder da! In letzterer Zeit hatte der Doctor sogar einige Male Mr. Cray statt seiner gesandt und sie schien sich zu seinem großen Troste diese Vertretung gefallen zu lassen. Heute war es jedoch eine ganz besondere Angelegenheit, welche sie hergeführt. „Nur zwei Minuten möchte ich mit Ihnen sprechen, Doctor," sagte sie mit einer von Natur schwachen Stimme. „Sie müssen heute so viel Zeit für mich übrig haben, obgleich es Dienstag ist und ich ihr Wartezimmer schon ganz voll von Leuten sehe; Neal sagte mir, Sie wären hier und da habe ich Sie denn sogleich aufgesucht, um gar nicht in das Gedränge der Patienten zu gerathen. Sehen Sie, ich bitte Sie um Gotteswillen, was ich heute für einen Brief erhalten habe, denken Sie sich,

wie das auf meine Nerven wirkt. Parkins hat mir schon Aconit geben müssen."

„Sie wissen aber, Lady Oswald, ich will nicht, daß Sie Aconit nehmen."

„Was soll ich aber thun, wenn meine Nerven derartige Erschütterungen erhalten? Lesen Sie nur den Brief, lesen Sie nur!"

Der Doctor, obgleich er jetzt ganz und gar keine Zeit für Briefe und Nerven hatte, mußte doch gute Miene zum bösen Spiele machen. Er öffnete den Brief, der zum Glück nur wenige Zeilen enthielt, überflog dessen Inhalt mit den Augen und las ihn dann zum zweitenmale, da er die Handschrift nicht sogleich vollständig zu entziffern vermochte. Der Brief war von Lady Oswalds Hauswirth, Mr. Low. Demselben war vor einiger Zeit durch die Eisenbahncompagnie der Antrag gestellt worden, dieser ein Stück des zu dem von Lady Oswald bewohnten Hause gehörigen Gartens käuflich zu überlassen, um darauf einige an dieser Stelle nothwendige Schuppen zur Aufbewahrung von Kohlen und dgl zu errichten. Das Schreiben benachrichtigte Lady Oswald davon, daß Mr. Low den Handel abgeschlossen und endete mit dem höflichen Wunsche und der Hoffnung, daß weder Schuppen, noch deren Errichtung der Dame irgend welche Störung oder Unbequemlichkeit bereiten möchten.

Der Doctor faltete den Brief, nachdem er ihn gelesen, wieder zusammen. Lady Oswald blickte ihn forschend an. „Was würden Sie mir zu thun rathen?" fragte sie.

„Ich weiß in der That nicht, was Sie thun könnten, Lady Oswald," antwortete er nachdenklich, „als sich ruhig in das Unvermeidliche fügen."

„Ich mich fügen? Ich soll dulden, daß man Eisenbahn-

schuppen in meinem Garten, mir so zu sagen auf der Nase erbaut?“ rief sie in maßlosem Erstaunen.

„Vom ersten Augenblick an, wo ich erfuhr, es würden Fahrgeleise dicht an Ihrem Garten vorbeigelegt, war ich überzeugt, daß Ihnen in irgend einer Weise daraus Unannehmlichkeiten erwachsen würden,“ bemerkte der Doctor, mehr zu sich als zu Lady Oswald sprechend. „Sie sind wirklich zu bedauern, Lady Oswald, wir müssen uns aber im Leben Alle in unangenehme, aber unabänderliche Dinge ergeben.“

„Ich werde mich aber nicht darein ergeben,“ antwortete sie mit großer Entschlossenheit. „Sie haben kein Recht, in meinem Garten ihre häßlichen Schuppen hinzupflanzen. Ich leide es nicht.“

„Sie besitzen aber die Macht nicht, es zu verhindern,“ entgegnete Doctor Davenal. „Sie sind nur Mietherin und um die Wahrheit zu gestehen, ich glaube Niemand, sogar der Besitzer selbst nicht, hätte es verweigern können. Die Eisenbahngesellschaften scheinen im ganzen Lande schalten zu dürfen, ganz wie es ihnen gut deucht. Mr. Low wird ohne Zweifel gut bezahlt werden und hat, wie aus dem Briefe hervorgeht, den Verkauf bereits abgeschlossen.“

Lady Oswald strich mit nervöser Hast ihr graues Haar aus der Stirn. „Doctor Davenal, ich glaube nicht, daß es Gesetze giebt, welche die Macht haben, unschuldige Menschen zu bedrücken und sie aus ihrer Heimath zu vertreiben. Wissen Sie, wie lange ich in dem Hause gewohnt habe?“

„Viele Jahre, so lange als Sir John todt ist.“

„Ich habe vierzehn Jahre darin gewohnt und mich nicht nach ihrem Gefallen daraus vertreiben lassen. Ich hoffte dort zu sterben und will darin sterben. Wenn sie es wagen, meinen Grund und Boden anzutasten, werde ich den

Schutz der Obrigkeit gegen sie anrufen und wenn Polizeidiener Tag und Nacht Wache halten lassen."

Doctor Davenal bestritt die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit dieses Planes nicht weiter. Er wußte, daß wenn er selbst Zeit gehabt, einen solchen Versuch zu wagen, derselbe sich doch bei ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfassung als gänzlich fruchtlos erwiesen hätte.

„Weil ich eine Witwe bin, denken sie, ungestraft mit mir spielen zu können," fuhr sie fort, „Sie sollen sehen, daß sie sich geirrt haben. Ich habe an Mr. Oswald Cray telegraphirt und erwarte ihn mit dem Abendzuge."

„Sie haben an Mr. Oswald Cray telegraphirt?" rief Doctor Davenal.

„Natürlich habe ich das gethan. Wer außer Ihnen, Doctor, und ihm nimmt sich denn meiner auf der Welt noch an? Ich erhielt den Unglücksbrief, als Sie mich heute Morgen kaum verlassen hatten und sandte sofort das Telegramm ab. Oswald hat vielen Einfluß, er kann sie Alle bei Seite schieben, sie müßten früh aufstehen, wenn sie den überlisten wollten."

Der Doctor öffnete den Mund, um zu sprechen, schluckte jedoch die Worte, welche er bereits auf der Zunge hatte, wieder hinunter. Wozu konnte es führen, wenn er Lady Oswald darauf aufmerksam machte, daß Mr. Oswald Cray als einer der den Eisenbahnbau leitenden Ingenieure nothwendig auf der andern Seite stehen müsse, wenn sie nicht selbst gesunde Vernunft genug besaß, dies einzusehen? Er sprach einige Worte der Entschuldigung, daß er jetzt zu seinen Patienten gehen müsse, gab der Dame halb und halb das Versprechen, sie am Abend nochmals zu besuchen und überließ ihre fernere Unterhaltung seiner Tochter.

„Meine liebe Sara, weshalb ist denn Miß Carine in dem Augenblick, wo ich eintrat davongelaufen?“

Sara lächelte. „Ihr Eintritt hat sie nicht verscheucht, ich glaube, sie wollte uns Allen aus dem Wege gehen. Außerdem glaubte sie auch wohl, Ihr Besuch gelte nur dem Papa.“

„Wie befindet sich Miß Davenal?“

„Ganz wohl. Wollen Sie zu ihr gehen? Sie ist im Salon.“ Lady Oswald überlegte zögernd.

„Ich möchte sie natürlich gern besuchen, meine Liebe, Sie wissen ja, ich habe die größte Hochachtung für sie, aber es ist für mich eine gar zu schwierige Aufgabe, mit meiner kleinen schwachen Stimme. Da ich aber einmal hier bin, will ich doch hinauf gehen. Ist es besser mit ihrer Taubheit?“

„Ach nein, war Saras Antwort, ich glaube auch nicht, daß es damit besser werden wird. Wir fürchten, es wird schlimmer mit dem zunehmenden Alter.“

„Womit?“ rief Lady Oswald.

Sara hatte ein sehr schnelles Begriffsvermögen und bemerkte daher sogleich, daß das in Bezug auf ihre Tante angewendete Wort „Alter“ Lady Oswalds Ohr beleidigt habe. Wie veränderlich sind unsere Ansichten über Alter, je nachdem unsere Jahre sich verändern! Sara Davenal mit ihren zwanzig Jahren hielt ihre nahe der Fünfzig stehende Tante für alt, während Lady Oswald, die bald ihren ein und siebzigsten Geburtstag feierte, Miß Davenal noch als eine ziemlich junge Person erschien.

Lady Oswald stieg langsam und bedächtig, einen Fuß vor den andern setzend die breite Treppe hinauf. Sara folgte ihr und öffnete die Thür eines großen viereckigen

Zimmers, schön wie ein Ausstellungssaal, und ihm diese Schönheit stets ungetrübt zu erhalten, war die Passion von Miß Bettina Davenal.

Dritttes Kapitel.

Miß Bettina Davenal

Miß Davenal saß auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenster, ihre stattliche Figur kerzengerade aufgerichtet. Ihre Hände setzten eifrig die Stricknadeln in Bewegung, während die zu ihrer Strickarbeit nöthige Wolle in einem Perlkörbchen auf einem kleinen Tisch mit eingelegter Arbeit vor ihr stand. Wie viele Strümpfe, Pulswärmer, Aermel, Tücher und Shawls Miß Davenal alljährlich verfertigte, wußten nur die Armen, denn diese allein empfingen diese Werke ihrer Hände. Hallingham behauptete, sie müsse die Hälfte ihres Einkommens für Wolle ausgeben. Sie war ohne Zweifel von Herzen wohlthätig und gut, ihr Aeußeres gab aber nicht viel Kunde von diesen Eigenschaften.

Bettina Davenal mußte zu ihrer Zeit mit ihrem schönen Teint und den classischen Zügen eine Schönheit gewesen sein; jetzt hatten ihre grauen Augen jedoch einen harten, kalten Blick und die feingeschnittene gerade Nase war ängstlich dünn. Eine aus Italien stammende Dame, welche bei ihr Pathenstelle vertreten, hatte ihr den Namen Bettina gegeben, der zwar recht wohlklingend, aber für den täglichen Gebrauch etwas zu lang war. Er ward daher häufig von Personen, welche ihr näher standen, in Bett und Miß Bett umgewan-

delt, eine Licenz, die jedoch Miß Davenals höchsten Unwillen hervorrief. Sie war geplagt mit dem lästigen Gebrechen der Taubheit und plagte ihre Umgebung mit der bei Tauben häufig vorkommenden Ueberzeugung, daß sie eigentlich gar nicht taub sei. Ihr helles, noch immer weiches und volles Haar war in Flechten aufgesteckt und zum Theil bedeckt von einem sehr hohen Kopfputz aus echten Spitzen.

Sie hätte ihre Leibeslänge auf diese Weise nicht zu erhöhen brauchen, denn sie war an und für sich schon groß genug, was recht deutlich wahrzunehmen war, als sie aufstand, um Lady Oswald zu begrüßen. Eine gerade, schlanke, magere Gestalt, die hartnäckig die Mode der Crinoline und des Reifrocks verschmähte, so daß ihr graues Seidenkleid glatt um ihre Figur fiel, als sie ihre mit halben Handschuhen bedeckten Hände gegen Lady Oswald ausstreckte.

„Ich hoffe, ich sehe Sie heute recht wohl, Lady Oswald.“

Der Ton ihrer Stimme war unnatürlich laut, wie man dies häufig bei tauben Personen bemerkt. Lady Oswald mit ihren schwachen Nerven hätte sehr gern, wenn sich dies nur irgend geschickt hätte, beide Hände vor die Ohren gehalten.

„Ich bin heute nicht wohl, ich befinde mich übler als jemals, Miß Davenal. Ich habe einen heftigen Schreck, ich kann wohl sagen, eine furchtbare Erschütterung gehabt.',

„Eine was?“ schrie Miß Davenal die Hand an das Ohr legend.

„Eine Erschütterung.“

„Gott steh uns bei!“ trompetete Miß Davenal; „sind die Pferde mit Ihrem Wagen durchgegangen?“

„Erzählen Sie es ihr, Sara!“ stöhnte Lady Oswald, „ich bin zwei Tage lang heiser, wenn ich so schreien muß.“

„Lady Oswald hat unangenehme Nachrichten erhalten.

Ihr Wirth hat ihr geschrieben, daß die Eisenbahn durch ihren Garten gelegt werden soll."

Miß Davenal hatte einige Worte aufgefangen und sah sehr erschrocken aus.

„Er hat ihr geschrieben, die Eisenbahn solle durch sie hindurch gelegt werden? Was soll das heißen?"

„Nicht durch sie, durch ihren Garten," sagte Sara, die Lippen dicht an die tauben Ohren legend.

„Das litte ich nicht," schrie Miß Davenal, „auf keinen Fall litte ich das, Lady Oswald."

„Ich werde es auch nicht leiden," antwortete Lady Oswald, alle Kraft ihrer Lungen aufbietend. „Ich lasse Mr. Oswald Cray kommen."

Miß Davenal stutzte. „Was soll denn das helfen? Sie könnten doch nicht drunter schießen lassen? Schaden könnte es freilich nicht; ich hasse diese Eisenbahnen wie die Sünde."

„Drunter schießen lassen, wie kommen Sie darauf?"

„Sagten Sie nicht, Sie ließen Pulver und Blei kommen?"

„Liebe Sara, ich bitte Sie, machen Sie es ihr begreiflich."

Die arme Sara leistete ihr Möglichstes. „Nicht Pulver und Blei, Tante Bettina; Mr. Oswald Cray."

Tante Bettina neigte zustimmend ihr stattliches Haupt. „Ich mag Mr. Oswald Cray sehr gern, er ist mein Günstling, Lady Oswald."

„Er ist der allgemeine Liebling, Miß Davenal," antwortete Lady Oswald. „Ich hätte ihn in meinem Testamente bedacht, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Oswaldsche Familie dadurch zu sehr aufzubringen. Sie haben Alle entsetzliche Vorurtheile."

„Eile!" wiederholte Miß Davenal. „Womit hat er denn solche Eile?"

„Vorurtheile, Tante Bettina. Lady Oswald meint, die Familie Oswald sei so vorurtheilsvoll.“

„Du brauchst nicht so zu schreien, Sara, ich kann ja Gott sei Dank hören. Wer das so mit ansieht, müßte glauben, ich sei stocktaub. Wogegen hat er denn Vorurtheile, gegen die Eisenbahn? Das scheint mir doch kaum möglich, da er selbst einer von den Ingenieuren ist.“

„Nicht Mr. Oswald Cray, Tante, die Familie Oswald hat Vorurtheile gegen ihn.“

„Wenn Du mir noch einmal so in die Ohren schmetterst. Sara, werde ich mich bei Deinem Vater darüber beklagen. Es ist ja gerade als sprächest Du zu Jemand, der oben auf dem Dache sitzt. Als ob Lady Oswald und ich nicht wüßten, daß ihre Familie große Vorurtheile gegen Mr. Oswald Cray hat. Wir brauchen wahrhaftig nicht zu warten, bis Du uns das erzählst, wir wußten das lange, ehe Du geboren wurdest. Ich glaube übrigens nicht, Lady Oswald, daß ihn diese Vorurtheile sehr bekümmern,“ fügte sie, sich zu der alten Dame wendend, hinzu.

„Er müßte sehr thöricht sein, wenn er es thäte. Ich weiß, sie haben auch gegen mich ihre Vorurtheile und ich mache mir nicht so viel daraus.“

„Ich glaube alle diese Eisenbahnen, Bahnhöfe und Telegraphen führen noch den Untergang der Welt herbei,“ sagte Miß Davenal verdrießlich.

„Die Nachricht hat mich krank gemacht,“ seufzte Lady Oswald, die von nichts lieber sprach, als von ihren Leiden „Ich hatte mich so hübsch erholt, wie Doctor Davenal bezeugen kann, das aber wirft mich auf vier Wochen zurück. Mein Mädchen hat mir Aconit geben müssen.“

„Was Sprit?“ fragte Miß Davenal, sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrend.

„Ich sagte Aconit,“ schrie Lady Oswald. „Es wirkt sehr beruhigend auf die Nerven. A — co — nit.“

Miß Davenal schüttelte mit dem Kopfe. Nehmen Sie doch nicht solch garstiges Zeug, das ist ja homöopathische Quacksalberei und nützt Ihnen gar nichts, Lady Oswald,“ schrie sie unwillig. „Lassen Sie das bleiben.“

„Ich rühre es auch sonst ganze Monate nicht an, nur wenn sich wie heute Dinge ereignen, die mich ganz besonders heftig aufregen.“

Miß Bettina starrte sie abermals verwundert an. „Heftiger Regen? Wir haben ja ganz klaren Himmel und das schönste Wetter von der Welt.“

Lady Oswald warf einen hülfesuchenden Blick auf Sara. „Aufregen, Tante Bettina, Lady Oswald spricht von heftigen Aufregungen.“

Miß Bettina war weit entfernt, ihrer Nichte für diesen Beistand dankbar zu sein, schob sie vielmehr mit dem Ellenbogen bei Seite. Der Versuch, Miß Davenals Taubheit zu Hülfe zu kommen und ihr als Dolmetscher zu dienen, wurde von ihr stets als schweres, unverzeihliches Verbrechen betrachtet. „Man muß sich von nichts aufregen lassen, Lady Oswald, „ich bin in meinem Leben nicht aufgeregt gewesen.“

„Die Temperamente der Menschen sind sich nun einmal nicht gleich,“ erwiederte Lady Oswald.

„Reich!“ schrie Miß Davenal, so zornig, als der gute Ton es nur irgend gestattete. „Wie kommt das dazu? Glauben Sie, Menschen die nicht reich sind, wären aus anderm Teige geknetet?“

„Ich sagte die Tem-pa-ra-mente der Menschen sind

sich nicht gleich," kreischte Lady Oswald, so daß ihre Stimme förmlich überschnappte. „Sara ich muß gehen."

Sie stand schnell von ihrem Stuhl auf, es war ihr unmöglich, die Unterhaltung länger fortzuführen. Trotz des geringen Vergnügens, was beide Damen durch den Besuch empfunden, nahmen sie doch einen überaus zärtlichen Abschied von einander. Dieselbe Scene wiederholte sich, so oft sie zusammenkamen, wie überhaupt, so oft Jemand versuchte, eine Unterhaltung mit Miß Davenal anzuknüpfen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß sie zu manchen Zeiten besser hörte und dies war auch wahrscheinlich zum großen Theil die Ursache, welche sie zu dem Glauben veranlaßte, daß ihre Taubheit nur sehr unbedeutender Natur sei. Allein mit den ihr bekannten Stimmen und im Zustande vollkommner Ruhe konnte sie hören, sobald sie aber durch etwas überrascht oder erregt wurde, wenn sie Besuche machte oder empfing, versagte das Gehör ihr gewöhnlich ganz und gar.

Neal begleitete Lady Oswald zu ihrer zum großen Entzücken der lieben Straßenjugend von Hallingham mit sammt dem gepuderten Kutscher und Bedienten an der Thür harrenden Equipage. Er war und blieb immer derselbe aufmerksame, zurückhaltende, würdevolle Diener; Lady Oswald betrachtete ihn als Urbild der Vollkommenheit — es gab auf der ganzen Welt nicht noch einen solchen Diener wie Neal.

„Die Taubheit Ihrer Herrin nimmt in erschrecklicher Weise zu," bemerkte sie, während er ihr in den Wagen half und die Falten ihres Kleides um sie drappirte. Ihr eigener Diener überließ ihm dies Geschäft mit derselben Unterwürfigkeit, wie er gegen Mr. Cray bewiesen hätte, wäre der junge Arzt bei der Hand gewesen, die Dame in den Wagen zu heben, wie er ihr herausgeholfen hatte.

„Das ist leider nur zu wahr, Mylady; es ist ein recht hartes Schicksal Nach Hause!“ fügte er zu den Dienern gewendet, mit einer Protectormiene hinzu, und der Wagen fuhr von dannen.

Viertes Kapitel.

Oswald Cray.

Das von Lady Oswald bewohnte Haus war ein altmodisches Gebäude aus rothen Ziegelsteinen, von mäßigem Umfange, zwei Stockwerke hoch und mit einem Giebeldach. Es war im Innern sehr comfortable eingerichtet und von allen Seiten von einem ziemlich umfangreichen Garten umgeben. Gerade an dem entgegengesetzten Punkte der Stadt, als das neue Bahnhofsgebäude, befindlich, hatte die Vermuthung nahe gelegen, die Ruhe dieser Besitzung und seiner Bewohnerin werde von der vulgären Neuerung nicht gestört werden; im Buche des Schicksals oder in den Plänen der Ingenieure war es jedoch anders beschlossen. Die Curven und Linien, welche die Schienen um die Stadt beschrieben, ließen sich vorher gar nicht berechnen. Ein Fahrgeleise war dicht an Lady Oswalds Garten vorbeigeführt worden und das gefräßige Ungeheuer, Eisenbahngesellschaft genannt, streckte, wie wir geesehen haben, jetzt sogar die gierigen Finger nach ihrem geliebten Grund und Boden aus.

In dem vordern, vorzugsweise von Lady Oswald bewohnten Zimmer des Erdgeschosses saß eine Frau von ungefähr vierzig Jahren in einem grünen Kleide und einer wei-

ßen Mütze mit Bändern von gleicher Farbe. Es war Parkins, Lady Oswalds Kammerfrau, in neuerer Zeit einigermaßen zum Range einer Gesellschafterin emporgestiegen, denn die alte Dame konnte das Alleinsein nicht mehr vertragen. Parkins war eine gutmüthige, treue Person, mit schwachen Augen und schwachem Willen, geneigt, bei dem geringsten Anlaß in Thränen auszubrechen. Sie sollte jetzt mit dem Amte der Gesellschafterin auch das der Haushälterin vereinigen, die damit verbundene wöchentliche Rechnungsablegung drohte der Fluch ihres Lebens zu werden. Sie vermochte nicht, die Zahlen zusammen zu addiren, war nicht im Stande, eine richtige Bilanz zu ziehen und fand bei dieser Calamität weder Hülfe noch Erbarmen bei Lady Oswald, die bis dahin stets ihr eigener Rendant gewesen und dabei nie auf Schwierigkeiten gestoßen war. Parkins beschäftigte sich auch jetzt in Abwesenheit ihrer Herrin mit den Rechnungsgebühren zweier für das Haus beschäftigten Handwerker und gerieth darüber in Verzweiflung.

„Ich kann die verzwickten Zahlen nicht lesen," jammerte sie, „nun frage ich, wie ich sie in aller Welt zusammenrechnen soll? Vorige Woche waren auch ganze zehn Schillinge in des Fleischers Buch zu viel angesetzt, Mylady hat es gleich herausgefunden und die ganze Zeit nicht aufgehört, davon zu sprechen. Es ist nicht meine Schuld; nicht alle Leute sind mit solchem Zahlensinn geboren. Und warum, frage ich, können die Handelsleute nicht deutlicher schreiben?"

Wäre sie von dem Buche und der darin für sie enthaltenen schwierigen Aufgabe nicht gar zu sehr in Anspruch genommen gewesen, so würde sie das Kommen eines Gastes bemerkt haben. Dem Fenster vorüber schritt ein schlanker, vornehm aussehender junger Mann von ungefähr acht und

zwanzig Jahren mit einem Gesicht, das auffallend offen und einnehmend gewesen wäre, wenn darin der Ausdruck des Stolzes nicht vorgeherrscht hätte — ja, es war offen und einnehmend trotz des Stolzes. Er konnte nichts für den Stolz er war mit ihm geboren, mit ihm verwachsen, er schuf nicht sein Gesicht, dem die Linien des Stolzes unauslöschlich eingeprägt waren. Seine blassen Züge waren von großer Regelmäßigkeit, das Haar dunkel, die Augen dunkelblau und etwas tief im Kopfe liegend. Gute, ehrliche Augen waren es, durchdringend, aber wahrhaftig, und wenn er lächelte, so vergaß man jede Spur von Stolz in seinem Gesichte und war gefangen von dem darüber ausgebreiteten Zauber.

Eine der Dienerinnen hatte sein Nahen bemerkt, die Hausthur geöffnet und stand, dieselbe in der Hand haltend und ihn erwartend. Er lächelte ihr dankbar zu, denn sein Wesen hatte etwas sehr Freundliches. Vielleicht hatte ihn das Bewußtsein des in ihm wohnenden Stolzes, seines hervorstechendsten Fehlers, zu dem Entschlusse gebracht, wenigstens durch seine Manieren soviel er konnte eine Ausgleichung herbeizuführen.

„Wie geht es, Susanne? Ist Lady Oswald zu Hause?"

„Nein, Mr. Oswald Cray, Mylady ist ausgefahren," antwortete das Mädchen mit einem tiefen Knixe. „Parkins ist im Wohnzimmer, sie wird Ihnen wohl sagen können, wie lange Mylady ungefähr noch ausbleibt."

Er legte auf den im Vorzimmer stehenden Tische eine kleine Papier = oder Pergamentrolle, die er in der Hand gehalten hatte, warf einen leichten, bestaubten Ueberrock ab und nahm die Rolle wieder auf. Susanne öffnete die Thür des Wohnzimmers.

„Mr. Oswald Cray."

Parkins stieß einen Schrei aus; sie liebte es, zu schreien, sobald sie etwas erschreckte oder in Verwunderung setzte. Von ihrem Buche aufspringend starrte sie den vor ihr stehenden jungen Mann an, als ob sie ungewiß sei, ob sie ihn selbst oder ein Trugbild vor sich habe. Parkins glaubte an Wunder und vermuthete, daß ein solches zu Gunsten ihrer Herrin geschehen sei.

„Mr. Oswald Cray! Wie sind sie hergekommen? Sie müssen auf dem Telegraphendraht hergeflogen sein."

„Durchaus nicht," antwortete Mr. Oswald Cray, lächelnd über ihr Erstaunen, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte. „Ich verließ London heute mit dem Frühzuge, Parkins."

„Vor ungefähr zwei Stunden ist eine telegraphische Depesche an Sie abgegangen," fuhr Parkins fort, „Mylady hat schlechte Nachrichten erhalten und berief Sie deshalb her."

„Ich habe kein Telegramm erhalten, hatte wahrscheinlich London schon verlassen, als es ankam. Was sind das für Nachrichten?"

„Es betrifft die Eisenbahnleute," erklärte Parkins. Sie haben oder vielmehr der Wirth hat einen Brief an Mylady geschrieben, worin er sagt, sie würden den Garten nehmen und darauf bauen. Ich habe sie lange nicht so außer sich gesehen. Als sie sich etwas von dem Schreck erholt hatte, schickte sie sogleich nach dem Telegraphenamt, dann ließ sie anspannen und fuhr zu Doctor Davenal, um mit dem zu sprechen."

„Denken Sie, daß sie noch lange bleiben kann?" fragte er, in der Absicht, wenn dies der Fall wäre, zuvor noch einige Geschäfte in der Stadt zu besorgen und dann zurückzukommen.

„Sie muß jede Minute kommen, mein Herr, sie ist schon viel länger fort, als ich dachte, daß sie bleiben würde."

Er trat ans Fenster, entfaltete die Rolle und sah hinein. Es schien eine mit Tinte gezeichnete Karte. Parkins, die trotz des Gesellschafterinnenranges, zu dem sie durch ihre Gebieterin erhoben war, sich doch ihrer Stellung zu wohl bewußt blieb, um bei Mr. Oswald Cray im Zimmer zu verweilen, nahm ihre Bücher und Schreibgeräthe und wollte sich entfernen.

„Soll ich Ihnen eine Erfrischung besorgen, Mr. Oswald Cray?" fragte sie stillstehend.

„Nein, ich danke Ihnen."

Sie schloß die Thür, ihn vertieft in die Anschauung seines Pergamentes zurücklassend. In der nächsten Minute fuhr Lady Oswalds Equipage vor und er ging ihr entgegen. Gleich Parkins stieß sie einen Schrei der Verwunderung aus und wollte wissen, wie er hergekommen wäre.

„Ich kam aus eigenem Antriebe, Lady Oswald," sagte er, der Dame den Arm reichend, um sie ins Haus zu führen. „Mein Besuch gilt heute lediglich Ihnen."

„Das ist ja sehr liebenswürdig von Ihnen, Oswald! Die Ehre Ihres Besuches wird mir nicht oft zu Theil. Sie sind oft wochenlang hier in der Gegend und ich habe nichts von Ihnen, als eine steife Visite von zehn Minuten."

Er lächelte, jenes Lächeln, was seinen Zügen einen so unwiderstehlichen Reiz verlieh. „Wenn ich mich hier in der Gegend aufhalte, Lady Oswald, bin ich stets von Geschäften überhäuft. Ich habe nicht viel Zeit, die ich mein eigen nennen darf."

Lady Oswald setzte ihren Hut ab und warf sich in einen Stuhl; selbst die Fahrt von Doctor Davenal nach ihrem Hause

hatte sie angegriffen. Parkins kam in das Zimmer, die Sachen ihrer Gebieterin in Empfang zu nehmen, Lady Oswald wies sie aber mit einer heftigen Handbewegung und den ungeduldigen Worten — „später, später“ — zurück und Parkins entfernte sich schnell wieder.

„Oswald, wissen Sie, was für einen grausamen Brief ich heute Morgen bekommen habe? Man will diese abscheuliche Eisenbahn nun auch durch meinen Garten legen.“

„Nicht die Eisenbahn,“ verbesserte er sie. „Es wird nur beabsichtigt, am äußersten Ende des Gartens einige Schuppen zu errichten.“

„Sie wissen also schon davon?“

„Ja; ich kam her, um Sie damit bekannt zu machen und ich bedaure sehr, daß Sie die Nachricht bereits von anderer Seite erfahren haben. Ich würde, wenn ich zuerst mit Ihnen darüber gesprochen hätte, Ihnen sicher mindestens die Hälfte des Schreckens und Aergers erspart haben, den Ihnen die Angelegenheit so verursacht zu haben scheint. Sehen Sie, dies ist der Plan.“

Er breitete das Papier vor ihr aus und deutete mit der Hand auf ein in der That sehr kleines, am äußersten Ende des Gartens gelegenes Stück Land, das man vom Hause aus gar nicht sehen konnte und wohin Lady Oswald niemals ihren Spaziergang ausdehnte. Dieses Stück war von der Eisenbahngesellschaft ausersehen, wie er ihr versicherte, kleine Schuppen darauf zu errichten, die ihr in keiner Weise eine Störung oder Unannehmlichkeit bereiten konnten. Es war alles vergebens. Lady Oswald hatte einmal einen heftigen Groll gegen die Neuerung gefaßt und war weder zu besänftigen, noch zu überzeugen, ja sie nahm es Mr. Cray sehr übel, daß dieser überhaupt einen solchen Versuch wagte.

„Es ist ja ganz natürlich, daß Sie der Sache das Wort reden," sagte sie unwillig, „Ihre Interessen liegen auf jener Seite, nicht auf der meinigen. Vielleicht sind Sie gar erkauft, mir das Alles so recht süß vorzuschwatzen."

Einen Augenblick verfinsterte sich sein Gesicht und der darin ausgeprägte maßlose Stolz trat in seiner ganzen Stärke hervor; im nächsten jedoch lächelte er wieder mit seinem süßen, gewinnenden Lächeln. Niemand wußte besser, als Oswald Cray, wie rebellisch und ihrer bessern Ueberzeugung untreu die Zunge sein kann, wenn sich das Gemüth in heftiger Erregung befindet.

„Liebe Lady Oswald, Sie wissen, wie fremd ein solches Benehmen meiner ganzen Natur ist und wie gern ich Ihnen jede Unannehmlichkeit erspart hätte. Als ich vor ungefähr einer Woche von dem Plane erfuhr, der keineswegs von mir entworfen ist, bemühte ich mich zuvörderst festzustellen, ob der Kelch nicht an Ihnen vorübergehen könne, d. h., ob es nicht möglich sei, die Schuppen an einem andern Punkte der Bahn zu erbauen. Ich überzeugte mich jedoch bald, daß kein so dicht an derselben gelegenes Stück Land zu erwerben war."

„Es liegt ja noch ein großes Stück ganz wüsten Landes gerade in der Mitte zwischen meinem Hause und dem Bahnhof," antwortete sie. „Warum können sie denn das nicht nehmen?"

„An jener Stelle wird noch ein Gebäude für die Güterexpedition aufgeführt."

„Noch ein Gebäude? Kommen denn alle Eisenbahnen und Eisenbahngebäude von ganz England nach Hallingham?"

„Es treffen hier allerdings sehr viele verschiedene Bahnen zusammen."

„Um ihnen Platz zu machen, brauche ich doch aber auf meinem Grund und Boden nicht das Oberste zu unterst kehren zu lassen!“ erwiederte sie schnell. „Sie hätten mir das ganz gewiß ersparen können, wenn Sie nur gewollt hätten.“

Es war Mr. Oswald Cray unmöglich, sie zu überzeugen, daß er in dieser Hinsicht durchaus keinen Einfluß besitze. In seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe gestand er ihr sogar, daß er als einer der Eisenbahningenieure nur dem gewählten Platze, als sich zu diesem Zwecke vorzüglich eignend, seinen vollen Beifall schenken könne.

„Ich habe diesen Plan selbst gezeichnet,“ sagte er, „zum Theil nach unseren Karten, zum Theil nach den persönlichen Erinnerungen, die ich von Ihrem Garten hatte. Ich möchte Ihnen wohl an Ort und Stelle erklären, welch geringer Theil in der That beansprucht wird; wollen Sie Ihren Hut wieder aufsetzen, Lady Oswald, und mit mir nach dem Garten kommen? Sie werden sehen, wie wenig Ursache Sie haben, sich zu beunruhigen.“

„Nein, ich will nicht,“ sagte Lady Oswald ärgerlich.

„Sie sollten nicht gegen mich Partei ergreifen, Oswald. Es ist hauptsächlich das Princip, gegen welches ich mich auflehne, die ganze Welt sollte denken, wie ich und diesen unverschämten Eisenbahnen einen allgemeinen Widerstand entgegensetzen. Und wenn Sie nur einen Fußbreit von meinem Garten haben wollten, nur den trockenen Graben, der ihn begrenzt, so würde ich doch niemals meine Einwilligung dazu geben, mich bis aufs Aeußerste dagegen opponiren. Jetzt wissen Sie meine Meinung.“

Sie hatte sich in eine nervöse Aufregung hineingesprochen, daß ihre Hände bebten und sie die goldene Nadel, welche sie aus ihrem Kaschmirshwal gezogen hatte, kaum zu halten ver-

mochte. Oswald Cray rollte langsam seine Karte wieder zusammen. Er hatte sich aus sehr dringenden Geschäften herausgerissen und war von London nach Hallingham gekommen, lediglich in der guten Absicht, ihr die Sache schonend beizubringen und sie zu vermögen, sich ohne tragische Scenen in das Unvermeidliche zu fügen. Der junge Mann hatte während seines Lebens und besonders in seiner Kindheit manche Beweise der Güte und Freundlichkeit von Lady Oswald erhalten und er gehörte zu jenen seltenen Menschen, welche die Erinnerung an dergleichen bewahren und bemüht sind, so viel sie immer können, das genossene Gute zu vergelten.

Das Project, Eisenbahnschuppen in Lady Oswalds Garten zu erbauen und der von der Dame dagegen erhobene Widerstand mag den Lesern als etwas höchst Unwichtiges, Kleinliches erscheinen. Sind es aber nicht immer Kleinigkeiten, aus welchen die großen Ereignisse in der Geschichte des Völkerlebens, wie der einzelnen Individuen hervorgehen? Ohne dieses Bauproject, ohne den dagegen erhobenen Widerstand wäre der größte Theil unserer Erzählung ungeschehen und mithin auch ungeschrieben geblieben.

Fünftes Kapitel.

Rückblicke.

Die Oswalds von Dornbruch genossen, obgleich sie im Verhältniß zu ihrem Range arm waren, doch eines hohen Ansehens in der Grafschaft. Ihr Landsitz Dornbruch lag

ungefähr fünf Meilen von Hallingham und war fast die beständige Residenz des jedesmaligen Baronets und Familienoberhauptes. Es war ein schöner, alter Herrschaftssitz; der die Besitzung umgebende, sich weit ausdehnende Bruch oder Moorgrund, von dem das Schloß wahrscheinlich den Namen erhalten hatte, war unter Lady Oswalds Gatten, dem dritten Baronet dieses Stammes, trocken gelegt und in sehr schöne Ziergärten verwandelt worden. Es war dies eine wesentliche Verbesserung für Dornbruch, wie für die ganze Umgegend, denn die Ausdünstungen des Moorgrundes waren im höchsten Grade ungesund gewesen und ihnen ist es aller Wahrscheinlichkeit nach zuzuschreiben, daß in früheren Zeiten eine so auffallend große Sterblichkeit in der Familie Oswald geherrscht hatte.

Der zweite Baronet, Sir Oswald Oswald, verlor fünf Kinder hintereinander. Nur zwei Töchter und ein Sohn blieben am Leben und wuchsen heran, und vielleicht wäre es für Sir Oswald und seine Gemahlin besser gewesen, wenn auch diese drei schon in der Kindheit gestorben wären, denn ihr Leben bereitete den Aeltern mehr Schmerz, als ihnen der Tod der übrigen fünf Kinder verursacht hatte. Sie waren eigenwillig und ungehorsam, jedes einzelne entschlossen, seinen eigenen Weg zu verfolgen. Der Sohn wünschte in das Heer einzutreten und führte seinen Entschluß durch, obgleich der Vater die größtmöglichste Aversion gegen die militärische Laufbahn hatte und sich auf das Heftigste dagegen erklärte. Die jüngere Tochter, Franziska, heirathete einen alten Mann seines hohen Ranges willen; Sir Oswald wollte es nicht zugeben, da mancherlei Makel an seinem Rufe haftete. Franziska hörte jedoch nicht auf die Stimme des Vaters, setzte ihren Willen durch, schloß die Verbindung

und war nach einigen kurzen Monaten wieder in Dornbruch, um unter dem Dache des Aelternhauses Schutz gegen ihren Gatten zu suchen. Die heftigste Erbitterung der Aeltern erreichte jedoch die Handlungsweise der ältesten Tochter, Marie. Sie heirathete einen Mr. Cray, einen Mann von guter Familie, dessen Geburt aber allerdings keinen Vergleich mit den Oswalds von Dornbruch aushalten konnte und auf den Sir Oswald und seine Gemahlin in ihrem Hochmuthe mit grenzenloser Verachtung niederblickten. Miß Oswald bekämpfte die Gründe, welche die Aeltern bestimmten, ihrer Wahl die Bestätigung zu versagen, hervorhebend, daß Mr. Cray von sehr gutem Herkommen und vorzüglicher Bildung sei und daß, wenn seine Mittel gleich nur beschränkt wären, sie dieselben doch für ihre Ansprüche als ausreichend erachte. Alle diese Argumente machten nicht den geringsten Eindruck auf Vater und Mutter, sie konnte ihre Einwilligung nicht erhalten und verheirathete sich endlich ohne dieselbe mit Mr. Cray. Die öffentliche Meinung über diesen Schritt war getheilt. Einige nahmen Miß Oswalds Partei; sie war nicht mehr ganz jung, wohl im Stande, ihre Handlungen selbst zu beurtheilen und es gab keine stichhaltigen Gründe, mit Ausnahme, daß Mr. Cray nicht reich war, die sich gegen eine Verbindung mit ihm anführen ließen. Ihre Familie, Vater, Mutter, Bruder und Schwester, behaupteten jedoch, sie habe sich entehrt uud verstießen sie gänzlich.

Mr. Cray hatte ein Einkommen von ungefähr achthundert Pfund, die Zinsen gut angelegter Kapitalien, und wohnte im Kloster Hallingham. Die Oswalds hatten drei bis vier tausend Pfund das Jahr, Grundbesitz, wohnten in Dornbruch, waren Baronets und sehr vornehm, Natürlich

bestand ein Unterschied zwischen ihnen, über den Sir Oswald jedoch, wenn er sonst gewollt hätte, leicht hätte hinweg kommen können. Viele gingen sogar so weit, zu behaupten, Mr. Cray mit seiner hübschen männlichen Person und seinem guten Betragen sei eine weit bessere Partie, als der verlebte alte Lord, der seiner armen Frau, der jüngern Tochter, das Herz brach. Sir Oswald, seine Frau und die ganze Familie konnten sich jedoch zu dieser Ansicht nicht bequemen und es war eine große Familie, Brüder, Vettern, Onkels, Tanten, Neffen und Nichten alle zusammengerechnet.

Mr. Cray führte seine Gattin in ihre neue Heimat, das Kloster Hallingham, und die Ihrigen sahen sie nicht mehr, oder besser, wollten sie nicht mehr kennen. Gar mancher Dienstag, wenn die Familie von Dornbruch in ihrer nach der Sitte der Landedelleute mit vier Pferden bespannten Equipage nach Hallingham kam, fuhren die nächsten Verwandten der jungen Frau Oswald scheinbar ohne sie zu bemerken, vorüber. Der alte Baronet und seine Gemahlin saßen gewöhnlich im Fond des großen verschlossenen Wagens, ihre Tochter Franziska, die wieder bei ihnen lebte, ihnen gegenüber und alle Drei sahen Mrs. Cray nicht, die fast immer allein oder mit ihrem Gatten am Fenster des an der Straße liegenden Klosters stand. Die Zeit verging und an ihrer Seite erschien ein Kind, ein prächtiger Knabe, auf den Armen seiner Wärterin. Dieses Kind erhielt den Namen Oswald Oswald und ist der Mr. Oswald Cray, den wir soeben kennen gelernt haben. Seine Großeltern schenkten ihm aber so wenig Beachtung wie seiner Mutter.

Ein Jahr später als Oswald soeben seine ersten Versuche des Gehens begann, wurde ein zweites Kind geboren und starb. Die arme Mrs. Cray folgte ihm nach wenigen

Wochen. Die Leute sagten, das Heimweh nach Dornbruch habe ihr das Herz gebrochen, sie habe sich verzehrt in Sehnsucht nach Vater und Mutter und die Reue über ihren Ungehorsam; die Leute sprechen jedoch gern und erzählen oft Dinge, für die auch nicht ein Schatten der Begründung vorhanden ist. Sie starb, ohne die Ihrigen wieder gesehen zu haben, ohne mit ihnen versöhnt zu sein, Mr. Cray schrieb an Sir Oswald einen äußerst würdigen Brief, durchaus nicht familiär, der aber alle Umstände, die beim Tode seiner Gattin obgewaltet, genau berichtete, erhielt jedoch keine Antwort darauf.

Mrs. Cray hatte ein kleines, von ihrem Vater unabhängiges Vermögen besessen und dies ging bei ihrem Tode auf ihren Sohn über, sie vermachte es ihm mit der Bedingung, daß er hinfort den Namen Oswald seinem Vatersnamen hinzufügen und sich Oswald Cray nennen solle. Es geschah so, und als der Knabe nach Jahren eine weit von Hallingham entfernte öffentliche Schule für Söhne der höheren Stände besuchte, wunderten sich seine Mitschüler, wenn sie ihn seine Arbeiten immer „O. Oswald Cray" unterzeichnen sahen und fragten ihn, was dieses „O" bedeute. Er antwortete, dies sei sein Taufname, denn er heiße Oswald, Oswald mit dem Taufnamen und Zunamen. Oswald sei der Tauf- und Zuname seines Großvaters Sir Oswald Oswald. Die Knaben waren sehr erstaunt, daß Oswald einen so vornehmen Großvater habe. Er versicherte es ihnen, fügte jedoch in der ihm angebornen Wahrheitsliebe hinzu, daß dies durchaus für ihn nicht von Vortheil sei, denn Sir Oswald habe in seinem ganzen Leben noch nicht mit ihm gesprochen, sein Vater und Großvater wären keine guten Freunde, er wisse jedoch den Grund ihres Zwie-

spaltes nicht. Nein; damals kannte der Knabe noch nicht die Natur des zwischen beiden Männern bestehenden unheilbaren Bruches, ahnte nicht, daß seine Mutter die Veranlassung desselben gewesen war.

Der arme Oswald Cray hatte keine glückliche Kindheit, er wußte kaum, was die Worte Heimat, Familienbande bedeuten, hatte sich ihrer Segnungen nie erfreut. Es gab eine zweite Mrs. Cray, eine zweite Familie, und der Knabe Oswald ward von dieser nicht geliebt, seine Anwesenheit im Vaterhause nicht gern gesehen. Erst vier Jahre alt wurde er schon in eine entfernt gelegene Vorbereitungsanstalt gethan, wo er auch die Ferien über bleiben mußte. Nur vielleicht alle zwei Jahr ein Mal kam er zu Weihnachten nach Hause und in der Zwischenzeit machte ihm Mr. Cray gelegentlich einen kurzen Besuch.

In seinem zehnten Jahre wurde er von dort weg in eine öffentliche Schule gebracht und hier war es eben, wo die Knaben ihn nach der Bedeutung des „O" vor seinem Namen fragten. Ehe Oswald jedoch dieses Alter erreichte, hatten schwere Schicksalsschläge die Familie seines mütterlichen Großvaters, Sir Oswald Oswald, heimgesucht. Der einzige Sohn und Erbe des Baronets war auf dem Schlachtfelde in Indien geblieben; seine Tochter Franziska, die nie zu ihrem alten Lord zurückgekehrt, war in Dornbruch gestorben und Sir Oswald und seine Gattin sahen sich kinderlos. Beide überlebten den doppelten Verlust nicht lange; sie starben kurz nach einander und als Oswald elf Jahre zählte und bereits einige Bedeutung in seiner Klasse gewonnen hatte, war der Titel auf den Bruder des Baronets, Sir John, übergegangen. Er war damals bereits sechzig Jahre alt, hatte keine Kinder und war bisher von seiner Familie ignorirt worden, denn er

hatte sie ganz wie Marie Oswald beleidigt, indem er eine Dame heirathete, deren Herkunft der seinigen nicht ganz ebenbürtig war.

Diese Dame war die jetzt über die ihr drohende Erbauung der Eisenbahnschuppen in ihrem Garten jammernde Lady Oswald. Sir John erfreute sich des ihm zu Theil gewordenen Titels nur vier Jahre, dann starb er, ihn einem Vetter, Sir Philipp, hinterlassend, der noch zu der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt im Besitz desselben war, ihn einst auf seinen ältesten Sohn zu vererben hoffte und wie seine Vorgänger in Dornbruch residirte.

Die gegenwärtigen Besitzer von Dornbruch waren so stolz wie die früheren; sie hatten noch nie mit Oswald Cray gesprochen und gingen an ihm, wenn sie ihm zufällig begegneten, mit demselben kalten, theilnahmlosen Blicke vorüber, der seine arme Mutter so oft gekränkt hatte. Nur Sir Johns Witwe machte eine Ausnahme von der ganzen Familie, indem sie von Oswald Notiz nahm und freundlich gegen ihn war.

Als sie nach dem Tode ihres Gatten Dornbruch räumen gemußt, miethete sie ein Haus in Hallinham, welches sie, wie schon erwähnt, nun bereits vierzehn Jahre bewohnte. Ihr Witthum war nicht bedeutend, Sir John hatte jedoch eigenes Vermögen besessen und ihr dasselbe vermacht. Dieses Geld, über welches ihr die freie Verfügung zustand, vermehrte sich von Jahr zu Jahr, denn sie verbrauchte nicht ihre ganzen Einkünfte, und man nahm allgemein an, Lady Oswald müsse bei ihrem dereinstigen Tode eine ganz artige Summe hinterlassen. An Erben zu diesem Vermögen fehlte es nicht, Lady Oswald besaß zwei Neffen, beide mit großen Familien, die eine pecuniäre Verbesserung ihrer Lage sehr gut brauchen konnten. Besonders befand sich der eine, Mr. Stephenson,

ein armer Hülfsprediger, der sieben Kinder von einem jährlichen Gehalt von hundert Pfund erziehen sollte, in sehr drückenden Verhältnissen. Lady Oswald sandte ihm dann und wann eine kleine Unterstützung, hatte aber keine Lust, sich schon bei Lebzeiten bedeutenderer Summen von ihrem Vermögen zu entäußern.

Oswald Cray war fünfzehn Jahre alt, als sie nach Hallingham zog. Sie lud ihn von dieser Zeit an öfter ein, seine Ferien bei ihr zuzubringen, beschenkte ihn gelegentlich und bewies ihm so viel Freundlichkeit, als ihre etwas herbe Natur Jemandem überhaupt zu beweisen vermochte.

Trotzdem sie aber auf diese Weise den Vorurtheilen der Familie Oswald, unter welchen sie selbst gelitten hatte, gewissermaßen entgegentrat, huldigte sie denselben in ihrem Herzen: dennoch und konnte sich nicht unabhängig genug machen, ihnen frei und offen die Stirn zu bieten. Gerade der Umstand, daß sie von der Familie über die Schulter angesehen ward, machte es ihr wünschenswerth, mit derselben in gutem Einvernehmen zu leben. Sie stattete gelegentlich eine Staatsvisite in Dornbruch ab und empfing eine solche von dessen Bewohnern, konnte daher nicht allzu schroff gegen sie auftreten. Obgleich sie Oswald als ihren Verwandten anerkannte, ihn als ihres Gleichen bei sich empfing, dehnte sie diese Gunst doch nicht auf seinen Vater aus, verrieth nie durch ein Wort oder einen Gruß, daß sie Mr. Cray kenne. Sie hatte ihn nie gekannt und wünschte auch nicht, seine Bekanntschaft zu machen. Es lag jedoch in diesem Benehmen der alten Dame nichts für die Familie Cray Beleidigendes oder Verletzendes, Lady Oswald war ihnen eine Fremde und hatte so wenig Veranlassung mit ihnen, als mit andern Leuten in Hallingham Umgang anzuknüpfen.

Mr. Cray hatte die Wohnung in Kloster Hallingham beibehalten und dort ein mit seinen Einkünften nicht recht in Einklang stehendes Leben geführt. So sehr ihn die Oswalds auch gering schätzten, hatte doch weder er, noch ganz Hallingham eine geringe Meinung von seiner Bedeutung. Mr. Cray aus dem Kloster war ein Mann bei der Stadt, ihm wurde gehuldigt, er ward zu Mittagsmahlen gebeten und gab seinerseits welche. Mr. Crays Frau war elegant und anspruchsvoll und ebenso waren seine Töchter; mit einem Worte, Mr. Cray spielte den vornehmen Mann und gab Tausende aus, wo er hätte Hunderte ausgeben sollen. Er hatte außer Oswald noch vier Kinder — Marcus und drei Töchter — und es kostete etwas, dieselben standesmäßig zu erziehen. Marcus der von Natur unstät und veränderlich war, wählte nach einander wenigstens ein halbes Dutzend verschiedene Berufsarten, ehe er sich endlich definitiv für den Stand eines Arztes entschied. Mehr der Zufall, als eine ausgesprochene innere Neigung brachten ihn zu diesem Entschlusse. Die durch die Erziehung der Kinder verursachten Ausgaben hatten, verbunden mit einer nicht sehr geregelten Lebensweise, Mr. Crays Vermögensverhälnisse zerrüttet und als er starb, was ungefähr zwei Jahr vor Beginn dieser Erzählung geschehen war, blieb seiner Frau und deren Kindern nur eine sehr geringe Summe zu ihrem ferneren Lebensunterhalte übrig. Oswald war in seinem Testamente gar nicht erwähnt; Marcus erhielt zwei bis dreihundert Pfund, das Uebrige sollte während der Dauer ihres Lebens seiner Witwe verbleiben und nach deren Tode auf die Töchter übergehen.

Oswald hatte nichts für sich erwartet. Ein Elternhaus, das den Kindern keine Liebe gibt, giebt ihnen auch nur in seltenen Fällen Geld. Als Oswald großjährig geworden

war, stellte es sich heraus, daß nicht allein die Zinsen seines Vermögens, dessen Verwalter sein Vater gewesen, für seine Erziehung verausgabt worden waren, sondern daß auch das Kapital stark angegriffen war. „Ich mußte es thun, Oswald," sagte sein Vater zu ihm, „ich durfte die Ausgaben für Deine Erziehung nicht beschränken und es stand, so gern ich dies auch gethan hätte, nicht in meiner Kraft, sie aus eigenen Kosten zu bestreiten."

Oswald war eine großmüthige Natur. Er ergriff seines Vaters Hand, dankte ihm mit herzlichen Worten für die Ausbildung, die er ihm hatte zu Theil werden lassen und erklärte, er finde es ganz in der Ordnung, daß dies von seinem Vermögen geschehen wäre, da der Vater noch für mehrere andere Kinder zu sorgen habe. Es war nicht das Geld, das er bedauerte, und wenn der letzte Heller seines Vermögens verloren gewesen wäre, er hätte es verschmerzt, denn er war jung, kräftig, hatte eine hübsche Laufbahn vor sich, Kopf und Hände zu arbeiten und seinen Weg durch die Welt zu machen. Nein, es war nicht das Geld; was Oswald stets tief gekränkt hatte, das war die Art und Weise, wie er dem Vaterhause entfremdet, der Liebe des Vaters, nach der sein Herz sich sehnte, beraubt worden war. Er wußte, daß Mrs. Cray die Schuld davon trug, daß ihr Einfluß nur seinen Vater bestimmt habe, ihn von sich fern zu halten. Er gestattete sich nicht, seinen Vater, selbst nur in seinem eigenen Herzen, zu tadeln, aber er konnte nicht umhin, zu denken, daß er in einer ähnlichen Lage doch anders gehandelt, daß er trotz aller zweiten Frauen der Welt den Sohn erster Ehe geliebt und in seiner Nähe behalten haben würde. Oswald sollte erst durch Erfahrung darüber belehrt werden, wie verschieden es ist, sich zu rühmen, es besser

als Jemand anders in dessen Stelle zu machen oder dies auch wirklich zu thun. Es giebt kein treffenderes Sprichwort, als das alltägliche: „Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt.“ Oswald Cray war stolz geboren, dies sprach sich aus in jedem Laut seiner entschiedenen Stimme, jeder Wendung seines wohlgeformten Kopfes, in jeder Linie seines schönen, bedeutenden Gesichts. Er konnte nicht anders. Wir müssen diese Versicherung wiederholen, da der Stolz oft als ein heftigen Tadel erheischender Fehler betrachtet wird. Der Stolz war in ihm und er konnte sich desselben so wenig entäußern, wie seiner übrigen Gefühle und Eigenschaften. Schon als kleines Kind war er an ihm zu bemerken, trat in seinen Schuljahren immer deutlicher hervor und beherrschte ihn im Jünglingsalter vollständig. Der Knabe hat den stolzen Sinn seines Großvaters, Sir Oswald, hieß es allgemein und man hatte mit dieser Folgerung wohl das Richtige getroffen. Erst in seinen reiferen Jahren, den zwischen zwanzig und dreißig liegenden, als Nachdenken und Erfahrung ihren Einfluß auf ihn geübt hatten, ward er weniger bemerkbar, denn er hatte Klugheit genug, ihn unter die Herrschaft des Willens zu bringen.

Bei alledem war es jedoch kein übler Stolz. Es war nicht der thörichte Hochmuth, der den Oswalds eigenthümlich war, und der auf Jeden verächtlich herabsah, sondern der Stolz angeborener Rechtschaffenheit, der Den, welcher ihn besitzt, vor jeder niedrigen, unrechten, ehrlosen Handlung bewahrt. Es war der Stolz der Selbstachtung und des Selbstvertrauens, jenes Gefühl, welches sich sagte „Ich muß so und so handeln, sonst würde ich mich selbst entwürdigen — jene gedankenlosen Menschen, welche da um mich sind, mögen sich derartige Dinge erlauben, ich aber bin dar-

über erhaben.“ Wenn andere junge Leute den Versuchungen der Welt erlagen, hielt Oswald, wenn nicht ein besseres Motiv, doch sein Stolz davon zurück. Aus Scham vor sich selbst hätte er kein befleckтes Bewußtsein ertragen, immer der Welt eine heitere Außenseite zeigen, ihr offen und furchtlos entgegentreten können, wenn sein Herz nicht rein gewesen wäre.

Er war nicht stolz auf seine Abstammung von den Oswalds; ganz im Gegentheil, er fand nicht nur keine Veranlassung, sich auf seine Herkunft von väterlicher oder mütterlicher Seite etwas einzubilden, sondern hatte, was die letztere anbetraf, eher hundertmal gewünscht, der Familie Oswald so fern, wie nur irgend möglich zu stehen. Sein ganzes Leben hindurch hatte er von dieser Seite nichts als Kränkungen erfahren, und Kränkungen sind das Empfindlichste, was einem Menschen von Oswald Crays Charakter nur zugefügt werden kann. Er wußte jetzt, wie sie seine Mutter behandelt hatten, fühlte tief in seinem eigenen Herzen, wie sehr sie ihn verachteten. Hätte er seinen todten Großvater in einen viel weniger vornehmen und viel weniger thörichten Mann umwandeln können, so würde er es mit Freuden gethan haben.

Die Isolirung von der Familie seiner Mutter, die ihm durch dieselbe bereiteten Kränkungen hatten seinen Stolz genährt, wie seine Entfernung von dem Vater, der Heimat und den Halbgeschwistern sein Vertrauen auf die eigene Kraft gestählt hatte. Nicht der verzärtelte Liebling ängstlicher, sorgender Eltern, der in liebevoller Abhängigkeit gehalten, gleich einer zarten Treibhauspflanze vor jedem rauhen Lüftchen behütet wird, erwächst zum festen, sich und seiner eignen Kraft vertrauenden Stamme, sondern Der, welcher schon

frühe sich selbst überlassen mit den wilden Wogen des Lebens kämpfen muß, der Niemand in der ganzen weiten Welt hat, welcher ihn schätzte und liebte, dem sein Wohl am Herzen läge.

Ein solcher selbst vertrauender, thatkräftiger Mensch war denn auch Oswald Cray geworden. Er war unter Gottes Beistande seiner gewiß und ich halte dies für die beste Sicherheit, welche einen Menschen, gleichviel ob Mann oder Frau, durch das Leben begleiten kann. In Augenblicken, wo Zweifel, Verlegenheiten, Schwierigkeiten an ihn herantraten ging er mit seinem eigenen Herzen zu Rathe und dies ließ ihn niemals zu Schanden werden. Sein eigenes gesundes Urtheil, sein eigenes richtiges Gefühl, nicht die zweifelhaften Rathschläge Anderer rief er zur Hülfe. Er besaß ein peinlich zartes Ehrgefühl, eine scrupulöse Rechtschaffenheit, wie man es immer bei stolzen Menschen findet, wenn ihr Stolz der wahre, richtige ist. Sein Ehrgeiz war groß, aber nicht übertrieben und gestattete ihm nicht, sich zu Phantastereien und Wünschen, welche jeder reellen Wahrscheinlichkeit entbehrten, auszudehnen. Er war entschlossen, in seinem Berufe — er war Civil-Ingenieur — die höchste Stufe zu erreichen, hegte aber keine darüber hinausgehenden thörichten Träume. Das Ziel, welches er sich gesteckt hatte, zu erreichen, scheute er keine Mühe, keine Anstrengung, nichts, was mit Ehre und Pflicht in Einklang zu bringen war, schritt er auf geraden Wegen muthig und thätig vorwärts.

Oswald Cray war als Theilnehmer in das wohlrenommirte Haus „Brackwell und Street“ in der Parlamentstraße in London eingetreten, sein Name figurirte jedoch nicht mit auf der Firma und wie sich leicht denken läßt, fiel der Löwenantheil vom Gewinne ihm durchaus nicht zu. Er be-

trachtete seine gegenwärtige Stellung als den ersten Schritt, der ihn auf eine günstige Laufbahn führen solle und ließ sich für den Augenblick an einer geringen materiellen Belohnung seiner Thätigkeit genügen. Brackwell und Street hatten den Bau der Hallinghamer Eisenbahn übernommen und Oswald Cray leitete die Arbeiten.

Wenn er Lady Oswald auf ihre Vorwürfe wegen seiner seltenen Besuche geantwortet, daß seine Zeit in Hallingham von Geschäften gänzlich in Anspruch genommen werde, so hatte er damit zwar keine Unwahrheit gesagt, doch aber nicht den eigentlichen und hauptsächlichsten Grund genannt, der ihn bestimmte, sich so viel, als es nur anging, von ihr zurückzuziehen. Das klatschhafte Hallingham hatte gesagt, Lady Oswald würde ihre Sparpfennige Mr. Oswald Cray hinterlassen; das Gerücht war bis zu den Ohren des jungen Mannes gedrungen. Seine ganze Antwort darauf war zwar nur ein verächtliches Achselzucken, dennoch trug es wohl dazu bei, ihm die Besuche bei Lady Oswald zu verleiden Nicht, daß er der Mann war, der das Geschwätz der Leute fürchtete, er würde Den, welcher ihn einer solchen Niedrigkeit wie der Erbschleicherei zu beschuldigen gewagt hätte, wohl gewußt haben, in seine Schranken zurückzuweisen; aber er war besorgt, eine innigere Freundschaft zwischen ihm und der alten Dame könnte diese wirklich zu dem Entschlusse bringen, ihn zum Erben einzusetzen. Nur ein Mensch von so großem Zartgefühl, so strengen Ehrbegriffen und einem so selbstbewußten Stolz wie Oswald konnte derartigen Bedenken Raum geben. Er wollte Lady Oswalds Geld nicht, er wußte, daß er keine Ansprüche, kein Recht daran hatte, und ging ihr deshalb so viel als möglich aus dem Wege. Während seiner zeitweiligen Anwesenheit in Hallingham

wohnte er in einem anständigen Gasthause alten Schlages, welches das Schild „zum Apfelbaum" führte und in der Nähe der Klostergärten lag. Sein Umgang mit der Familie des Doctor Davenal war erst in letzterer Zeit lebhafter geworden.

Während seines ganzen Lebens ein Fremdling im Vaterhause, der dasselbe nur höchst selten und stets als ausdrücklich geladener Gast betreten durfte, war es ganz natürlich, daß zwischen Oswald und seinen Halbgeschwistern eine geschwisterliche Zuneigung nicht existiren konnte. Es wäre zu viel gesagt, hätte man behaupten wollen, sie haßten einander, aber Liebe bestand sicher nicht zwischen ihnen; im günstigsten Falle war es höfliche Gleichgültigkeit. Marcus, das älteste Kind der zweiten Mrs. Cray, war drei oder vier Jahre jünger, als Oswald. Wäre Mrs. Cray eine vernünftige Frau gewesen, so würde sie Alles aufgeboten haben, den beiden Brüdern Liebe zu einander einzuflößen, während sie in Wirklichkeit gerade das Gegentheil that. Sie ärgerte sich über die hochmüthige Verachtung, mit welcher ihr Name von den Oswalds in Dornbruch behandelt wurde; sie ärgerte sich höchst ungerechtfertigter Weise darüber, daß das Vermögen der ersten Mrs. Cray sogleich auf Oswald übergegangen; sie ärgerte sich endlich darüber, daß das Kind den vornehmen Namen Oswald Cray führte, während ihr eigener Sohn schlechtweg Cray hieß. Wie thöricht und unrecht sie daran handelte, sollte die Frau vielleicht später einsehen, für den Augenblick aber hatten alle diese Umstände zusammengenommen die Wirkung gehabt, sie gegen Oswald aufzubringen, diesen von ihren eigenen Kindern zu entfernen und letztere zur Eifersucht und zum Neide gegen den Halbbruder anzustacheln. Als die Knaben Männer geworden waren

und oft zusammentrafen, gingen sie zwar ganz freundschaftlich mit einander um, aber ein brüderliches Gefühl konnten sie nie für einander hegen.

Ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten hatte Mrs. Cray die Wohnung in Kloster Hallingham noch behalten, dann gab sie dieselbe als für ihre Verhältnisse zu kostspielig auf und zog mit ihren Töchtern nach einem in der Grafschaft Wales gelegenen Badeort, wo sie wohlfeiler zu leben hoffte. Marcus, welcher inzwischen Wundarzt geworden war, wurde von Doctor Davenal als Assistenzarzt angenommen und erhielt von demselben einen kleinen Antheil am Ertrage der Praxis.

Der junge Arzt war beliebt in Hallingham und auch Doctor Davenal hatte weit mehr aus Güte gegen ihn und um ihm eine Stellung zu geben, als weil er seiner Hülfe bedurft hätte, ihn zum Theilhaber seiner Praxis gemacht. Mit der Zeit wollte er ihm einen immer größern Antheil daran geben und sie ihm endlich ganz überlassen. In Hallingham war man mit diesem Arrangement sehr wohl einverstanden, denn die Crays aus dem Kloster hatten immer ein hohes Ansehen genossen und man hegte die beste Meinung von der sich mit den Jahren und der Erfahrung gewiß immer noch steigernden Geschicklichkeit des jungen Arztes. Selbst Lady Oswald betrachtete ihn mit gnädigen Blicken, legte den Wunsch an den Tag, ihn zu patronisiren, ihm zu seinem weiteren Fortkommen behülflich zu sein und Doctor Davenal gab sich der frohen Hoffnung hin, sie werde vielleicht statt seiner Mr. Cray zu ihrem Leibarzt ernennen, der in der That mehr Zeit für unnöthige Besuche übrig hatte, als der Doctor. Der junge Mann hatte eine meublirte Wohnung in Hallingham inne und nahm bei dessen Bewohnern täglich an Gunst und Ansehen zu; man hatte allerdings

noch keine eclatanten Beweise seiner ungewöhnlichen Geschicklichkeit erhalten; es genügte, daß ihm dieselbe von den ihm wohlwollenden Mitbürgern zugetraut ward.

Die Familie Davenal war gleich die der Oswalds in früheren Zeiten und wenn man darunter verschiedene Zweige begriff, sehr groß gewesen. Seit langen langen Jahren war der Name Davenal in Hallingham gleichbedeutend mit dem eines geschickten Arztes. Auch der Vater des gegenwärtigen Doctor Davenal war Arzt gewesen und hatte eine bedeutende Praxis gehabt. Er hatte mehrere Kinder besessen, von denen wir jedoch nur die erwähnen, welche mittelbar oder unmittelbar in den Gang unserer Erzählung eingreifen. Richard, der jetzige Doctor Davenal, war der älteste Sohn und hatte den Beruf und die Praxis des Vaters geerbt. Zwei andere Brüder, Walter und John, widmeten sich dem geistlichen Stande und gingen beide, nachdem sie ordinirt waren, nach Westindien, wo der Eine Kapellan bei dem Bischof von Barbadoes ward, der Andere eine Pfarrstelle auf der Insel erhielt. Beide hatten sich dort verheirathet und Caroline Davenal war das einzige Kind von Walter, dem ältern Bruder.

Sara hatte soeben ihr zwölftes Jahr zurückgelegt, als ihre Cousine Caroline, die Vater und Mutter verloren hatte, nach England kam. Ein armer Geistlicher in Westindien, der jung starb, konnte natürlich keine Schätze gesammelt haben und Caroline besaß buchstäblich nichts. Mit sterbender Hand hatte ihr Vater einen Brief an seinen Bruder Richard geschrieben, worin er denselben anflehte, sich seiner verwaisten Tochter anzunehmen, und Richard Davenal war nicht der Mann, an den eine solche Bitte vergebens gerichtet ward.

„Sie soll von nun an mein Kind und Saras Schwester sein," sagte er aus der Tiefe seines warmen, liebevollen Herzens, als die Waise und der Brief in England anlangte — und er hielt redlich Wort.

Es war jedoch gar nicht unmöglich, daß Caroline Davenal nicht eines Tages noch eine reiche Erbin hätte werden können. In der Familie ihrer Mutter in Westindien existirte schon seit Jahren ein Prozeß um eine sehr bedeutende Summe Geldes, der nun endlich vor dem furchtbaren Chancery-Court in England entschieden werden sollte. Fiel der Rechtsspruch in einer für Caroline günstigen Weise aus, so konnte sie auf den Besitz von mehreren tausend Pfund rechnen und es war die höchste Wahrscheinlichkeit für eine derartige Entscheidung vorhanden. Chancery, wie allgemein bekannt, ist jedoch ein eigensinniger Gerichtshof, welcher sich niemals einer ungehörigen Eile schuldig macht.

Doctor Davenal hatte nach dem Tode seiner Gattin seine Schwester Bettina ins Haus genommen, um die Oberaufsicht über seinen Haushalt zu führen und seine Kinder zu erziehen. Er besaß nur drei — Richard, Eduard und Sara; zwischen den beiden letztern waren noch mehrere Kinder gewesen, die jedoch schon im zarten Alter starben. Doctor Davenals beide Söhne waren schöne, liebenswürdige Knaben, obgleich sie der würdigen Miß Bettina das Leben oft recht sauer machten und sie zu ihrem größten Aerger nicht anders, als „Tante Bett" nannten. Sie entwickelten sich zu schönen, wohlerzogenen, gut unterrichteten jungen Männern. Richard wählte den Beruf seines Vaters, für Eduard ward, um seine heißesten Wünsche zu erfüllen, eine Officiersstelle in der Armee gekauft und er war jetzt Hauptmann Davenal.

Aber Richard Davenal, des Doctors ältester Sohn,

weilte nicht mehr unter den Lebenden. Es ist dies ein sehr trauriges Blatt in Doctor Davenals Geschichte; sein Leben war dadurch getrübt worden und ward bis zu seinem Ende fort und fort dadurch getrübt. Richard war todt und Doctor Davenal klagte sich als die Ursache dieses frühzeitigen Endes an.

Richard, welcher sich, den Traditionen der Familie folgend, den Arzneiwissenschaften gewidmet hatte, war, wie es von jeher, bestimmt gewesen, nach beendigten Studien und bestandener Prüfung nach Hallingham zurückgekehrt und sollte seinen Vater bei Ausübung seiner Praxis unterstützen. Er gelangte schnell zu großer Beliebtheit und verdiente dieselbe auch vollkommen, denn er versprach ein eben so geschickter, sorgsamer Arzt zu werden, wie sein Vater. Richard besaß eine höchst einnehmende Persönlichkeit, sehr gefällige Manieren, hatte aber sehr viel Geschmack an den Freuden der Welt und vermischte dieselben vielfach mit seinem Leben der Arbeit. Doctor Davenal machte ihm ernst aber gütig Vorstellungen dagegen, gab ihm zu bedenken, daß der Beruf eines Arztes sich mit derartigen Neigungen nicht vertrage, daß er darunter leiden müsse und bat ihn, davon abzustehen. Richard lachte und versprach es. Nach kurzer Zeit kamen dem Vater andere beunruhigende Nachrichten zu Ohren — es hieß, Richard wolle sich verheirathen und zwar mit einem Mädchen, das dem Doctor durchaus nicht als Schwiegertochter willkommen war. Richard, sein schöner Sohn, auf den er so stolz war, Die heirathen! Zwar ließ sich gegen die junge Dame durchaus nichts einwenden, desto mehr aber gegen ihre Familie, sie stand in entschieden schlechtem Rufe. Doctor Davenal machte seinen Sohn darauf aufmerksam, daß eine Verbindung mit diesem Mädchen seinen Aussichten, seinem Rufe

schaden werde. Richard konnte nicht zu einer solchen Auffassung der Sachlage gebracht werden. Der Ruf des Mädchens sei ohne Makel, sagte er, und er heirathe nicht ihre Familie, sondern sie. Der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn dauerte fort; nicht als offenkundiger Streit, sondern als stillschweigende Opposition und gegenseitige Kälte. Richard wollte nicht von seinem Entschlusse lassen und Doctor Davenal betrachtete das Vorhaben mit der größten Abneigung. Er war nicht dazu zu bewegen, seine Einwilligung zu geben und Richard seinerseits war ein viel zu guter Sohn, um sich ohne dieselbe in offenem Ungehorsam gegen den Vater zu verheirathen.

Um diese Zeit war der bereits besprochene Prozeß in Barbadoes gerade in ein anderes Stadium getreten und Doctor Davenal erhielt einen Brief von seinem Bruder John, worin dieser ihm ausführlich darlegte, in wiefern Carolinens Interessen darin verflochten wären. In demselben Briefe sprach der Geistliche die Absicht aus, seine beiden kleinen Söhne zu ihrer Ausbildung je eher je lieber nach Europa zu schicken, sobald sich nur eine sichere Begleitung für sie gefunden habe, da er sie allein einem Schiffe nicht gern anvertrauen möchte. Beim Lesen dieses Briefes durchzuckte plötzlich ein Gedanke wie ein Blitzstrahl Doctor Davenals Gehirn. Wenn er nun Richard hinschickte? Richard konnte für Carolinens Interesse wirken, konnte alle Einzelheiten der Streitsachen untersuchen und darüber verhandeln, er konnte die beiden Knaben nach Europa begleiten — und — was die Hauptsache, der leitende Gedanke, der hinter allen diesen vorgegebenen Zwecken lag, war — er wurde vielleicht auf diese Weise vor einer Verbindung mit jenem jungen Mädchen, Fanny Parrach, bewahrt! Doctor Davenals Ge-

sicht glänzte bei diesem Gedanken ordentlich vor innerer Befriedigung.

Er sprach mit seinem Sohne und setzte demselben auseinander, daß er wünsche, er möge, sowohl Carolinens halber, als auch um die beiden kleinen Söhne seines Bruders von dort abzuholen, die Reise nach Barbadoes machen. Richard zögerte seltsamerweise. Für die meisten jungen Männer würde sicher eine Reise nach Westindien eine hochwillkommene Zerstreuung gewesen sein; Richard Davenal dagegen bebte davor zurück, wurde schon von dem bloßen Ansinnen unangenehm berührt. Schlich ein geheimnißvolles Vorgefühl ihm selbst unbewußt durch seine Brust? Wer vermöchte dies zu behaupten! Wie oft, wie unzählige Male rief es sich Doctor Davenal später ins Gedächtniß, daß sein Sohn eine ebenso unerklärliche, als unüberwindliche Abneigung gegen die Reise gehabt, daß er nur seinem dringenden Zureden endlich Folge geleistet, die eigenen Wünsche denen des Vaters geopfert habe.

Er ging zu Schiffe, hatte eine sehr glückliche Ueberfahrt und zeigte seine Ankunft den Seinigen in der Heimat durch einen Brief an. Der nächste Brief, den sie vierzehn Tage später erhielten, war nicht von ihm, sondern von seinem Onkel, dem Geistlichen. Richard lebte nicht mehr, er war dem gelben Fieber erlegen.

Die Nachricht drohte auch Doctor Davenals Lebensfaden zu zerreißen. Er klagte sich an, seinen Sohn in den Tod getrieben zu haben, ohne seine hinterlistigen Machinationen — so nannte er seine Handlungsweise in den Momenten des heftigsten Schmerzes — würde Richard, sein heißgeliebter Sohn, die Freude seines Alters, noch an seiner Seite leben. Der Doctor war nie ein ränkevoller Mann, sondern stets die Offenheit selbst gewesen und er that den heiligen

Schwur, sich nie in seinem Leben wieder eines krummen Weges zu bedienen. In seinem Unglück machte er sich die bittersten Vorwürfe, sich thörichter Weise der Heirath seines Sohnes widersetzt zu haben, fand, das Richard viel üblere Dinge hätte thun können, als Fanny Parrach zu heirathen. Jetzt erst suchte er die nähere Bekanntschaft der jungen Dame, lernte sie als ein angenehmes, bescheidenes und gutes Mädchen kennen und verdoppelte dadurch seine Selbstqual auf hundertfältige Weise. Mit der größten Schonung und Güte theilte er ihr die Nachricht von Richards Tode mit und versprach, daß wenn irgend ein Andenken für sie sich unter des Verstorbenen Effecten, wenn dieselben zurückkämen, vorfinden sollte, so würde er es ihr, welcher Art es auch sein möge, sofort zustellen.

Der Tod seines ältesten Sohnes hatte eine furchtbare Veränderung bei Doctor Davenal hervorgebracht, er war in den zwei Jahren, welche seitdem verflossen, körperlich und geistig mindestens um zehn Jahre älter geworden. Kein Wunder, daß ein schmerzliches Zucken in seinem Gesichte sichtbar ward, als Mr. Cray ihn fragte, ob er seine Einwilligung zu seiner Verbindung mit Caroline versagen werde. Jetzt wird der Leser seine Antwort verstehen: „So lange ich lebe, werde ich nie Jemandem, über den ich Autorität habe, eine Heirath verbieten;“ wird verstehen, mit welchem Tone der bittersten Seelenpein diese Worte gesprochen wurden.

Und damit sei denn das Kapitel der Rückblicke geschlossen.

Sechstes Kapitel.

Berathungen.

Sie saßen zusammen an der Mittagstafel; Doctor Davenal, Miß Bettina, Sara und Caroline. Es war eine ungewöhnlich schweigsame Mahlzeit. Doctor Davenal konnte sich mit dem von Mr. Cray gemachten Antrag immer noch nicht befreunden, Caroline war unruhig und ängstlich. Sara fühlte, daß etwas nicht gerade Angenehmes in der Luft schwebe und hob ihr Auge kaum von ihrem Teller empor; Miß Bettina endlich hatte gerade einen ihrer allerharthörigsten Tage.

Neal kam und ging geräuschlos. Als ein Juwel von einem Diener bewegte er sich natürlich immer ganz geräuschlos und besaß dabei eine solche wahrhafte künstlerische Vollendung im Serviren und Bedienen, daß er allein mehr leistete, als drei andere gewöhnliche Diener. Dieselbe stille Geschäftigkeit und Umsicht legte er bei allen übrigen von ihm im Haushalt verrichteten Geschäften an den Tag, so daß selten ein Tag verging, wo Miß Bettina nicht sein Loblied angestimmt hätte.

Es war sonderbar, daß der Doctor trotz alledem eine Abneigung gegen ihn hatte. Was ihm eigentlich dieselbe einflößte, warum er sie empfand, konnte er selbst nicht angeben, es war ihm aber nie möglich gewesen, ein wirkliches Vertrauen zu Neal zu fassen. Das Gefühl war so stark, daß man beinahe hätte sagen können, er hasse Neal und doch erfüllte dieser alle seine Obliegenheiten so vortrefflich, daß nie ein Fehler bei ihm zu entdecken, nie ein Vorwand für seine Entlassung aufzufinden war. Der frühere Diener des Doctors hatte lange nicht Neals große Vollkommenheiten

besessen, war lange nicht so fein gebildet, hatte zehn Fehler gehabt, wo an Neal nicht einer zu entdecken war, und doch hatte der Doctor den guten, ehrlichen und unbeholfenen Giles lieb gehabt, ihn viele Jahre im Hause behalten und sich nur von ihm getrennt, als er zu alt geworden, um seinen Dienst noch länger versehen zu können. Damals bot sich Neal bei ihm an. Er hatte früher in Lady Oswalds Diensten gestanden, indem er zu Sir Johns Zeiten die Stelle eines Kammerdieners in Dornbruch bekleidete. Auch nach dem Tode ihres Gatten behielt ihn Lady Oswald noch ein Jahr in ihren Diensten und weinte fast, als sie ihn entlassen mußte. Neal erklärte nämlich entschieden, er werde nie den Dienersitz auf der Equipage einnehmen und Lady Oswald wollte nicht drei männliche Domestiken halten. Neal fand eine Stelle in London und sie verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte, nach einigen Jahren fand er sich jedoch plötzlich wieder bei ihr ein. Er war auf der neuen Eisenbahn gekommen, um zu sehen, welche Veränderungen in Hallingham stattgefunden und um seiner früheren Gebieterin die Aufwartung zu machen. Mylady war entzückt von dieser Aufmerksamkeit und erkundigte sich, wie es ihm gehe. Er erzählte ihr, daß er seinen bisherigen Dienst verlassen habe und sich in der Provinz nach einem andern Platz umsehen wolle, er könne es in dem düstern rauchigen London nicht mehr aushalten, der Aufenthalt habe seiner Gesundheit geschadet. Wenn er irgend einen stillen, anständigen Dienst in der Provinz finden könnte, so würde er ihn annehmen, so unvortheilhaft dies auch in pecuniärer Hinsicht für ihn sein möchte. Vielleicht wüßte Mylady zufällig von einem solchen Platz? Mylady wußte zufällig einen; der alte Giles verließ das Haus des Doctor Davenal. Sie glaubte der

Dienst sei ganz für Neal, Neal ganz für den Dienst geschaffen, und da es stets eine ihrer Lieblingsneigungen gewesen, sich um die Angelegenheiten anderer Leute zu bekümmern, so ließ sie sogleich anspannen, fuhr nach dem Hause des Doctors und verließ es nicht eher, als bis die Stelle ihrem Schützling zugesichert war.

Doctor Davenal glaubte recht gern, daß Neal ein ganz guter Diener für ihn sein könne, wenn er seine Ansprüche herabzustimmen vermöchte, denn es sei ein großer Unterschied zwischen der Stelle eines Kammerdieners bei einem Lord, der noch einen ganzen Troß von Dienern halte — denn eine solche Stellung sollte Neal in London inne gehabt haben — oder der eines einzigen Dieners bei einem Arzte, bei dem außerdem nur noch ein Kutscher und drei Mägde wären. Lady Oswald versicherte indeß, er werde das thun, Neal erklärte sich bereit, den Dienst anzutreten und Doctor Davenal nahm ihn auf die Empfehlung der alten Dame, ohne Erkundigungen bei seiner frühern Herrschaft einzuziehen.

Aber schon im Augenblicke ihrer ersten Begegnung empfand der Doctor eine Abneigung gegen den Menschen. Ein gewisser Instinct trieb ihn, zu sagen: „Sie passen mir nicht;“ die Vernunft war aber mächtiger und flüsterte ihm zu: „Du machst eine ganz vortreffliche Acquisition;“ und Doctor Davenal engagirte Neal. Es war dies schon ehe Richard nach Barbadoes gegangen war. Der Doctor hatte sich seitdem unzählige Male Vorwürfe gemacht wegen seines ungerechtfertigten Vorurtheils gegen Neal, der sich fortwährend als exemplarischer Diener bewies, konnte aber Trotz allem nicht darüber hinwegkommen.

Neal räumte, nachdem das Mittagsessen vorüber war, den Tisch ab und setzte das Dessert auf. Doctor Davenal

machte sich nichts aus dem Dessert und erklärte es für Zeitverschwendung, noch lange dabei zu sitzen. Miß Bettina aber, welche sehr an den Sitten und Gewohnheiten ihrer Jugend hing, hätte eben so wenig das Dessert aufgegeben, wie sie darein gewilligt hätte, überhaupt kein Mittagsbrod zu essen. Doctor Davenal entfernte sich gewöhnlich, sobald es aufgetragen ward; zuweilen, wenn er nicht gerade zu sehr beschäftigt war, blieb er wohl noch einige Augenblicke, um mit seiner Tochter und Nichte zu plaudern; in der Regel harrten aber seiner schon wieder dringende Berufsgeschäfte.

Heute verließ er jedoch seinen Platz nicht. Er saß am unteren Ende des Speisetisches, Miß Davenal gegenüber, die am oberen Ende präsidirte, die beiden jungen Damen auf jeder Seite zwischen sich. Durch Lady Oswald unterbrochen, hatte er noch nicht mit Caroline sprechen können und schickte sich an, dies jetzt zu thun.

Er zog seinen Stuhl näher zu dem ihrigen und begann leise mit ihr zu sprechen.

Sara stand auf, sobald sie dies bemerkte und verließ das Zimmer, Miß Davenal war taub, man konnte es also füglich eine Unterredung ohne Zeugen nennen.

„Liebe Caroline, Mr. Cray ist nicht der Mann, den ich für Dich gewählt haben würde. Weißt Du auch, wie sehr klein das Einkommen ist, das er als mein Associé bezieht?"

Caroline ergriff ein Ende ihrer blendend weißen Dessertserviette, und fing an, die Fäden aus der daran befindlichen Franze zu zupfen.

„Seine Aussichten sind aber gut, Onkel Richard."

„Gut genug, in so fern sie ihm die ganze Praxis für spätere Zeiten hoffen lassen. Es kann aber noch sehr lange dauern, ehe diese Zeiten kommen, nach menschlichem Ermessen

mindestens noch zwanzig Jahre. Ich werde alsdann erst siebzig Jahr alt sein und mein Vater war in diesem Alter noch ein eben so tüchtiger Arzt, wie ich heute bin."

Ihre Finger zupften in nervöser Hast an der Franze; sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. „Onkel Richard, ich hoffe, Gott wird Dich uns noch viel länger erhalten."

„So lange ich lebe, Caroline, und meine Kraft und Gesundheit behalte, werde ich meine Praxis besorgen und den größten Theil ihres Ertrages ernten. Mr. Cray wußte das sehr wohl als ich ihm einen kleinen Antheil davon gab. Es geschah dies um seinetwillen, um ihm eine Stellung zu geben, damit man in Hallingham wisse, ich schenke ihm Vertrauen und ihm auch solches zu Theil werden lasse. Er bekommt von mir nur zweihundert Pfund jährlich."

„Das Leben kostet ja nicht viel," sagte Caroline; „wir brauchen nur wenig Leute zu halten."

Doctor Davenal schwieg; er sagte sich, daß seine Nichte hoffnungslos unerfahren sei.

„Liebe Caroline, wie viel meinst Du wohl, daß unser Leben, wie es hier im Hause geführt wird, kostet?"

„Wohl nicht so viel," war ihre etwas unklare Antwort.

„Es kostet mich gegen zwölfhundert Pfund das Jahr, Caroline, und dabei habe ich noch keine Hausmiethe zu zahlen."

Sie antwortete nicht. Miß Davenals scharfe Augen entdeckten den Unfug, welchen Carolinens Finger trieben und sie rief ihr zu, sie solle die Dessert-Serviette nicht verderben. Caroline legte sie still auf den Tisch neben ihrem Teller nieder.

„Ich kann Mr. Crays Einkommen mit dem besten Willen nicht so bedeutend vergrößern," fuhr Dr. Davenal fort. „Mir selbst Entbehrungen aufzuerlegen, dazu fühle ich mich nicht geneigt und Eduard nimmt mich auch noch tüchtig in

Anspruch. Diese jungen Officiere sind sammt und sonders verschwenderische Gesellschaft," setzte der Doctor abschweifend hinzu, „ich glaube, es ist nicht ein Einziger unter ihnen, der mit seiner Gage auskäme."

Er schwieg. Caroline nahm ein Stückchen Backwerk und zerkrumte es auf ihrem Teller.

„Das Aeußerste, was ich thun könnte, wäre, wenn ich ihm vierhundert Pfund per annum gäbe," sprach der Doctor weiter, „und ich fürchte fast, dies würde mich schon geniren. Aber das ist es nicht, es — "

„O, Onkel Richard, das ist mehr als hinreichend! Vierhundert Pfund sind eine gewaltige Summe, wir können sie gar nicht ausgeben!"

Er schüttelte den Kopf bei dieser kindischen Unterbrechung, die wiederum Zeugniß ablegte von der Unerfahrenheit und Unwissenheit seiner Nichte. „Caroline, ich wollte sagen, daß es sich hier nicht allein um das bloße Einkommen handele. Wenn Du Mr. Cray heirathest kann er Dir kein Vermögen sichern, ja er hat Dir keine Wohnung, keine Einrichtung zu bieten. Mir erscheint sein Benehmen Dir gegenüber höchst voreilig und unbedacht; ein junger Mann sollte nie ein Mädchen zur Gattin begehren, ehe er ihr nicht ein Haus bieten kann oder wenigstens Geld besitzt, ein solches zu gründen."

Carolinens Augen füllten sich mit Thränen. Sie mußte sich sehr anstrengen, sie so weit zurückzudrängen, daß sie ihr nicht an den Wangen herabflossen.

„Carine," sagte er liebkosend, „ist diese Liebe wirklich ganz unüberwindlich?"

Ihre Thränen fielen jetzt auf den zerbröckelten Biscuit, sie flüsterte einige Worte, die der Doctor jedoch nur theilweise verstand; gerade nur so viel, um daraus zu entnehmen,

daß die Liebe wirklich unüberwindlich sei — oder daß die junge Dame dies wenigstens glaubte. Er seufzte.

„Höre mich wohl an, mein Kind. Ich werde niemals versuchen, Deiner Neigung Zwang anzuthun, Dir niemals eine Verbindung verbieten, an welcher Dein Herz hängt. Wenn Du darauf bestehst, Mr. Cray zu heirathen, so werde ich nicht dagegen sein, aber eins verlange ich von Euch — daß Ihr noch wartet."

„Kannst Du Mr. Cray nicht leiden, Onkel Richard?"

„Ihn nicht leiden können? Wie kommst Du darauf Kind? Hätte ich ihn wenn dies der Fall wäre zum Theilnehmer meiner Praxis gemacht? Ich mag ihn persönlich recht gern. Ob er viel Geschicklichkeit besitzt, weiß ich nicht," setzte der Doctor in nachdenkendem Tone hinzu, als ob er diese Frage bei sich selbst erwäge. „Doch lassen wir das dahingestellt bleiben; meine Bedenken gegen ihn erwachsen lediglich aus pecuniären Gründen."

„Ich bin fest überzeugt, wir werden genug haben," versetzte sie in leiserem Tone."

„Wenn ich meine Einwilligung gebe, so geschieht dies nur unter Vorbehalt und indem ich einen Vertrag mit Euch schließe."

Caroline blickte auf. Sein Ton war scherzhaft geworden

„Was für ein Vorbehalt was für ein Vertrag?" fragte sie.

„Daß ich meine Einwilligung gegen meine bessere Ueberzeugung gebe. Der Vertrag aber lautet: Wenn Ihr Beide findet, daß Ihr unbesonnen geheirathet habt und mit Euren Geldern nicht auskommen könnt, so macht mich dafür nicht verantwortlich."

Sie schlug die Augen nieder, schüttelte als Antwort darauf lächelnd den Kopf und begann mit der ihren schönen

Hals schmückenden Kette und den Armbändern an ihren weißen, vollen Armen zu spielen. Sie trug dasselbe elegante Seidenkleid, was sie im Garten angehabt, hatte aber, wie auch Sara, die hohe Taille mit einer ausgeschnittenen vertauscht, wie es in Doctor Davenals Hause Sitte war, bei der Mittagstafel zu erscheinen.

„Ich will meine Einwilligung nicht versagen," wiederholte er, „setzte jedoch in sehr ernstem Tone hinzu, aber ich rathe Euch Beiden dringend, zu warten, wenigstens noch ein bis zwei Jahre. Du bist noch sehr jung, erst zwanzig."

„Ich bin einundzwanzig, Onkel Richard," rief sie aus. „Sara ist erst zwanzig."

Er lächelte über ihren Eifer. Ein Jahr scheint der Jugend so viel.

„Einundzwanzig also, seit vorige Woche, glaube ich. Und Mark ist drei oder vier Jahre älter; Ihr könnt noch sehr gut warten. Einige Jahre machen oft einen bedeutenden Unterschied in Lebenslagen und Verhältnissen. Dein Prozeß kann alsdann entschieden und Dir ein Vermögen zugefallen sein, das für alle Eventualitäten Deine Zukunft sicherstellt, und Mark, wenn er sonst sparsam wird, kann wenigstens Tische und Stühle angeschafft haben. Vielleicht ist es mir möglich, ihm sogleich ein größeres Einkommen zu gewähren und ihm auf diese Weise dazu behilflich zu sein.

„Wärest Du vielleicht so freundlich, Doctor Davenal, mich darüber zu belehren, was Du mit Caroline so eifrig zu besprechen hast?"

Die Unterbrechung kam von Miß Davenal. So taub sie auch war, hatte sie doch aus den Geberden der Sprechenden abnehmen können, daß ein Gegenstand von nicht gewöhnlicher Wichtigkeit verhandelt werde, und nichts verletzte sie

mehr, als wenn man sie bei solchen Gelegenheiten über das Thema des Gespräches in Unwissenheit ließ. Während der letzten fünf Minuten hatte sie in ominös steifer Haltung auf ihrem Stuhle gesessen. Sie hielt sich zwar zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten kerzengrade, im Augenblicke des Zornes wurde jedoch ihre Haltung die einer Statue ohne Leben und Bewegung. Doctor Davenal stand auf, ging zu ihr und beugte sich ein wenig nieder. Er sprach an ihren sehr harthörigen Tagen nicht gern mit ihr, es verursachte ihm stundenlange Heiserkeit.

„Caroline will heirathen, Bettina."

Miß Bettina verstand diesmal die Worte richtig, zweifelte aber, daß dies der Fall sei. Sie konnte sich noch nicht gewöhnen, ihre Nichten anders, wie als Kinder zu betrachten. Hätte der Lauf der Welt sich nach Miß Bettinas Ansichten geregelt, so würde kein Mädchen, das etwas auf Anstand und gute Sitte hielt, vor zurückgelegtem dreißigsten Jahre geheirathet haben. Ihre kalten grauen Augen öffneten sich langsam, ebenso der Mund, sie blickte vom Bruder auf die Nichte und von dieser wieder auf den Bruder.

„Was will sie, sagst Du?"

„Sie will heirathen, Tante Bett," schrie der Doctor. „Es scheint heutzutage bei den jungen Leuten so Mode zu sein. Du hattest nicht solche Eile, als Du jung warest."

Der Doctor sagte dies nicht etwa in versteckter Ironie zu seiner Schwester, wie ein Fremder vielleicht hätte glauben können; Bettina Davenal hatte ihren Lebensroman gehabt. In ihrer Jugend, als sie nicht älter, als jetzt Caroline war, hatte ein armer Hülfsprediger sich um sie beworben. Sie liebte ihn sehr, aber er war sehr, sehr arm und die Klugheit gebot: „Wartet bis bessere Zeiten kommen." Miß Bet-

tinas Aeltern lebten damals beide noch, die Mutter war sehr schwach und leidend, und auch dies fiel bei ihr ins Gewicht; sie konnte in ihrer kindlichen Liebe sich nicht entschließen, das Vaterhaus zu verlassen. Ja, so kalt und herzlos Bettina Davenal jetzt auch erschien, war sie doch einst ein liebendes Mädchen und eine zärtliche Tochter. So wartete sie und wartete und in ihrem dreißigsten Jahre starb der arme Hülfsprediger, der es nie zu einer bessern Stelle hatte bringen können — starb, aufgerieben von zu viel Arbeit und dem Mangel an guter Luft und kräftiger Nahrung. Die Pflichten seiner Stellung bannten ihn in eine von Menschen überfüllte, ungesunde Stadt, es wurde sehr viel von ihm verlangt und ihm dafür nur ein sehr geringer Gehalt dafür bezahlt. Seit jener Zeit war eine merkwürdige Veränderung mit Bettina Davenals ganzem Wesen vorgegangen. Sie ward kalt, förmlich hart; und wurde nicht mit Unrecht vermuthet, daß sie von Reue gequält ward, nicht etwas weniger klug gewesen zu sein und dadurch sein Leben gerettet zu haben. Ihr eigenes Vermögen, mit dem was er verdiente zusammengenommen, würde ihn wenigstens vor den bedenklichen Folgen der Armuth bewahrt haben.

„Wen will sie denn heirathen?“ fragte Miß Bettina als sie endlich ihr strafendes Auge von Caroline abzuwenden vermochte.

„Mark Cray.“

Dieser Name schien Miß Davenal einigermaßen zu besänftigen; ihr Kopf verlor etwas von seiner unnatürlichen Steifheit. „Sie hätte schlechter ankommen können, Richard. Er ist ein braver Mann und wird sich gewiß ein hübsches Vermögen erwerben. Solche Civil-Ingenieure schaffen etwas.“

„Ich sagte Mark Cray, Tante Bett," wiederholte der Doctor.

„Mark! O, nicht doch! Er ist ja noch ein bloßer Knabe, hat weder Haus noch Vermögen."

„Ganz dasselbe habe ich ihr soeben auch vorgestellt," versetzte der Doctor. „Ich sagte ihr, sie müßten noch warten."

„Narren! Ja, da hast Du Recht, Narren sind sie alle Beide," sagte Miß Davenal zustimmend.

„Warten, sagte ich, Bettina," brüllte der Doctor.

„Du brauchst nicht so in mich hineinzuschreien, Richard, ich bin ja nicht stocktaub. Was willst Du denn von einem Garten; wenn er nur ein Haus hätte. Hast Du denn kein Einsehen?"

„Warten, sagte ich, Tante Bett! Wa—r—ten! ich sagte ihnen, sie müßten warten."

„Nein," sagte Tante Bett, „besser die Sache abbrechen."

„Ja, ich glaube nicht, daß sie das will," entgegnete der Doctor.

Miß Bettina wandte die Augen auf Caroline; die junge Dame hatte in ihrer Verlegenheit die Damastserviette fast zur Hälfte ausgefranzt. Sie fürchtete bloß eine Person auf der Welt und diese war die strenge Tante Bettina. Miß Bettina stand in ihrer langsamen, majestätischen Weise auf, trat zu Caroline und hob deren tief herabgesenkten Kopf in die Höhe.

„Wie in aller Welt kommst Du auf den thörichten Einfall, Mark Cray heirathen zu wollen?"

„Ich dachte nicht an ihn, ehe er nicht an mich dachte," war die Entschuldigung der armen Caroline, die Miß Davenals Ohr natürlich nicht auffing.

„Hast Du schon jemals darüber nachgedacht, welch wich-

tiger Schritt eine Heirath ist und wie viel zum menschlichen Leben gehört?"

„Wir werden wenig Ansprüche machen."

„Ich soll nichts darüber sagen!" rief Miß Bettina, indem ihr Gesicht eine drohende Wetterwolke überzog. „Ich werde allerdings etwas darüber sagen, muß zu Deinem eigenen Besten ein ernstes Wort mit Dir reden und Du solltest Dich schämen, zu mir zu sprechen, ich sollte nichts darüber sagen. Wie kannst Du Dich so etwas unterstehen."

„Aber, Tante Bettina, ich habe das ja gar nicht gesagt. Ich meinte, wir würden wenig Ansprüche machen und uns einrichten."

„Ich habe keinen rechten Glauben daran, wenn Du Mark Cray heirathest. Mir gefällt Mark Cray nicht; ich dachte nicht —"

„Warum gefällt er Dir nicht, Tante?"

„Ich weiß selbst nicht," erwiederte Miß Bettina. „Er ist so leichtsinnig und sorglos. Ich hielt es schon für einen keineswegs klugen Schritt von Deinem Onkel, daß er ihn zu seinem Theilnehmer machte; das sind jedoch Dinge, in die ich mich nicht mische. Die Crays haben es zu nichts gebracht, das weißt Du. Sie lebten ein paar Jahre wie die Fürsten und als die Sache zum Klappen kam, war bei Mr. Crays Tode nichts da."

„Das war nicht Marks Schuld," antwortete Caroline unwillig. „Das ist doch kein Grund, eine Abneigung gegen ihn zu haben, Tante Bettina."

„Es giebt nun aber Vorurtheile in der Welt. Ich fürchte, Mark macht es nicht besser, als sein Vater."

„Du könntest das mit demselben Rechte auch von Oswald sagen," rief Caroline vorwurfsvoll.

„Nein. Oswald ist ein ganz anderer Charakter, er ist mehr werth, als tausend solche Marks zusammengenommen. Denke nicht weiter an Mark, wen Du auch nimmst, thust Du besser, als an ihm.“

„Ich mag aber nicht besser thun,“ war die widerspänstige Antwort, dann brach die arme Caroline, halb erschrocken über ihre Kühnheit, in Thränen aus. Sie fühlte sich durch diese Verunglimpfung ihres Geliebten tief verletzt. Zum Glück für sie hatte Miß Davenal ihre Worte mißverstanden.

„Wir machen uns nichts daraus, daß Du besser thust? Freilich machen wir uns etwas daraus. Was bringt Dich auf den Einfall, Kind? Dein Onkel ist eben so besorgt für Dein Wohl, wie für Saras.“

„Wahr,“ unterbrach sie der Doctor, der, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf- und abging. „Ich würde weniger ängstlich sein, wenn es sich um eine Neigung meiner Tochter handelte.“

„Da hörst Du es, Caroline! Der Doctor ist auch gegen Deine Neigung.“ Caroline warf einen flehenden Blick auf ihn, nicht allein, daß er nicht gegen ihre Neigung sein, sondern auch Miß Davenal darüber aufklären möge.

„Ich bin nicht gegen die Heirath, Bettina, so weit darf ich nicht gehen. Ich empfehle ihnen nur zu warten. In ein bis zwei Jahren —“

Ein lautes, heftiges Klingeln an der Hausthür erschreckte Doctor Davenal. Lautes Klingeln war nichts Seltenes an seinem Hause, dies aber war doch gar zu heftig und schallend. Es erschreckte außer dem Doctor noch Jemand anders in nicht geringem Grade.

Siebentes Kapitel.

Eine Unterbrechung.

Dieser andere Jemand war Neal. Neal war sonst viel zu ruhig und besonnen, um so leicht in Schrecken zu gerathen; seine Nerven befanden sich in einem ganz vortrefflichen Zustande; in diesem besonderen Falle wollte es jedoch ein unglückliches Ungefähr, daß das Musterbild eines Dieners sich gerade, als das Sturmläuten ertönte, in der nächsten Nähe der Vorderthür aufhielt.

Als Neal nämlich das Tischgeschirr abgeräumt hatte, trug er das Silberzeug und die Gläser in seine Vorrathskammer, während er alles übrige unten in der Küche ablieferte. Indem er wieder hinaufgehen wollte rief ihn Watton, die Köchin, welche ungefähr in gleichem Alter mit Neal war und schon seit vielen Jahren im Hause diente. Sie blickte aus einem großen an die Küche stoßenden Gemache, in welchem die Dienerschaft des Hauses in ihren Ruhestunden sich aufzuhalten pflegte. Der Eingang für die Diener war im Souterrain, indem Stufen von dort aufwärts zu der an der hinteren Seite des Gartens gelegenen äußeren Thür führten.

„Riefen Sie mich?“ fragte Neal, in die Thür des Dienerzimmers tretend.

Watton war beschäftigt, einige Gläser mit eingemachten Früchten mit Papier zuzubinden. Sie wandte dem Frager ein schmutzig fettiges Gesicht mit dunklen Augen zu und deutete mit dem Ellnbogen auf einen auf dem Tische liegenden Brief.

„Ein Brief für Miß Sara, Neal, er kam vielleicht vor fünf Minuten."

„Jessy hätte ihn wohl heraufbringen können," sagte Neal, „Briefe sollten nie hier unten behalten werden."

„Jessy ist ausgegangen," erklärte Watton, „und ich muß endlich mit dem Eingemachten zu Stande kommen; Miß Davenal dachte, ich würde es schon heute Morgen über Seite gebracht haben."

Neal ging mit dem Briefe die Treppe hinauf nach seiner Vorrathskammer und unterwarf ihn dort einer genauen Prüfung, konnte jedoch außer der Adresse „Miß Sara Davenal" nichts finden, was seine Neugierde hätte befriedigen können. Die Handschrift war ihm nicht bekannt, das Couvert zeigte weder Wappen, noch Namenszug. Er hielt den Brief gegen das Licht, aber auch das schärfste Auge vermochte nichts von den darin enthaltenen Schriftzügen zu entdecken; er untersuchte den Verschluß, überzeugte sich aber, daß dieser, ohne das Couvert zu verletzen, sich nicht öffnen ließ. Während er noch vertieft in dieser ehrenvollen Beschäftigung war, hörte er die Thür des Speisezimmers öffnen; sogleich lugte er aus seiner Vorrathskammer hervor, um zu sehen, was es gäbe.

Es war Miß Sara, welche die Treppe hinauf nach dem Besuchszimmer ging. Neal hörte sie die Thür desselben öffnen und schließen und nach Verlauf einiger Minuten folgte er ihr, den Brief auf einem silbernen Teller tragend. Sie hatte sich eingeschlossen; die unten im Speisezimmer stattfindende Konferenz beunruhigte sie.

„Wer hat den Brief gebracht, Neal?" fragte sie gleichgültig, nachdem sie auf des Dieners Klopfen die Thür geöffnet und den Brief in Empfang genommen hatte.

„Das kann ich nicht sagen, Miß, er wurde abgegeben, während ich bei Tische aufwartete."

Neal schloß die Thür des Besuchszimmers, ging wieder nach seinem Asyl, die Vorrathskammer hinunter und schickte sich an, die bei Tische gebrauchten Gläser zu spülen, ein Geschäft, das er mit vielem Geräusch und großer Umständlichkeit zu verrichten pflegte. Er goß warmes Wasser in ein hölzernes Gefäß, spülte die Gläser darin und stellte sie umgestülpt zum Ablaufen auf den Tisch. Als er so weit mit seiner Arbeit vorgerückt war, mußte ihm wahrscheinlich der Gedanke aufsteigen, daß er sich jetzt wohl eine kleine Unterbrechung gestatten und eine Erholung auf eigene Hand verschaffen dürfe. Vorsichtig schlich er bis an die Thür des Speisezimmers und legte dort angekommen das Ohr an das Schlüsselloch. Neal hatte seine Chancen so gut berechnet, wie dies irgend ein Horcher vor und nach ihm nur thun konnte.

Er konnte weder von Miß Sara noch von den in der Küche befindlichen Dienern überrascht werden, ohne daß er ihre Annäherung bemerkte und sein Gehör war, theils von Natur, theils durch fortgesetzte Uebung so scharf, daß Niemand das Speisezimmer von innen öffnen konnte, ohne daß er dies lange zuvor wahrgenommen. Neal hatte sein beliebtes Spiel nicht so lange getrieben, um endlich wie ein unerfahrener Neuling dabei abgefaßt zu werden.

Er hatte schon einige Zeit auf seinem Lauscherposten gestanden und sicher mehr von der im Speisezimmer geführten Unterhaltung erfahren, als den dabei Betheiligten lieb war, da ertönte jenes Klingeln, das in seiner großen Heftigkeit und bei der Nähe, in welcher er zur Hausthür stand, sogar Neal erschreckte. Wie eine Katze schlich er nach seiner Vor-

rathskammer zurück, machte dort ein leichtes Geräusch mit Messer und Gabeln und kam dann mit schnelleren Schritten, als er sonst mit seiner Würde vereinbar hielt, zurück, um die Thür zu öffnen, denn das Klingeln ertönte zum zweiten Male noch lauter und schallender, ja, es ward unablässig fortgesetzt.

„Liegt denn die ganze Stadt im Sterben?“ brummte Neal.

Er riß die Thür auf und ward bald übergerannt von zwei Knaben, die in das Haus stürzten, mit lautem Lachen an ihm vorbei in das Speisezimmer eilten und dort auf Doctor Davenal zusprangen. Sara, erschrocken über den ungewöhnlichen Lärm, kam die Treppe hinuntergelaufen.

„Ihr Schlingel,“ rief der Doctor, „wo kommt Ihr denn heute schon her?“

Sie waren noch viel zu aufgeregt, um eine deutliche Erklärung zu geben.

Ein Tag früher Ferien, als es die Schulordnung sonst mit sich bringt, ist im Stande, die Köpfe jugendlicher Schüler gänzlich zu verrücken. Erst nach und nach kam es heraus, daß der Lehrer, welcher die nach dieser Gegend reisenden Knaben unter seinen Schutz nehmen sollte, durch die Nachricht von der Krankheit eines nahen Verwandten veranlaßt worden war, einen Tag früher abzureisen und daß ihnen dies nach dem Sprichworte: „das Unglück des Einen ist das Glück des Andern,“ zu gute kam und ihnen einen Tag Ferien mehr verschaffte.

Doctor Davenal stellte die beiden Knaben dicht vor sich und betrachtete forschend erst den einen und dann den andern, um zu sehen, welche Veränderung die letzten sechs Monate bei ihnen hervorgebracht hatten. Es existirte eine allgemeine

Aehnlichkeit zwischen ihnen hinsichtlich des Haars, der Augen und des Teints, sonst aber waren ihre Züge gänzlich verschieden. Richard, der Aelteste, gewöhnlich Dick genannt, war ein gutmüthiger, keck dareinschauender Knabe mit einer aufgestülpten Nase, Leopold, der Jüngere, hatte feinere Züge und schien weniger kräftig, als sein Bruder.

„Ihr seid Beide gewachsen, aber Leo ist mager," sagte der Doctor. „Nun, wie gehts mit den Studien, Dick?"

„O — mittelmäßig," gestand Dick, ein außerordentlich wahrheitsliebender Knabe. „Onkel Richard, ich bin der beste Cricketspieler in der ganzen Schule. Es kann es kein anderer Knabe mit mir aufnehmen."

„Der beste was, Richard?" fragte Miß Bettina, dem Knaben ihr Ohr hinhaltend.

„Der beste Cricketspieler, Tante Bett," wiederholte Richard.

„Du guter Junge, Du guter Junge," sagte Tante Bettina beifällig. „Fahre Du so fort, suche immer Deinen Ruhm darin, der beste Schüler zu sein und Du wirst es sein. Ich werde Dir frische Waffeln backen lassen, Dick."

Dick unterdrückte nur mit Mühe sein Lachen. „Ich bin gar kein guter Schüler, Tante Bettina, Leo ist einer, aber er ist gar zu ungeschickt beim Cricket."

„Kein guter Schüler!" wiederholte Miß Bettina, welche jetzt die Worte richtig verstanden hatte. „Sagtest Du mir nicht, Du wärest der beste Schüler?"

„Nein. Ich sagte, ich wäre der beste Cricketspieler," antwortete Dick.

„Ei, ei," sagte Miß Bettina während ihr Gesicht wieder seine ganze majestätische Strenge, annahm. „Das bringt Dir keinen Nutzen, Richard."

„Bist Du nicht tauber, als früher, Tante Bett?“

„Was soll ich sein?“ fragte Miß Bettina. „Brauner? Ich bin in meinem Leben nicht braun gewesen. Keiner aus der ganzen Davenalschen Familie hat je einen weißeren Teint gehabt, als ich. Was bringt dich denn auf einen so dummen Einfall, Richard?“

„Ich sagte tauber, Tante Bett,“ wiederholte der Knabe. „Mir kommt es vor, als wärest du Weihnachten lange nicht so taub gewesen! Onkel Richard, wir haben gestern eine Wettfahrt mit Ruderbooten gemacht; ich war zweiter Ruderer.“

„Solche Wettfahrten in Booten kann ich gar nicht leiden,“ unterbrach ihn Caroline schnell.

„Das glaube ich wohl,“ versetzte Richard sehr von oben herab, „Mädchen können so etwas nie leiden. Als ob die sich wohl mit den Ruderstangen Blasen in die Hände machen würden? Da sieh einmal meine Hand an.“

Er hob seine rechte Hand in die Höhe und zeigte triumphirend die in deren innerer Fläche befindlichen Blasen.

„Ich kann solche Ruderfahrten für Euch Knaben ebenfalls nicht leiden,“ sagte Doctor Davenal.

„Es war eine wahre Lust, Onkel Richard. Eins der Boote schlug um und die Burschen erhielten ein kaltes Bad.“

„Das eben ist es,“ antwortete der Doctor. „Die Boote schlagen gewöhnlich um, wenn Ihr unerfahrene junge Herren es am allerwenigsten erwartet. Es ist dabei schon Mancher um das Leben gekommen, Richard.“

„Der ungeschickteste Junge kann sich ja wieder aus dem Wasser herauskrabbeln, Onkel Richard. Die Meisten von uns können schwimmen wie die Ottern.“

„Und Andere können wahrscheinlich gar nicht schwimmen.

Was sagte denn Doctor Keen, als er von dem umgeschlagenen Boote hörte?"

Richard richtete seine ehrlichen, weit geöffneten Augen mit dem Ausdrucke des größten Erstaunens auf seinen Onkel. „Er hörte nichts davon, Onkel Richard! Er wußte nichts von der Wettfahrt, wir hatten sie ganz auf eigene Hand unternommen. Als ob Keen so etwas leiden würde, wenn er es erführe. Er dachte, wir spielten Cricket."

„Ihr müßt da wirklich eine nette Bande sein," sagte der Doctor ruhig. „Werden etwa Ehrenpreise bei Euch ausgetheilt? Du verdientest sicher einen, Dick." Dick lachte. „Es ist auf allen Schulen so, Onkel Richard. Wenn wir die Lehrer Alles, was wir treiben, wissen ließen, würden wir wenig Spaß haben."

„Solche Späße, die auf dem Wasser getrieben werden, müßten sie aber durchaus wissen; dabei ist Gefahr."

„Nicht ein bischen, Onkel Richard, es war das lustigste Bad, was man sich nur denken kann. Die einzige Verlegenheit war, wo wir trockene Sachen herbekommen sollten. Sie waren schon für unsere Reise in die Koffer verpackt und es kostete nicht wenig List, sie wieder herauszubekommen."

„Ein lustiges Bad, nennst Du es! Warst Du einer der ins Wasser Gefallenen?"

„Ich nicht!" erwiederte Dick, den Kopf stolz zurückwerfend, „wir wissen ein Boot besser zu handhaben, als daß uns dergleichen passiren könnte. Leo war dabei."

„Wie Viele von Euch sind ertrunken, Leo?"

Die Reihe, die Augen aufzureißen, war jetzt an dem jüngeren Bruder. „Ertrunken, Onkel Richard! Kein Einziger. Wir krabbelten uns Alle ganz schnell wieder

heraus. Nein vor dem Ertrinken braucht man bei uns keine Furcht zu haben."

„Furcht scheint ihr wirklich nicht davor zu haben," erwiederte der Doctor, „die Sache hat aber Gefahr, Leo, mit dem Ertrinken ist es nicht blos abgethan."

Leo antwortete nicht, vielleicht verstand er den Sinn der Worte gar nicht recht. Doctor Davenal saß einige Minuten schweigend, in Gedanken verloren, dann fragte er die beiden vor ihm stehenden Knaben:

„Habt Ihr vielleicht schon einmal ein weißes Haus bemerkt, das dicht an der nächsten Station — Hildon — auf einem Hügel liegt?"

„Ich kenne es wohl," rief Richard, es gehört dem alten Low.

„Richtig, dem alten Low, wie Du ihn zu nennen beliebst, Master Richard, der Mann ist übrigens noch gar nicht so alt, etwa in meinen Jahren, die Leute nennen ihn auch sonst gewöhnlich Squire Low. Er ist Lady Oswald's Hauswirth. Vor einigen Jahren, Kinder, wurde ich nach jenem Hause auf dem Hügel gerufen, weil Mr. Lows Mutter, die bei ihm wohnt, krank war. Ich besuchte sie viele Tage hintereinander und sah bei dieser Gelegenheit auch mehrmals Mr. Lows drei Söhne, hübsche Knaben, ungefähr in Eurem Alter und eben so wagehalsig wie Ihr seid. Eines Nachmittags — hört Beide zu — war ich kaum von Mr. Low zurückgekommen, als zu meinem großen Erstaunen ein Bote von ihm in gestrecktem Galopp angesprengt kam — die Eisenbahn war damals noch nicht eröffnet. Ich glaubte, die alte Mutter sei kränker geworden und eilte hinaus, mit dem Manne selbst zu sprechen. Er bat mich, unverzüglich und so schnell mein Pferd nur laufen könne, mit ihm zurückzukommen. —"

„Die alte Mrs. Low war todt!“ schrie der schnelle Dick.

„Nein, mein Freund, sie war nicht todt, befand sich auch nicht übler, als ich sie verlassen hatte, sondern Mr. Lows drei Söhne hatten genau Das unternommen, was Ihr, wie Ihr mir erzählt, gestern gethan habt. Sie fuhren in einem Ruderboot auf dem Flusse bei Hildon, das überfüllte Boot schlug um und die armen Knaben fanden es nicht so leicht, wieder herauszukrabbeln wie Du, Leo und Deine Kameraden. Einer von ihnen war herausgezogen worden, erzählte mir der Mann, ob die andern beiden auch noch gerettet wären, wußte er nicht. Ich bestieg mein Pferd und ritt eiligst hin.“

„Warum holten sie denn aber Dich, Onkel Richard, gab es in der Nähe keinen Arzt?“

„Ja. Als ich hinkam, war auch bereits ein Arzt da; aber Mr. Low hatte Vertrauen zu mir und mich deßhalb in seiner Angst holen lassen. Der jüngste Sohn, James, war gerettet.“

„Was, James Low, der in dem Rollstuhl umhergefahren wird?“

„Derselbe, Dick. Von jener Stunde an hat er niemals den freien Gebrauch seiner Glieder wieder erhalten. Eine Art rheumatische Lähmung — wir nennen den Zustand so aus Mangel an einem bessern Namen — wird ihm wohl für sein ganzes Leben bleiben. Als das Fieber, welches dem Unfall folgte und einige Wochen anhielt, vorüber war, stellte es sich heraus, daß er die Kraft seiner Gliedmaßen nicht wieder erhielt und ein unglücklicher Krüppel war. Dies sind die Folgen eines Vergnügens, das Euch so harmlos erscheint.“

Bayerische Staatsbibliothek München

„Wird er nie wieder genesen?“ fragte Leo.

„Ich fürchte, niemals.“

„Und was ward aus den beiden andern Knaben, Onkel Richard? Halfen sie sich endlich wieder heraus?“

„Nein, Leo. Sie waren ertrunken.“

Leo schwieg, Dick ebenfalls; Dr. Davenal fuhr fort.

„Ja, sie waren ertrunken. Ich stand mit Mr. Low am Tage vor dem Begräbniß in dem Zimmer, wo die beiden Särge nebeneinander aufgestellt waren. Er erzählte mir, wie gehorsam seine armen Knaben immer gewesen wären, mit Ausnahme einer einzigen Sache, des Wasserfahrens. Er hatte sie oft gewarnt und beschworen, denn er hatte eine große Abneigung gegen das Wasserfahren, fürchtete stets, die Kinder sich dem trügerischen Elemente anvertrauen zu sehen, und mit Recht, denn der Fluß bei Hildon ist gefährlich und die Knaben waren unerfahren. Sie waren aber Wagehälse, die keine Gefahr sahen und — hörst Du wohl Dick — auch nicht glaubten, daß welche vorhanden sein könne. Sie glaubten, sie dürften es schon einmal riskiren, und das war die Folge davon. Ich werde den Jammer des armen Vaters neben den Leichen seiner Söhne nie vergessen.“

Die Knaben waren sehr traurig geworden.

„Ich habe Euch diesen Unfall erzählt, meine Kinder, von dem Ihr doch übrigens schon früher gehört haben müßt, denn ganz Hallingham kennt ihn ebenso gut wie ich, um Euch zu beweisen, daß das Wasser allerdings seine Gefahren hat, ganz besonders für unerfahrene Knaben. Wo bekommt Ihr denn die Boote her?“

„Wir miethen sie,“ antwortete Dick. „Es sind Leute

am Orte, welche Boote halten und sie Jedem, der dafür bezahlen kann, vermiethen."

„Es sollte ihnen verboten werden, sie an Knaben Eures Alters zu vermiethen. Ich werde Doctor Keen einen Wink zugehen lassen."

Dick Davenal wurde ängstlich. „Onkel Richard, das wirst Du uns doch nicht anthun! Wenn die Schule erfährt, daß Keen durch Dich dahinter gekommen ist, erklären sie Leo und mich in die Acht!"

„Ich werde schon Sorge tragen, daß Ihr durch mich nicht in die Acht kommt, Dick: ich kann es aber nicht vor meinem Gewissen verantworten, Euch noch öfter solcher Gefahr ausgesetzt zu wissen."

„Ich glaube nicht, daß ich wieder auf das Wasser gehe, Onkel Richard," sagte Leo, der sich hingesetzt hatte und nachdenklich sein Bein rieb.

„Ich glaube auch nicht, daß Du es wieder thun wirst," entgegnete der Doctor.

Leo fuhr fort, sein Bein zu reiben.

Dick, der nicht lange bei einem Gegenstande verweilen konnte, hatte seinen Arm um Saras Taille geschlungen und flüsterte ihr etwas in das Ohr. Beide Knaben liebten Sara sehr. Als sie, kleine Fremdlinge, von Westindien angekommen waren, im Hause des Doctors Niemand kannten, hatten sie sogleich eine wunderbare Zuneigung zu Sara gefaßt, welche diese ihnen reichlich vergalt. Der Leser hat bereits errathen, daß dies die beiden Knaben sind, welche Richard Davenal, der Sohn des Doctors, hatte nach England herüberholen sollen; sie kamen später allein und brachten die von ihrem armen Vetter zurückgelassenen Effecten mit.

Achtes Kapitel.

Ein schweigendes Uebereinkommen.

Oswald Cray hatte inzwischen in dem ländlichen Gasthof zum „Apfelbaum“ ein frugales Mittagsessen eingenommen und machte sich, nachdem dies beendet, auf den Weg, um Doctor Davenal einen Abendbesuch abzustatten. In der Neuen Straße begegnete er seinem Halbbruder, der eilig aus seiner Wohnung kam.

„Wolltest Du zu mir, Oswald?“ fragte Marcus, während sie sich die Hände reichten. „Ich hörte schon, daß Du hier wärest.“

„Nein, heute nicht,“ antwortete Oswald. „Ich gehe jetzt zu Doctor Davenal und fahre mit dem Nachtzuge wieder zurück. Mein Besuch hat heute hauptsächlich Lady Oswald gegolten. Wir brauchen ein kleines Stück von ihrem Garten, um Kohlenschuppen darauf zu bauen und sie will das nicht leiden.“

„Nicht leiden,“ wiederholte Mark. „Das ist noch gar nicht das rechte Wort dafür, sie war ja heute Nachmittag ganz außer sich. Es schadet doch dem Garten gar nichts.“

„Ei bewahre, nicht das Geringste, aber sie ist nicht dazu zu bringen, das einzusehen. Die Sache hört sich viel schlimmer an, als sie in der That ist.“ Ich gestehe es selbst, es klingt entsetzlich — Eisenbahnschuppen in seinem Garten haben! Ich dachte, ich würde der Erste sein, von dem sie es erführe, denn es liegt immer sehr viel an der Art und Weise, wie etwas vorgebracht wird.“

„Sie sagte heute Nachmittag, es läge ganz in Deiner

Hand, Du könntest ihren Garten verschonen, wenn Du wolltest."

„Ich wünschte, ich könnte es, ich würde mir wirklich alle erdenkliche Mühe geben, einen anderen Platz zu finden, um ihr den Aerger zu ersparen. Aber die Gesellschaft hat den Platz ausgewählt, Low hat ihn verkauft, also läßt sich gar nichts weiter thun. Ich bedaure es sehr, aber ich kann nichts dafür. Willst Du mit mir zum Doctor kommen Mark?"

Marcus zögerte und sagte dann, er möchte diesen Abend nicht hingehen.

„Weshalb nicht?" fragte Oswald.

„Ja — nun — ich sehe aber eigentlich nicht ein, weshalb ich es Dir nicht sagen sollte — ich habe heute bei dem Doctor um Caroline angehalten. Er gab mir keine bestimmte Antwort und es scheint mir nicht schicklich, ihn jetzt mit einem Besuche zu belästigen."

Oswald Crays Gesicht gehörte nicht zu denen, welche leicht ihre innersten Gedanken verrathen; jetzt aber zeigte sich auf demselben doch ein Ausdruck des Erstaunens. Er heftete die Augen forschend auf den Bruder.

„Du denkst wirklich schon ans Heirathen?"

„Ja, das thue ich; weshalb sollte ich nicht daran denken?"

„Worauf willst Du denn aber heirathen? Was hast Du für Mittel?"

„Bah — ich muß sehen, daß Doctor Davenal meine Einkünfte vermehrt. Aus einigen Worten, die er heute fallen ließ, als wir die Angelegenheit besprachen, vermuthe ich, daß er nicht abgeneigt wäre, es zu thun und mir vierhundert Pfund das Jahr zu geben. Damit können wir schon auskommen."

Oswald Cray antwortete nicht sogleich. Er, der nur auf eigenen Füßen stehen mochte, würde den bloßen Gedanken als eine Schmach und Schande verworfen haben, mit Hülfe eines Anderen eine Familie gründen zu wollen.

„Du glaubst, es sei nicht genug, Oswald?"

„Für kluge sparsame Leute möchte es wohl genug sein, ich fürchte aber, daß es für Dich und Caroline Davenal nicht ausreicht. Mark, ich glaube — ich beleidige Dich doch nicht damit? — Du bist nicht gerade ein vorsorglicher Mensch."

„Ich weiß, daß ich es von Natur nicht bin; aber ich dächte, Jeder könnte das sein, wenn die Nothwendigkeit es erheischt."

„Diese Behauptung hat sich nicht immer als stichhaltig erwiesen."

„Ich sehe, Du hältst mich für einen Verschwender," sagte Mark scherzend.

„Nicht gerade für einen Verschwender, ich halte Dich nur nicht für fähig, Dich so einzuschränken, wie mancher Andere es im Stande ist. Doctor Davenal giebt Dir zweihundert Pfund das Jahr und Du bist jetzt sechs Monate bei ihm: meine Meinung ist, Du wirst nach Ablauf eines Jahres finden, daß die zweihundert Pfund nicht für Dich ausreichen und Dich nach weiteren hundert Pfund umsehen, Schulden damit zu bezahlen."

„Bist denn Du selbst ein so außerordentlich sparsamer Wirth?" fragte Mark.

„Davon ist hier nicht die Rede, ich will mich ja nicht verheirathen," antwortete Oswald lächelnd. „Ich spare aber wirklich."

„Wenn der Doctor mir vierhundert Pfund das Jahr giebt, brauche ich nicht zu warten.“

„Du hast ja keine Einrichtung.“

„Die ist leicht anzuschaffen.“

„Sehr leicht anzuschaffen, da hast Du Recht,“ lachte Oswald, „aber schwer zu bezahlen.“

„Das ist doch so gefährlich nicht. Wir werden uns nicht so luxuriös einrichten und können ja die Meubels auf Abzahlung in Raten nehmen.“

„Ein schlechter Anfang, Mark.“

Mark stampfte beinahe mit den Füßen. „Du scheinst es darauf abgesehen zu haben, mich wie mit kaltem Wasser zu begießen, warum in aller Welt bist Du gegen mich?“

Oswald Cray ward sehr ernst. Mark war nicht sein rechter Bruder und er durfte ihm nicht zu viel sagen; aber die Ueberzeugung setzte sich bei ihm, und vielleicht nicht zum ersten Male, fest, Mark habe den Leichtsinn ihres Vaters geerbt.

„Alle die Bedenklichkeiten, welche ich geäußert habe, stiegen mir auf, nicht weil ich gegen, sondern weil ich für Dich bin, Mark. Wir haben niemals wie Brüder zu einander gestanden und deshalb maße ich mir auch nicht an, Dir einen brüderlichen Rath zu ertheilen — Du würdest denken, ich habe kein Recht dazu. Aber ich bitte Dich, sei vorsichtig um Deiner selbst und um Carolinens willen. Guten Abend, wenn Du nicht mit mir gehen willst.“

Neal öffnete Mr. Oswald Cray die Thür; sein Gesicht verklärte sich bei dem Anblick dieses Gastes ordentlich im Glanze innigster Herzensfreude.

Obgleich die Quintessenz von Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen alle Höherstehenden, zeigte Neal gegen Mr.

Oswald Cray doch noch einen höheren Grad von Unterwürfigkeit, wahrscheinlich, weil er früher in der Familie Oswald auf Dornbruch gedient hatte und Mr. Oswald Cray so nahe mit derselben verwandt war.

Doctor Davenal war mit Sara im Gartensalon, die lärmenden Buben ließen sich im Speisezimmer unter Miß Bettinas Aufsicht alle die guten Sachen schmecken, die ihnen auf deren Geheiß aufgetischt worden waren. Nach wenigen Augenblicken waren der Doctor und Mr. Oswald Cray in einer lebhaften Unterhaltung über den Antrag begriffen, welcher Beide in so hohes Erstaunen versetzt hatte; der Doctor brachte die Angelegenheit zuerst zur Sprache. Sara saß mit einer leichten Handarbeit beschäftigt am Fenster. Sie gewährte einen lieblichen Anblick mit den leicht gerötheten Wangen, eine feine goldene Kette um den schönen weißen Hals geschlungen, die hübschen Arme zum Theil von weißen Spitzenärmeln verhüllt. Der Doctor lehnte in einer nachdenklichen Stellung in der andern Fensternische und Oswald Cray saß zwischen ihnen etwas tiefer im Zimmer, den Ellnbogen auf den in der Mitte stehenden Tisch gestützt, das Kinn in der Hand.

„Mark hat soeben mit mir darüber gesprochen," sagte er als Antwort auf Doctor Davenals Bemerkung. „Ich begegnete ihm auf dem Wege hierher und war nicht wenig überrascht von der Neuigkeit."

„Sie können nicht erstaunter gewesen sein, als ich," erwiederte der Doctor.

„Ich war hauptsächlich darüber erstaunt, daß er schon jetzt mit einem solchen Antrage hervortritt."

„Wie denken Sie darüber?" fragte der Doctor.

„Ei, Herr Doctor, es ist an Ihnen, darüber nachzu-

denken," antwortete Oswald nach einem augenblicklichen Stillschweigen.

„Allerdings — im eigentlichen Sinne des Wortes. Meine Meinung ist, daß mir der Antrag sehr voreilig vorkommt."

„Ich gestehe, daß er mir auch so erscheint und hielt damit auch gegen Mark nicht zurück. Von der andern Seite betrachtet, Herr Doctor, dürfte es für manche Männer ganz gut sein, wenn sie früh heirathen."

„Das ist wahr, besser ist es aber noch, wenn sie warten. Ich liebe Männer, welche den Muth und die Geduld haben, den richtigen Moment zu erwarten, sich ein Ziel zu stecken und unverrückt darauf hinzuarbeiten. Ich verheirathete mich in sehr jungen Jahren, aber meine Verhältnisse rechtfertigten diesen Schritt, wo dies nicht der Fall ist, sollte man warten. Ich will damit nicht sagen, daß man aus übertriebener Vorsicht warten soll, bis die Blätter am Lebensbaume gelb und welk geworden sind, durchaus nicht; das Wichtige und Gute liegt hier, wie fast überall in der Mitte. Ich bin überzeugt, Sie schließen keine unkluge Heirath, Sie warten Ihre Zeit ab."

Ein Lächeln umspielte Oswalds Lippen. „Es bleibt mir nichts anderes übrig, als zu warten, Herr Doctor."

„Das heißt, die Klugheit gebietet es Ihnen."

„So ist es."

„Und ich zweifle nicht, daß Ihr Einkommen weit bedeutender ist, als das geringe, was Mark gegenwärtig hat."

„Ich glaube, es ist so."

Doctor Davenal drehte schweigend seine Uhrkette in der Hand. „Geben Sie mir einen Rath," sagte er nach einer Pause zu Mr. Oswald Cray.

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, wenn ich Ihnen offen

erkläre, daß ich das nicht gern möchte. Dem Blute nach ist Mark allerdings mein Halbbruder; Sie wissen aber, unter welchen Verhältnissen wir aufwuchsen und daß wir in Wirklichkeit uns fast wie Fremde gegenüberstehen. Ich fühle deshalb die größte Scheu, mich in seine Angelegenheiten zu mischen; ich will ihm, wo ich es immer kann, mit Freuden nützlich sein, möchte aber in einer so wichtigen Angelegenheit, wie der jetzt zu erwägende Schritt ist, keinen Rath ertheilen."

Doctor Davenal verstand das Gefühl, was Oswald leitete, und wußte es zu würdigen. „Trauen Sie ihm Ausdauer und Festigkeit genug zu, um sein Lebensschiff durch alle Klippen und Sandbänke glücklich hindurch steuern zu können?"

Oswald Crays Meinung war, daß Mark diese Eigenschaften nicht besitze, und konnte dies jedoch nicht mit Gewißheit behaupten, kannte den Bruder viel zu wenig, um ein bestimmtes Urtheil darüber fällen zu können. „Ich kann darüber wirklich keine begründete Ansicht aussprechen," sagte er, „Mark ist mir ja weit fremder, als er Ihnen ist; Ausdauer und Festigkeit kommen zuweilen erst später mit den Jahren und der Erfahrung."

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie erstaunt ich war," begann der Doctor nach einer Pause wieder. „Wäre Mark gekommen und hätte bei mir um meine Schwester Bettina angehalten, ich hätte nicht erstaunter sein können. Ich war nämlich auf einer ganz falschen Fährte."

„Auf einer falschen Fährte?" rief Oswald verwundert aufblickend.

„Ich kann es Ihnen ja wohl sagen, da sich die Wirklichkeit so ganz anders gestaltet hat," lachte Doctor Davenal. „Ich bildete mir nämlich ein, Caroline sei Ihnen nicht gleichgültig."

Mr. Oswald Crays tiefliegende blaue Augen öffneten sich vor Verwunderung viel weiter, als gewöhnlich. „Was brachte Sie denn auf diese Vermuthung?“

„Auf mein Wort, das weiß ich nicht. Wenn ich mir jetzt alle Momente zurückrufe, sehe ich ein, daß ich ein Narr gewesen bin. Aber diese Idee verblendete mich gänzlich gegen Marks Absichten.“

Oswald Cray stand auf und stellte sich neben den aus dem Fenster blickenden Doctor.

„Und wenn dem so gewesen wäre, würden Sie etwas dagegen gehabt haben?“ fragte er und in seiner Stimme, obgleich die Worte scherzend hingeworfen waren, zitterte doch eine tiefe, ernstere Bedeutung.

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte Doctor Davenal, „ich wünschte, es wäre so gewesen. Doch sprechen wir nicht davon, das macht mich Mark wahrlich nicht geneigter.“

Mr. Oswald Cray lachte und warf einen verstohlenen Blick auf Sara. Ihre Wangen glühten, ihr Kopf war, viel tiefer, als dies wohl eigentlich nothwendig, auf die Arbeit gebeugt.

In diesem Augenblick hörte man Doctor Davenals Equipage das Seitengäßchen entlang fahren und Rogers Kopf und Schulter wurden über der Gartenmauer sichtbar. Doctor Davenal gab ihm durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß er sogleich herauskommen werde; dann trat er in das Zimmer zurück. Der Faden des früheren Gespräches war damit abgerissen.

„Sie kamen, Lady Oswalds Aufforderung Folge leistend, heute hierher,“ bemerkte der Doctor. „Sie sagte mir, sie habe an Sie telegraphirt.“

„Nicht in Folge ihrer Aufforderung. Ich war schon ab-

gereist, ehe das Telegramm in London anlangte, oder wenigstens, ehe es mich erreicht hatte."

„Lady Oswald ist in einer hübschen Verfassung. Es läßt sich wohl nichts dagegen thun?"

„Gar nichts. Ihr Garten liegt unglücklicherweise gerade an dem Punkte der Bahn, der für die Erbauung der Schuppen nothwendig ist."

„Sie wird nicht in dem Hause bleiben."

„Das Schlimmste von der Sache ist, daß sie erst vor kurzem wieder auf sieben Jahre Contract gemacht hat. Ich weiß jedoch nicht, ob unter diesen Umständen Mr. Low etwas dagegen haben könnte, wenn sie die Wohnung verlassen will —"

„Onkel Richard, der Wagen hält vor der Thür. Wie geht es Ihnen, Mr. Oswald Cray?"

Es waren die beiden Knaben, die ohne Rücksicht auf die dadurch verursachte Störung mit dieser Meldung ins Zimmer gestürzt kamen.

Mr. Oswald Cray bewillkommnete sie und der Doctor reichte ihm die Hand zum Abschiede.

„Ich muß heute Abend noch einige Patienten besuchen. Der Sohn einer armen Frau ist krank und ich versprach ihr, wenn irgend möglich, noch heute nach ihm zu sehen. Vielleicht sind Sie noch hier, wenn ich zurückkomme. Bettina und die Mädchen werden ihnen Thee besorgen."

Er eilte hinaus, die beiden Knaben lärmend hinter ihm drein. Während der Ferien konnte man den Doctor nie ausfahren sehen, ohne die beiden kleinen Wilden bei sich im Wagen zu haben. Mr. Oswald Cray wandte sich an Sara, die aufgestanden war und vor ihm stand.

„Nur einen Augenblick, Sara, für eine einzige Frage.

Theilten auch Sie den Irrthum, daß in mir eine Neigung zu Ihrer Cousine erwache?"

Ihr ganzes Wesen bekundete die höchste Schüchternheit, sie wagte die Augenlider nicht von den glühenden Wangen zu erheben. Es schien, als wolle sie sprechen, denn ihre Lippen bewegten sich, sie brachte jedoch keinen Ton hervor.

„Sie müssen mir antworten," bat er, und im Tone seiner Stimme gab sich eine lebhafte Erregung kund. „Begingen auch Sie gegen mich die Ungerechtigkeit, zu glauben, ich richte meine Gedanken auf Caroline?"

„Nein, o nein."

Er holte tief Athem, als ob diese Worte eine große Last von seiner Brust nahmen. Dann ergriff er ihre Hand und hielt sie, die andere darauf legend in den seinigen. Er war sehr ernst.

„Es war gut, daß ich Sie fragte, obgleich ich nicht glauben konnte, daß Sie mich so verkennen würden. Sara! Ich bin kein unkluger Mensch, für den ich leider Mark halten muß; ich könnte dem Mädchen, das ich zu meiner Gattin machen will, nicht zumuthen, ihre comfortable Häuslichkeit zu verlassen, ehe ich nicht im Stande wäre, ihr vollen Ersatz dafür zu bieten. Ich danke, ich hoffe, daß das nächste Jahr vielleicht mich in diese Lage bringen wird. Wollen Sie inzwischen die Motive meines Schweigens nicht falsch beurtheilen?"

Sie erhob die Augen zu den seinigen, um zu sprechen. Sie waren voll tiefen Ernstes und schwammen in Thränen.

„Ich werde Sie niemals mißverstehen, Oswald."

Und Mr. Oswald Cray drückte zum ersten Male seine Lippen auf die ihrigen zur Besiegelung des schweigend geschlossenen Uebereinkommens.

Neuntes Kapitel.

Eduard Davenal.

Ein entzückender Oktoberabend lag über Altengland. Die glühende Hitze des Sommers war vorüber und der kühle, klare und ruhige Herbst herrschte in seiner ganzen Lieblichkeit. Glänzend ging die Sonne unter, mit der Verheißung eines köstlichen Wetters für den morgenden Tag, und dieser morgende Tag sollte Caroline Davenals Hochzeitstag sein.

Bitten und Versprechungen waren stärker gewesen, als Doctor Davenal und dessen Klugheit; er hatte, obgleich widerstrebend, seine Einwilligung zu der frühen Heirath gegeben. Vergebens hatte er ihnen das Zeitwort „warten" als würdige Aufgabe ihrer Studien gestellt, keiner der beiden Verlobten hatte es conjugiren wollen, und ganz besonders war, so wunderbar dies auch erscheinen mag, Alles, was in dieser Beziehung Carolinen vorgestellt ward, tauben Ohren gepredigt. Der Doctor hatte also endlich nachgegeben und alle Vorbereitungen für die Hochzeit waren schleunigst getroffen worden.

Doctor Davenal zeigte sich bei dieser Gelegenheit höchst generös. Er erhöhte Marks jährliches Einkommen auf vierhundert Pfund und gab ihm noch einen Wechsel von dreihundert Pfund zur Beschaffung der Einrichtung. „Wenn Ihr denn einmal so eilig seid," sagte er, „so müßt Ihr auch für den Anfang mit sehr einfachen Sachen fürlieb nehmen, wenn Ihr es später im Stande seid, ist noch immer Zeit, kostbare Meubel anzuschaffen." Miß Bettina erklärte, sie würde nichts, nicht einen Schilling geben. „Nein," sagte sie

zu Caroline, „Du willst nicht auf den Rath vernünftiger Leute hören, thue also, was Du nicht lassen kannst, aber erwarte nicht, daß ich Dir dabei noch Vorschub leiste. Wenn Du Dich nicht sehr zusammennimmst, wirst Du, ehe Du es denkst, in Kummer und Noth gerathen."

Caroline lachte über die Prophezeiung und glaubte dies aus guten Gründen zu dürfen. Wenn sie nur einigermaßen wie vernünftige Menschen wirthschafteten, konnte ihnen ja dergleichen gar nicht begegnen. Vierhundert Pfund das Jahr für den Anfang und noch viel mehr für die Zukunft in Aussicht, wahrlich sie waren beneidenswerth für manches Paar, das sich unter weit weniger günstigeren Auspicien die Hände zum Bund für das Leben reichte. Selbst Doctor Davenal kam nach und nach auf den Gedanken, daß er wohl übertrieben vorsichtig gewesen sei. Es wäre vielleicht besser gewesen, noch ein oder zwei Jahre zu warten, sie konnten jedoch, wie die Sachen nun einmal standen, auch ganz gut fertig werden, wenn sie es nur danach trieben. Ja, wenn sie es danach trieben, und darin lag Alles. Was Alle, die es gut mit ihnen meinten, besorgt um sie machte, war wohl hauptsächlich der Umstand, daß sie beide von Jugend auf an weit glänzendere Verhältnisse gewöhnt waren.

Alle Besorgnisse und Scrupel, welche die Klugheit aufgestellt, gehörten jedoch nun der Vergangenheit an; Niemand gab sich ihnen noch hin, wo es sich um thätige Vorbereitungen um eine wirkliche Einrichtung der neuen Häuslichkeit handelte. Mark hatte, als er sich nach einem Hause umsah, seine Blicke auf das noch immer unbewohnt stehende Kloster gerichtet. Es war die Wohnung seiner Aeltern gewesen, er hatte darin seine Kindheit und Jugend verlebt, es verlieh seinen Bewohnern einen gewissen Anstrich der Vornehmheit

und Bedeutung, kurz, es erschien ihm als in mancher Hinsicht für sich geeignet. Doctor Davenal war damit zufrieden; das Kloster lag allerdings sehr weit von seinem Hause, gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt, und es wäre wohl wünschenswerth gewesen, den Associé mehr in der Nähe zu haben; die Einrichtung konnte aber von der andern Seite auch ihre Vortheile bringen. Mark miethete das Kloster vorläufig auf ein Jahr.

Wie geschäftig sie waren, die neue Häuslichkeit einzurichten, das Brautkleid und die Ausstattung zu vollenden weiß nur Diejenige, welche selbst, sei es für sich, sei es für Andere, schon bei einer ähnlichen Gelegenheit thätig gewesen ist. In dieser Geschäftigkeit, in der Genugthuung, hübsche neue Sachen kaufen und sie an ihrem geeigneten Platz aufstellen zu können, wurden die früheren Bedenken der Klugheit, wie schon erwähnt, gänzlich aus dem Auge gelassen, vollständig vergessen. Selbst Miß Bettina thaute so weit auf, daß sie sich herbeiließ, nach dem Kloster zu gehen und dort die Oberleitung der Geschäfte zu übernehmen; sie versäumte dabei die gute Gelegenheit nicht, um Carolinen vom Morgen bis zum Abend Vorlesungen über Oeconomie und Wirthschaftführung zu halten.

Oswald Cray hatte seinem Bruder in der delicatesten Weise eine Fünfzigpfundnote in die Hand gedrückt. „Es ist nun einmal Sitte, Mark, daß man sich bei solchen Gelegenheiten beschenkt," sagte er leichthin. „Du und Caroline, Ihr würdet mir einen großen Gefallen thun, wenn Ihr mich der Verlegenheit überheben und selbst etwas für Euch auswählen wolltet. Du verstehst Dich besser auf Toilettenkästchen und Arbeitsnecessaires, als ich."

Das Kloster gewährte denn endlich mit den neu ange-

schafften Meubles und mancherlei hübschen Sachen, die aus Doctor Davenals Hause dahin wanderten, einen sehr angenehmen, befriedigenden Anblick.

Und nun war der Abend vor der Hochzeit gekommen und im Hause des Doctors Alles mit den Vorbereitungen für den morgenden Tag beschäftigt. Diener und Dienerinnen liefen hin und her; Miß Bettina mit ihrer scharfen Stimme und ihren tauben Ohren war überall und verursachte ein Mißverständniß nach dem andern. Die Frühstückstafel war bereits gedeckt; Sara half Jessy ruhig und geschickt die Koffer ihrer Cousine packen, während diese müßig, wie gewöhnlich, in Extase über ein soeben von Lady Oswald erhaltenes Geschenk von Einem zum Andern lief.

Es war eine schöne Kaffee- und Theekanne, nebst Sahngießer, Zuckerschaale und Präsentirteller, alles von massivem Silber. Caroline, welche überall nach Bewunderern dieser Herrlichkeiten suchte, lief auch in Doctor Davenals Zimmer.

Neal trat ihr mit einem Präsentirbret in der Hand daraus entgegen, er mußte also seinem Herrn soeben etwas überbracht haben. Doctor Davenal stand am Fenster und hatte einen noch nicht geöffneten Brief in der Hand.

„Onkel, Dich bitte ich, komm und siehe! Es ist das schönste Geschenk, was ich bekommen habe; ein silbernes Theeservice. Das habe ich von Lady Oswald nicht erwartet."

„Sachte, sachte Kind; alles zu seiner Zeit."

Er legte bei diesen Worten den Brief auf den Tisch, ohne ihn geöffnet zu haben. Carolinen schien es, als ob sein Gesicht, wie der Ton seiner Stimme traurig wären.

„Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet, Onkel Richard?"

„Ich kann es nicht leugnen, Carine. Wenn man sich auf den Anblick eines geliebten Gesichtes gefreut hat und

die Stunden vergehen vom Beginn des Tages bis zu dessen Ende in vergeblicher Erwartung, so bringt dies natürlich eine Verstimmung mit sich."

Caroline wunderte sich; sie verstand noch nicht, was es heißt, lange und vergeblich warten zu müssen. „Meinst Du Eduard, Onkel Richard?"

Wen konnte er anders meinen? Seit Richards Tode war dieser, jetzt sein einziger Sohn, dem Vaterherzen noch um Vieles theurer geworden. Er hätte willig sein Leben für Eduard hingeben können und dies noch nicht einmal für ein Opfer angesehen. O, wenn die Söhne und Töchter doch immer diese kostbare an ihnen verschwendete Liebe ihrem ganzen Werthe nach zu würdigen verständen!

„Tante Bettina ärgert sich auch, daß er noch nicht hier ist, sie sagt, wir müßten so lange mit dem Mittagessen warten."

„Wir sind zu ungeduldig, Caroline, er kann doch gewiß nicht früher kommen. Da ist Mark," fügte der Doctor hinzu.

Doctor Davenals Equipage fuhr vor. Der Doctor hatte Mark darin ausgeschickt, um einige seiner Patienten auf dem Lande zu besuchen, während er zu Hause die Ankunft des Sohnes erwartete. Roger sah nach dem Fenster, um zu erfahren, ob er die Pferde in den Stall bringen solle, oder ob der Wagen noch weiter gebraucht werde. Doctor Davenal gab ihm mit der Hand ein Zeichen und wollte schnell hinausgehen.

„Willst Du denn nicht mitkommen und mein Theeservice ansehen, Onkel Richard?" schmeichelte Caroline.

„Wenn ich zurückkomme, Carine, das Service kann warten."

„Und da liegt auch noch ein Brief auf dem Tische, den Du nicht einmal geöffnet hast," sagte sie, verletzt von der gegen ihr Service an den Tag gelegten Geringschätzung.

„Der kann auch warten, ich weiß, was darin steht."

Der Doctor ging nach der Hausthür und Caroline folgte ihm. Mark kam ihnen entgegen.

„Ist der Zug von London schon hier, Mark? Bemerkten Sie nichts, als sie vorbei kamen? es muß jetzt einer eintreffen."

„Ich habe nichts bemerkt," antwortete Mark. „Aber ich glaube nicht, daß er schon da sein kann, sonst wäre mehr Leben gewesen."

Der Doctor stieg in den Wagen. „Lenke um Roger und fahre nach dem Bahnhof."

Der Zug pfiff, als sie in die Nähe des Bahnhofs kamen und Roger hieb mit aller Macht auf die Pferde ein. Der Doctor sprang gerade auf den Perron, als der Zug davor anhielt. Er drängte sich durch und blickte forschend in jedes Coupé der ersten Wagenklasse.

„Eduard!"

„Mein lieber Vater!"

Hauptmann Davenal sprang leicht und gewandt aus dem Wagen — ein hochgewachsener, schlanker junger Mann, der auf den ersten Anblick den Soldaten nicht verkennen ließ, ein wettergebräuntes, hübsches Gesicht, eine sonore wohlklingende Stimme.

„Ich habe den ganzen Tag auf Dich gewartet, Ned."

„Doch nicht hier?"

Doctor Davenal lachte. „Das nun wohl gerade nicht, ich kam soeben erst an. Du hast vermuthlich Gepäck?"

„Eine Reisetasche. Mein Diener ist hier."

„Guten Abend, Doctor Davenal. Sieh da, Hauptmann, wie geht es Ihnen?“

Die Begrüßung kam von einem gleichfalls aus einem Coupé erster Klasse gestiegenen Reisenden. Sie wandten sich um und erblickten Oswald Cray.

„Sie sind doch nicht etwa auch mit diesem Zuge angekommen?“ rief Hauptmann Davenal in seiner schnellen Weise.

„Ja freilich bin ich das; und Sie?“

„Ich bin ebenfalls damit angelangt, wo haben wir nur unsere Augen gehabt?“

„In unsern Coupés höchst wahrscheinlich,“ sagte Oswald Cray. „Ich war ganz am Ende des Zuges und stieg während der ganzen Fahrt nicht aus.“

„Ich ebenfalls nicht. Ich vermuthe, uns führt ein und dasselbe Ereigniß hierher — Carolinens Hochzeit? Mark Cray hat es gut; Sie und ich müssen auf solche Ehren und Würden noch warten, wir können dazu nicht so leicht kommen.“

Doctor Davenal sah seinen Sohn an. „Wenn Du das jetzt noch nicht möglich machen kannst, wenn wirst Du es denn eigentlich im Stande sein, Ned?“

Hauptmann Davenals ganze Antwort bestand in einem Achselzucken. „Es kommt vielleicht einmal ein Geldschiff für mich an,“ sagte er dann lachend. „Ach, Sie haben einen andern Weg, Mr. Oswald Cray, nun, wir sehen Sie doch recht bald bei uns?“

Des Doctors Gesicht leuchtete vor Freude und Stolz, als er mit seinem Sohne durch die Straßen fuhr, der Rogers Platz eingenommen hatte und die Zügel führte. Hundert Hüte flogen von den Köpfen, hundert freundliche

Gesichter nickten ihnen zu. Der Doctor verhielt sich passiv dabei und lächelte den Grüßenden nur dankbar zu, Hauptmann Davenals heiteres Gesicht wandte sich aber nach allen Seiten, er hatte ganz andere Dinge zu thun, als auf die Pferde zu achten.

„Sieh Dich vor, Ned.“

„Alles in bester Ordnung, Vater,“ war des jungen Officiers sorglose Antwort. Er fuhr jedoch dem Rade eines ihm entgegenkommenden Wagens kaum um einen halben Zoll breit vorbei, und Roger, der hinten auf dem Bedientensitz saß, sagte sich, daß der Hauptmann noch eben so unbesonnen wie früher sei.

Mit einem Ruck hielt er, als sie das Haus erreicht hatten, die Pferde an, sprang aus dem Wagen und wandte sich dann um, seinem Vater beim Aussteigen behülflich zu sein. Neal hatte die Thür geöffnet; Eduard ging mit einem Kopfnicken schnellen Schrittes an ihm vorüber, denn er sah das Gesicht seiner Schwester, in welchem Freudenthränen glänzten. Er küßte sie hinweg.

„Sara, Du thörichtes Kind! Hebe Deine Thränen auf, bis ich wieder fortreise.“

„Wann wird das sein, Eduard?“

„Morgen Abend. Still!“ flüsterte er, ihren Ausruf des Erschreckens dämpfend. „Laß mich die Zeit abpassen, wo ich es Papa mittheile; ich weiß, er wird verstimmt darüber sein.“

„Wir dachten Du würdest wenigstens eine Woche bleiben.“

„Ich wünschte, ich könnte es. Aber es ist jetzt sehr schwer, Urlaub zu bekommen, — weil — doch ich erzähle Dir das später, Sara.“

Miß Bettina war in der Nähe, seine Begrüßung erwartend. In den Tagen seiner Kindheit waren Eduard und sie erklärte Feinde gewesen. Der Knabe war zehnmal lebhafter und wilder, als der arme Richard, er war es auch, der sie zuerst Tante Bett genannt und trotz ihrer heftigsten Einreden darauf beharrt hatte. Er nannte sie immer noch so.

„Tante Bett, Du bist wieder jünger geworden."

„Befindest Du Dich ganz wohl, Neffe Eduard?

„Wie der Fisch im Wasser und denke auch so zu bleiben, bis die Hochzeit vorüber ist. Wann ist denn die Deinige, Tante Bett?"

„Morgen um elf," war Tane Betts unschuldige Antwort. „Und ich will meinem Schöpfer danken, wenn sie erst vorüber ist."

Das laute Gelächter, welches dieser Aeußerung folgte, beleidigte Miß Davenal nicht wenig, sie wußte gar nicht, was dabei zu lachen war. Der Hauptmann wandte sich aber, ohne sie darüber aufzuklären, von ihr ab, denn Caroline war mit verschämten Wangen, die silberne Theekanne in der Hand haltend, herbei geschlichen gekommen.

„Es war gar nicht freundlich von Dir, so spät zu kommen, Eduard," sagte sie. „Meine schönsten neuen Kleider sind nun schon eingepackt und Du kannst sie nicht mehr zu sehen bekommen."

„Ich werde vor Gram darüber nicht sterben, Caroline, antwortete der Hauptmann ungalant genug. „Was schleppst Du denn da mit Dir herum? Eine Trophäe?"

„Es ist ja eine Theekanne, sie gehört zu dem Geschenke, das ich von Lady Oswald bekommen habe, es ist das beste

von allen. Komm und sieh sie Dir an, sie sind alle im Gartensalon aufgestellt."

„So viel Theekannen?" fragte der Hauptmann.

„Unsinn, Eduard, Du weißt sehr gut, daß ich Geschenke meine."

Er zog verstohlen etwas aus seiner Tasche und hing es ihr um den Hals. Es war ein glänzendes Halsband. Caroline, die eine große Liebhaberin von Schmuck war, gerieth vor Entzücken ganz außer sich.

„O, Eduard, wie gut Du bist! Ich habe Dich in meinem ganzen Leben nicht so lieb gehabt, wie jetzt."

„Aufrichtig!" rief der Hauptmann und Doctor Davenal lachte laut und herzlich, während er nach seinem Sprechzimmer ging.

Sein Sohn folgte ihm. Der Doctor hatte den Brief, welchen er auf dem Tische zurückgelassen, wieder in die Hand genommen und wollte ihn öffnen, als ihm etwas Eigenthümliches an dessen Aussehen auffiel. Er trat damit zum Fenster und betrachtete aufmerksam seinen Verschluß und das auf dem Couvert in brauner Farbe gepreßte Wappen der Familie Oswald.

„Eduard," sagte er zu seinem Sohne, „sieht es nicht aus, als ob dieses Couvert künstlich geöffnet und wieder zugemacht wäre?"

Hauptmann Davenal untersuchte den Verschluß. Es war noch vollständig Tag, obgleich die Sonne schon untergegangen war. „Daran ist meiner Meinung nach gar kein Zweifel," sagte er, den Brief seinem Vater zurückgebend.

„Das ist höchst sonderbar," rief der Doctor. „Weißt Du, daß es mir kürzlich schon bei drei bis vier Briefen vorgekommen ist, als ob sie geöffnet worden wären?"

„Ihrem Aussehen nach?“

„Ja. Ich konnte mir aber nie Gewißheit darüber verschaffen, wie und wann es geschehen sei. Zuerst dachte ich, sie wären vielleicht von ihren Absendern wieder geöffnet worden, um noch etwas hinzuzufügen. Heute aber bin ich fest überzeugt, daß mit dem Briefe etwas vorgenommen ist während er hier im Zimmer lag. Er wurde von demselben Boten abgegeben, der Carolinens Geschenk brachte und Neal händigte ihn mir hier im Zimmer ein. Ich war gerade in tiefen Gedanken und drehte ihn, ohne ihn zu öffnen, in der Hand hin und her. Ich kenne seinen Inhalt ganz genau — es handelt sich um eine Kleinigkeit, die Lady Oswald mir mitzutheilen hat — deshalb ließ ich ihn, ohne thn zu öffnen, auf dem Tische liegen als ich nach dem Bahnhof fuhr. Ich weiß aber ganz gewiß, daß er vorher nicht das Ansehen hatte, als ob er wieder geöffnet wäre.“

„Wer kann ihn geöffnet haben?“ fragte Hauptmann Davenal schnell.

„Neal.“

„Neal?“

„Neal — wie ich argwöhne.“

„Aber ich halte Neal für einen treuen Menschen, einen ausgezeichneten Diener!“

„Ein ausgezeichneter Diener ist er, das spreche ich ihm nicht ab, obgleich ich ihn nie habe leiden können; aber seine Treue und Rechtlichkeit bin ich in kürzester Zeit mehrmals veranlaßt worden, zu bezweifeln. Ich meine nicht seine Rechtlichkeit in Bezug auf Sachen und Geld, sondern in anderer Weise. Verlaß Dich darauf, wenn meine Briefe geöffnet wurden, so geschah es nur durch ihn.“

„Hast Du ihn schon zu Rede gestellt?“

„Nein, es soll aber sofort geschehen."

Doctor Davenal klingelte und Neal trat ein. So ruhig, so unbefangen! — durchaus nicht, wie ein Mensch, der soeben das Briefgeheimniß seines Herrn verletzt hatte.

„Komm näher, Neal. Mache einen Augenblick die Thür zu. Als ich ausging, ließ ich diesen Brief hier auf dem Tische liegen — es ist derselbe, den Du Lady Oswalds Diener abgenommen und mir gebracht hast. Ich öffnete ihn nicht, ehe ich fortging, er sieht aber jetzt aus, als ob er aufgemacht und wieder verschlossen worden wäre."

Doctor Davenal sprach in gang ruhigem Tone. Neal legte außer einem leichten und sehr natürlichen Erstaunen durchaus nicht die geringste Bewegung an den Tag, trat dicht an den Tisch heran, blickte erst auf seinen Herrn und dann auf den Brief, den ihm der Doctor jedoch nicht ganz genau zeigte.

„Ich glaube nicht, Herr Doctor. Es war ja Niemand hier, der ihn hätte öffnen können."

„Ich bin aber fest überzeugt, daß er geöffnet worden ist. Du sagst, es sei Niemand im Zimmer gewesen?"

„Niemand. Soviel ich weiß, hat es in Ihrer Abwesenheit kein Mensch betreten."

Die Sache schien erledigt und Doctor Davenal machte Neal ein Zeichen, daß er sich entfernen könne. „Ich konnte ihn nicht gradezu beschuldigen," sagte er zu seinem Sohn, „glaube aber genug gesagt zu haben, um ihn zu warnen, daß er sich in Zukunft dergleichen Streiche nicht wieder einfallen läßt."

„Er sieht nur gar nicht aus wie ein Mensch, der ein böses Gewissen hat," rief Hauptmann Davenal. „Es ist fast unmöglich, Neal in Verdacht zu haben; er ist für so

etwas viel — viel — zu vornehm, hätte ich beinahe gesagt," unterbrach sich Eduard, über seine eigenen Worte lachend. „Zu anständig scheint er auf jeden Fall dazu. Sein ganzes Wesen hat nichts von Schuldbewußtsein, nichts, was auf den Verdacht bringen könne, als wisse er um den niederträchtigen Streich. Ich habe ihn scharf beobachtet."

„Das ist alles wahr, Ned, und er ist entweder unschuldig oder ein vollendeter Heuchler. Ich kann mich natürlich täuschen und aufrichtig gestanden, habe ich keine andere Ursache zum Argwohn gegen Neal, als das wunderbare Mißtrauen, das ich vom ersten Augenblick an gegen ihn empfunden habe und das ich nicht zu überwinden vermag."

„Wir fassen öfter Zuneigungen und Abneigungen, ohne zu wissen weshalb," bemerkte Hauptmann Davenal. „Da ist Neal wieder."

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, daß ich mit solcher Bestimmtheit versichert habe, es sei Niemand in Ihrem Zimmer gewesen," sagte er, sich an seinen Herrn wendend. „Ich erinnere mich jetzt, daß Mr. Cray hineinging, in dem Augenblick, wo Sie mit mir darüber sprachen, dachte ich nicht daran."

„Und wenn er hier war, so bin ich überzeugt, daß er den Brief nicht anrührte," sagte der Doctor.

„Gewiß nicht, Herr Doctor, ich hielt es aber für meine Pflicht, meine falsche Angabe zu berichtigen."

Neal entfernte sich wieder und Hauptmann Davenal sah seinen Vater an. „Der Mann scheint durch und durch ehrlich. Mir scheint dies ein neuer Beweis für seine Unschuld. Hätte er selbst den Brief geöffnet, so würde er nicht vergessen haben, daß noch eine andere Person im Zimmer gewesen ist."

Nach ganz kurzer Zeit erschien Neal abermals, jetzt um zu melden, daß angerichtet sei. Doctor Davenal nickte ihm zu, die Thür wieder zuzumachen, da er und sein Sohn noch in einer lebhaften Unterredung begriffen waren.

Zehn Minuten vergingen, ehe sie zum Vorschein kamen. Miß Bettina brummte, aber dies brachte sie nicht früher und als sie endlich ins Speisezimmer traten lagerte unverkennbar eine Wolke auf der bei der Ankunft des Sohnes so heitern Stirn des Doctors. Auch Eduard war trübe, wenigstens glaubte Sara, dies zu bemerken, im Laufe der Mahlzeit wurde er jedoch immer heiterer und scherzte und lachte mit Allen.

Nach Tische suchte und fand sie Gelegenheit, allein mit ihm zu sprechen. Er ging nach dem Garten, um dort eine Cigarre zu rauchen und Sara schlich ihm nach. Er legte ihren Arm in den seinigen und sie gingen miteinander den vom Mond beschienenen Hauptweg hinunter.

„Sagtest Du Papa vor Tische, daß Du nur bis morgen Abend Urlaub habest?“ fragte sie.

„Ich theilte ihm noch weit schlimmere Neuigkeiten mit, meine kleine Schwester.“

„Schlimmere?“

„Euch liebenden Herzen zu Hause, Dir besonders, Sara werden sie wohl so vorkommen. Für meinen armen Vater war es ein harter Schlag.“

Sara Davenols Herz pochte heftig; tausend bedrohliche Möglichkeiten stiegen in ihrer Phantasie empor. „Sage es mir, Eduard,“ sagte sie ruhig; in Augenblicken der größten Erregung konnte sie zuweilen äußerlich ruhig, unnatürlich ruhig erscheinen. Es ist dies häufig bei Denen der Fall, welche am tiefsten fühlen.

„Das Regiment hat Marschordre erhalten.“

„O, Eduard!“

Beide schwiegen mehrere Minuten. Saras nächster Gedanke war ihr Vater. Sie wußte, wie grausam für ihn die Trennung von seinen Söhnen war, Richard todt, Eduard bei seinem Regimente in London. Und wenn er jetzt noch nach fernen Ländern ging, tausende von Meilen weit, war es nicht fast ebenso gut, als ob er gestorben wäre? Ihnen würde es wenigstens so sein.

„Daraus erklärt sich, weshalb ich keinen längeren Urlaub bekommen konnte,“ begann er wieder. „Es sind so viele Vorbereitungen zu treffen und wir Officiere haben nach Allem zu sehen. Wir segeln etwa in vierzehn Tagen.“

Sie schritt schweigend neben ihm her. Hauptmann Davenal beugte sich schnell zu ihr nieder und endeckte Thränen.

„Gräme Dich nicht so, Kind. Ich bin ja stets ein sehr unnützer Bruder für Dich gewesen; vielleicht komme ich besser zurück.„

„Eduard, kannst Du Dein Patent nicht verkaufen?“

„Verkaufen!“ rief er erstaunt. „Verkaufen, weil wir zu activem Dienst beordert sind? Du bist die Schwester eines Soldaten, der Ehre im Leibe hat, Miß Sara Davenal!“

„Vor einiger Zeit, als die Rede davon war, das Regiment würde Marschordre bekommen, sagtest Du doch, Du wolleſt mit einem Kameraden tauschen und hier bleiben. Es war, so viel ich mich erinnere, kurz nach Richards Tode. Kannst Du das jetzt nicht?“

„Nein, ich kann nicht. Ich kann weder verkaufen, noch tauschen, es ist unmöglich.“

Sein Ton war so bestimmt, daß Sara unwillkürlich zu ihm aufblicken mußte. Er lachte über ihr ernstes Gesicht.

„Eduard, muß es wirklich sein?“

„Es ist keine Hülfe dagegen. Wir gehen zuerst nach Malta und von da, wie wir vermuthen, nach Indien.“

„Papa kann todt sein, ehe Du zurückkommst.“

„Nein, Nein! Das fürchte ich nicht.“

„Es wird sein, als ob er gar keine Kinder gehabt habe!“ rief sie fast leidenschaftlich in ihrer Liebe für den Vater, ihrem Schmerz um ihn. „Richard todt, Du weit, weit weg; was bleibt ihm noch?“

„Er wird Dich haben, Sara.“

„Mich! Was bin ich!“

„Das beste seiner Kinder. Du hast ihm in Deinem ganzen Leben noch keinen Kummer gemacht; ich und der arme Dick, machten ihm sehr vielen. Es ist schon am besten so wie es ist, Sara.“

Sie konnte nicht sprechen, Schluchzen erstickte ihre Stimme. Sie kämpfte tapfer, es zu unterdrücken, denn Sara Davenal war keine sehr mittheilsame Natur und ließ nicht gern durch äußere Zeichen der Bewegung ihren Seelenzustand errathen. Sie liebte ihren Bruder sehr, diese Liebe hatte sich, wie bei ihrem Vater, durch Richards Verlust noch bedeutend gesteigert und die Ankündigung, daß er für unbestimmte Zeit, vielleicht für immer, die Heimat verlassen werde, klang wie ein Grabgeläute aller Hoffnung in ihr Ohr. Wenn er nun niemals zurückkehrte, gleich Richard im fremden, überseeischen Lande sein Grab fände.

Wie lange sie so neben einander den Gartenweg auf und abschritten, vermochte Sara kaum zu ermessen. Hauptmann Davenal sprach wenig, er war in Gedanken verloren, Sara konnte nicht sprechen, ihr Herz war viel zu voll. Die gol-

denen Sterne hatten wohl selten auf eine Traurigkeit herabgeblickt, tiefer als die, welche Sara Davenal empfand.

„Du wirst doch noch einmal kommen, um Abschied von uns zu nehmen?“ fragte sie nach einer langen Pause.

„Ganz gewiß werde ich das.“

Zehntes Kapitel.

Eine Unterhaltung über Neal.

Ungefähr vier und zwanzig Stunden nach dieser Unterredung zwischen Bruder und Schwester fand in demselben Gartenwege ein anderes Gespräch zwischen Doctor Davenal und Lady Oswald statt. Die Hochzeit war vorüber, das Haus hatte nach dem Galafrühstück wieder sein gewöhnliches Ansehen der Ruhe angenommen und von den Gästen waren nur noch Lady Oswald und Mr. Oswald Cray bei der Familie Davenal zurückgeblieben. Es war eins jener déjeuners-dinatoires gewesen, welche sich über einen großen Theil des Tages ausdehnen und es war bereits fünf Uhr vorüber, als der letzte Wagen von der Hausthür hinwegrollte.

Lady Oswald bat sich eine Tasse Thee aus und Miß Bettina, selbst eine große Freundin des chinesischen Getränkes, leistete ihr beim Genusse desselben sehr bereitwillig Gesellschaft. Hauptmann Davenal zog eine Cigarre vor und ging, um sie zu rauchen, in den Garten, begleitet von Mr. Oswald Cray, der niemals rauchte, aber gern in Gesellschaft des jungen Officiers war. Beide wollten mit dem um sieben Uhr abgehenden Zuge nach London zurückkehren.

Nachdem der Thee getrunken, gesellten sich nach und nach auch die Uebrigen zu ihnen — Doctor Davenal, Lady Oswald und Miß Davenal in ihren schwer seidenen, rauschenden Kleidern, Sara in ihrer weißen Brautjungfertoilette. Die Luft war so milde, der Abend so lieblich, daß der Aufenthalt im Freien ungemein wohlthuend nach der Aufregung und geräuschvollen Festlichkeit des Tages wirkte. Sie blieben, bis Dunkelheit die Erde einhüllte, Einige sogar noch länger. Miß Davenal zog sich ins Haus zurück, Lady Oswald aber hüllte sich fester in ihren indischen Kaschmirshawl — Hallingham schätzte ihn auf mindestens hundert Guineen — und fuhr fort, mit Doctor Davenal in lebhaftem Gespräche den Gartenweg auf und ab zu promeniren.

Das Hauptthema der Unterhaltung waren heute, wie vor einigen Monaten, die Eisenbahnschuppen. Das Project ihrer Erbauung hatte, nachdem es im Sommer aufgetaucht, einige Zeit geruht und Lady Oswald hatte sich schon geschmeichelt, daß ihr Widerstand, dem sie in einem langen und nicht gerade sehr gemäßigten Briefe an die oberste Bahnbehörde Ausdruck gegeben, bei derselben ins Gewicht gefallen sei und sie zum Aufgeben des Planes veranlaßt habe. Die gute Dame sah sich getäuscht. Der Beginn der Arbeit war nur durch einige nothwendig zu treffende Vorbereitungen verzögert worden; was sie für Ruhe genommen, erwies sich in der That nur als die dem Sturme vorausgehende Windstille und erst an diesem Morgen war die Nachricht zu Lady Oswald gelangt, das gefürchtete Werk werde nunmehr ungesäumt in Angriff genommen werden.

„Ich bin unzufrieden mit Oswald," sagte sie zu dem Doctor. „Bemerkten Sie wohl, wie er bei Tische geflissentlich jeder Unterhaltung über diesen Gegenstand auswich?

Als ich ihm sagte, wenn er seinen ganzen Einfluß bei der Gesellschaft nur aufbieten wolle, so könne er gewiß das Unheil von mir abwenden, antwortete er mir ganz kurz und sprach sogleich von andern Dingen."

„Er mochte gewiß nicht gern in Gegenwart so vieler Zeugen die Angelegenheit detaillirt besprechen und sich gegen Ihre Vorwürfe vertheidigen," bemerkte der Doctor. „Verlassen Sie sich darauf, wenn er es könnte, würde er die Unannehmlichkeit von Ihnen abwenden, seine Macht geht jedoch nicht so weit."

„Ich weiß es wohl, er sagt, sie gehe nicht so weit," war Lady Oswalds Entgegnung. „Halten Sie ihn aber für aufrichtig?"

„Aufrichtig?" wiederholte Doctor Davenal, der in seinem Erstaunen kaum wußte, ob er recht gehört habe. „Oswald Cray aufrichtig! ja, Lady Oswald. Es gab nie einen ehrenwertheren, wahrhaftigeren Menschen, als Oswald Cray!"

Er blickte, während er diese Worte sprach, nach Oswald Cray, der mit seinem Sohne und Sara im Garten promenirte; auf dieses ruhige, gute Gesicht mit dem ernsten Ausdruck, in dem jeder Zug, jede Linie von Wahrheit und Ehre zeugte — und der Doctor fühlte sein Urtheil unwiderruflich bestätigt.

„Ja, Lady Oswald, er ist ein aufrichtiger, wahrheitliebender Mensch, abgesehen von dem, was er sonst noch ist."

„Ich habe ihn auch immer dafür gehalten. Aber — wie kann er betheuern, daß er mir helfen würde, wenn es in seiner Macht stünde; und nun läßt er doch diese entsetzliche Verwüstung auf meinem Grund und Boden geschehen?"

„Er kann sie nicht verhindern," entgegnete der Doctor,

in seinem Herzen wünschend, Lady Oswald möchte doch nur ein wenig gesunde Vernunft bei Beurtheilung der Verhältnisse anwenden. „Er ist nur ein Diener der Gesellschaft und muß deren Befehle ausführen."

„Das glaube ich nicht," behauptete Lady Oswald eigensinnig. „Er ist der Ingenieur der Gesellschaft und man weiß sehr wohl, daß der Ingenieur nach eigenem Ermessen handelt und seine Pläne entwirft."

„Er ist einer der Ingenieure und, wohl gemerkt, einer der jüngeren. Sie werden es mir wahrscheinlich sehr übel nehmen, Lady Oswald, aber ich muß sie darauf aufmerksam machen, daß wenn Ihre Interessen auf der einen, die der Bahnverwaltung auf der andern Seite stehen, es Oswald Crays Pflicht ist, für die letzteren zu wirken."

„Hat man jemals einen so abscheulichen, unerhörten Plan entworfen?" rief Lady Oswald aufgebracht.

„Die Sache ist unangenehm," war die gemäßigte Antwort. „Ich wünschte, sie hätten lieber jeden andern Garten in der Stadt, nur nicht den Ihrigen ausgewählt."

„Das wünschte ich auch. Die Geschichte wird mein Tod."

Hingeworfene Worte; gesprochen, wie dies bei solchen Aeußerungen gewöhnlich der Fall ist, ohne sich etwas dabei zu denken! Wenn Lady Oswald hätte ahnen können, wie traurig sie in Erfüllung gehen sollten! Wenn Doctor Davenal vorherzusehen vermocht hätte, welchen Einfluß diese Erfüllung auf sein ganzes ferneres Leben ausüben, welche Veränderung sie für ihn und eine ihm sehr theure Person bewirken werde!

„Und nicht genug an dieser einen Plage, habe ich noch einen andern Aerger heute Morgen gehabt," fuhr Lady Oswald fort. „Jones hat mir gekündigt."

„Wirklich!“ rief der Doctor und der Ton seiner Stimme bewies seine aufrichtige Theilnahme. Er wußte, wie kleine Unbequemlichkeiten für Lady Oswald zu unübersteiglichen Widerwärtigkeiten emporwuchsen und erkannte sehr wohl, daß für sie der Verlust ihres seit Jahren erprobten, sichern Kutschers ein Ereigniß von nicht geringerem Belang, als der ihr drohende Bau der Eisenbahnschuppen war.

„Warum will Jones ziehen?“ fragte er.

„Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen,“ antwortete Lady Oswald ärgerlich. „Meine Leute haben sich, wie sich jetzt herausstellt, untereinander gezankt und Jones will nicht bleiben. Ich fragte Parkins, wozu sie denn eigentlich zu gebrauchen wäre, wenn sie solche ärgerlichen Auftritte nicht verhindern könnte; da fing sie an zu weinen und sagte, es sei nicht ihre Schuld. Sie haben es gut, Doctor. Ihre Leute sind wahre Schätze; sehen Sie nur den Neal.“

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich Neal für einen so großen Schatz halten soll,“ war des Doctors Antwort. „Ich würde ihn Ihnen mit dem größten Vergnügen überlassen, Lady Oswald. Wird es Ihnen nicht zu kühl?“

Lady Oswald blickte zu dem klaren Himmel, dem eben sichtbar werdenden Abendstern empor und sagte, es sei ihr noch nicht zu kühl. Doctor Davenal fuhr fort.

„Ich habe eine Abneigung gegen Neal gefaßt, Lady Oswald. Um mich richtiger auszudrücken, muß ich eigentlich sagen, ich habe eine Abneigung gegen ihn gehabt, so lange ich ihn kenne. Er —“

„Eine Abneigung gegen Neal!“ unterbrach ihn Lady Oswald, die ihren Ohren nicht traute. „Sie können Neal nicht leiden! Warum?“

„Warum, vermag ich Ihnen kaum zu sagen, ich glaube, ich weiß es selbst nicht. Aber ich habe eine große Abneigung gegen ihn und fühle, daß dieselbe immer stärker wird."

„Sie haben das noch niemals gegen mich erwähnt. Ich glaubte, Sie wären ganz ausgezeichnet zufrieden mit Neal."

„Ich habe allerdings nicht darüber gesprochen. Es widerstrebte mir, eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die anscheinend jeder Begründung entbehrte. Neal ist ein ganz vortrefflicher Diener und die Abneigung gegen ihn erwachte in mir ohne bestimmte Ursache, wie dies bei instinctiven Gefühlen immer der Fall ist. In der letzten Zeit fange ich jedoch allen Ernstes an zu zweifeln, ob Neal wirklich der wünschenswerthe Hausgenosse sei, für den wir ihn bisher immer gehalten haben."

„In welcher Weise beargwohnen sie ihn?"

Doctor Davenal lächelte. „Ich bezweifle seine Aufrichtigkeit, wie sie soeben von Mr. Oswald Cray sagten. Ich werde ihn sehr scharf beobachten und die Entdeckung kann jetzt, wo mein Argwohn einmal erregt ist, nicht lange ausbleiben. Sollte er sich als der erweisen, für den ihn halten zu müssen ich fürchte — ein heuchlerischer, verrätherischer Schuft — so wird er, ohne vorherige Kündigung Knall und Fall aus dem Hause gejagt und soll ein Zeugniß bekommen, daß es ihm unmöglich wird, noch andere Leute zu täuschen. Ich kann jeden andern Fehler eher verzeihen, als Heuchelei und Betrug, Lady Oswald."

„Wie heftig Sie sprechen!" rief Lady Oswald ganz erschrocken.

Die Worte brachten ihn zu seiner gewohnten Höflichkeit zurück.

„Ich fürchte wirklich, ich habe mich vergessen und nicht

bedacht, daß ich von einem Diener spreche, auf den Sir John sehr viel hielt und den Sie mir empfohlen haben. Verzeihen Sie meine Lebhaftigkeit, Lady Oswald; ich würde zu Niemand als zu einer so intimen Freundin, wie Sie mir sind, darüber gesprochen haben. Es ist mir nämlich gestern ein unverzeihlicher Streich gespielt worden und ich kann nur Neal für den Thäter halten. Ich werde ihn beobachten."

„Was für ein Streich war es denn?"

Doctor Davenal zögerte. „Es ist vielleicht nicht recht, gegen Sie, Lady Oswald, etwas davon zu erwähnen. Ich habe noch keine positive Gewißheit, kann mich irren und wenn dies der Fall ist, werde ich es Ihnen aufrichtig bekennen; finde ich jedoch meinen Argwohn bestätigt, so sollen Sie und die ganze Welt erfahren, welche giftige Schlange wir an Neal genährt haben."

Eine sehr angenehme Aussicht für Neal, welcher die Freude hatte, unmittelbar Kenntniß davon zu erlangen. Mr. Neal war mit seinem Katzentritt einen schmalen von einer Hecke verdeckten Weg, der mit dem breiten Gartenwege parallel lief, entlang geschlichen, immer gleichen Schritt mit seinem Herrn und Lady Oswald haltend. Er war in den Garten gekommen, frische Luft zu schöpfen und zu hören, was er hören konnte.

Die Unterhaltung ward durch Sara, Hauptmann Davenal und Oswald Cray, welche hinzukamen, unterbrochen. Der Doctor legte die Hand auf die Schulter seiner Tochter und sie ging neben ihm. Die beiden jungen Männer bemerkten, daß es für sie Zeit zum Aufbruch sei.

„Unsinn!" rief der Doctor. „Es ist noch Zeit genug."

„Wann werden Sie wiederkommen, Oswald?" fragte Mylady.

„Wahrscheinlich sehr bald. Ich muß hier sein wegen — des Baues," hatte er sagen wollen, unterbrach sich jedoch noch zur rechten Zeit.

Er sah durchaus keinen Grund, ihr den bitteren Kelch öfter zu reichen, als unumgänglich nöthig war.

„Wollen Sie mir versprechen, daß diese entsetzlichen Schuppen nicht gebaut werden sollen?"

„Wenn es nur von mir abhinge, wollte ich Ihnen das herzlich gern versprechen," war seine Antwort. „Wenn Sie mir doch nur glauben wollten, liebe Lady Oswald."

„Ich kann natürlich nichts von Ihnen verlangen," sagte Lady Oswald mürrisch, „ich weiß recht gut, ich habe keine Ansprüche. Es ist aber nicht meine Schuld, daß ich Ihnen mein Vermögen nicht vermachen kann — so wenig es auch immer sein mag. Es giebt Andre, die nach meiner Ansicht ein näheres Anrecht daran haben."

Er schien sie nicht zu verstehen, richtete seine Augen groß und forschend auf sie. „Ich bitte um Verzeihung, Lady Oswald, was sagten Sie?"

„Oswald, ich habe nie deutlich mit Ihnen über mein Vermögen gesprochen," begann sie wieder. „Ich habe Sie sehr lieb, hätte Ihnen gern etwas vermacht und es ist ganz natürlich, daß Sie dies erwarten, aber —"

In jedem Zuge seines bleichen Gesichtes loderte der Stolz empor, als er sie jetzt unterbrach. Seine Stimme war leise, ruhig, furchtbar streng und in ihrem tiefen Ernste weit eindringlicher, als es der lauteste Ausbruch des Zornes gewesen wäre. „Erlauben Sie, daß ich Ihre Ansichten berichtige, Lady Oswald. Ich habe nie in meinem Leben nur auf einen Schilling von Ihrem Vermögen gerechnet, ich weiß, sehe und erkenne keinen Anspruch an, welcher mich möglicherweise zu

einer solchen Erwartung berechtigt hatte. Von allen Menschen auf der Welt sind die Oswalds die letzten, von denen ich jemals etwas beanspruchen, jemals etwas annehmen würde. Ich bitte Ew. Gnaden mich im vollsten Sinne des Wortes zu verstehen — von denen ich nie etwas annehmen würde."

Noch niemals war in seinem Gesichte die Aehnlichkeit mit den Gliedern der Familie Oswald so deutlich hervorgetreten, als in diesem Augenblicke. Das heiße Blut schoß in Saras Wangen, und ein leises Gefühl der Furcht — war es vielleicht eine Vorahnung? — stahl sich in ihr Herz, daß dieser Stolz vielleicht ihr und möglicherweise auch sein gefährlichster Feind werden könnte. Lady Oswalds Zorn verschwand, sie lachte.

„Sie sind unabhängig, Oswald."

„Ich strebe, nur von mir selbst abhängig zu sein," war seine Antwort. „Ein freies Feld für meine Thätigkeit ist Alles, was ich verlange. Ich glaube, ich kann mir meinen Weg durch die Welt weit besser bahnen, als Geld dies für mich im Stande sein würde. Dafür arbeite ich und es wird mir unter des Himmels Beistand gelingen."

„Sie brauchen mich aber dabei nicht mit solchen Augen anzusehen," rief Lady Oswald, wieder in ihren frühern nervösen Zustand zurückverfallend, „Ich dachte wahrhaftig, der alte Sir Oswald von Dornbruch sei aus seinem Grabe auferstanden. Meine Nerven sind nicht die stärksten, wie Sie sehr wohl wissen."

Ein besseres Gefühl erhielt in ihm die Oberhand; er reichte Lady Oswald mit seinem wunderbar lieblichen, offenen Lächeln versöhnend die Hand. „Verzeihen Sie, wenn etwas in meiner Sprache oder meinem Wesen Sie beleidigt hat, theure Lady Oswald. Was Sie jedoch vorher äußer-

ten, hat mich so unangenehm berührt, wie nie zuvor etwas in meinem ganzen Leben."

„Gut, gut, Sie sollen so unabhängig sein und bleiben, wie Sie nur immer wünschen können," sagte Lady Oswald. „Sprechen wir von etwas Anderm. Wann gedenken Sie Marks Beispiel zu folgen und sich zu verheirathen?"

„Nicht eher, als bis ich — dies besser im Stande bin — als Mark, hätte ich beinahe gesagt," antwortete er lachend und auf Doctor Davenal blickend.

„Sie beabsichtigen sich also doch einmal zu verheirathen, Oswald?"

„Ich hoffe es."

Die Antwort ward in so ernstem, feierlichen Tone ertheilt, daß sämmtliche Zuhörer ihn erstaunt anblickten. Sara zog sich ein wenig zurück und zerpflückte eine am Wege blühende Herbstblume. Sich erinnernd, daß er viel zu ernst für fremde, sein Geheimniß nicht kennende Ohren gesprochen, fuhr er leichthin fort.

„In unserm noch den guten alten Sitten huldigenden Lande heirathen ja die meisten Männer und so hoffe ich, daß auch an mich die Reihe kommen wird. Davenal, ich glaube, wir müssen fort."

Der Hauptmann zog seine Uhr. „Noch zwei Minuten dürfen wir bleiben. Wenn wir uns dazu halten, können wir in zehn Minuten nach dem Bahnhof gehen."

Sie gingen nach dem Hause zu; Oswald Cray sah sich nach Sara um und bemerkte, daß sie ihnen nicht gefolgt war. Er kehrte zu ihr zurück.

„Ich muß Ihnen Lebewohl sagen, Sara. Sie weinen!"

„O nein," sagte sie, die rebellischen Thränen trocknend. „Es ist nichts."

Er legte ihre Hand in seinen Arm und schritt langsam mit ihr dem Hause zu. „Wollen Sie mir sagen, was dieses „Nichts“ ist?“ fragte er in einem leisen, schon an und für sich Vertrauen erweckenden Tone.

„Der Abschied von Eduard thut mir so sehr wehe,“ antwortete sie. „Es ist nicht darüber gesprochen worden, daß er üble Nachrichten mitgebracht hat. Sein Regiment hat Ordre erhalten, sich nach Malta einzuschiffen und von dort glaubte er, wird es nach Indien gehen. Eduard wollte Ihnen heute auf ihrer gemeinschaftlichen Rückreise die Neuigkeit mittheilen.“

Oswald empfand tief, welcher Schlag dies für Doctor Davenal sein müsse. Es blieb ihm jedoch jetzt keine Zeit darüber mehr als ein Wort der Theilnahme zu sagen.

„Leben Sie wohl,“ flüsterte er, indem er stehen blieb sich ein wenig zu ihr niederbeugte und ihre Hand in seine beiden drückte. „Leben Sie wohl und erinnern Sie sich.“

„Erinnern, woran?“ fragte sie.

„Daß Sie sich nicht mehr ganz allein angehören.“

Er eilte davon, Sara zurücklassend, die gebannt an der Stelle stehen blieb, wo sie diese vielsagenden Worte vernommen und ihrer Bedeutung mit hochklopfendem Herzen nachdachte. Hauptmann Davenal kam zu ihr zurückgesprungen.

„Still, mein Schwesterchen,“ sagte er, einen Kuß auf ihre Lippen drückend, „halte Dich tapfer. Laß das Alles, bis ich wiederkomme, um Abschied von Euch zu nehmen.“

Und Sara hielt sich tapfer, trocknete ihre Thränen und hoffte auf einen wirklichen Abschied. Sie war weit entfernt, zu ahnen, daß dieser niemals stattfinden werde.“

Elftes Kapitel.

Lady Oswald's Reise.

Mr. Marcus Crays Hochzeit war an einem Donnerstag gefeiert worden und die ganze diesem Feste folgende Woche verging, ohne daß irgend ein besonderes Ereigniß vorgefallen wäre, was ihr eine höhere Bedeutung verliehen hätte. Dem Sonnabend, als dem letzten Tage derselben, waren dafür Ereignisse vorbehalten, die in ihren Folgen sehr unglücklich und bedeutungsschwer werden sollten. An demselben Sonnabend wurde auch das neuvermählte Paar nach einer zehntägigen Abwesenheit von seiner Hochzeitsreise zurückerwartet; doch wir haben es jetzt zuvörderst mit andern Personen unserer Erzählung zu thun.

Am Morgen dieses verhängnißvollen Tages war Oswald Cray in Angelegenheiten der Eisenbahn nach Hallingham gekommen. Im Laufe des Tages machte er Lady Oswald einen Besuch und fand sie in einem schwer zu beschreibenden Zustande. An demselben Morgen nämlich hatten sich Leute in ihrem Garten sehen lassen, beschäftigt, das sehr kleine Stückchen Land abzustecken, auf welchem die Eisenbahnschuppen erbaut werden sollten. Jetzt überzeugte sie sich, daß jede Hoffnung auf Erlösung von diesem Ungemach leerer Traum gewesen und war zornig, hysterisch, ja fast rasend geworden. Oswald Cray hatte sie nie in einer solchen Verfassung gesehen.

Lady Oswalds Zustand lieferte einen recht deutlichen Beweis von dem Leid, das wir uns zufügen, wenn wir einem weichlichen Mitleid mit uns selbst die Herrschaft über

gesunde Vernunft und klare Ueberlegung einräumen. Die Eisenbahnschuppen wurden, wenn man die Sache bei Lichte betrachtete, am entferntesten, unbenutztesten Theile des Gartens erbaut und konnten Lady Oswald nicht stören, da sie dieselben von ihren Fenstern aus nicht sah und ihre Gartenpromenaden nie nach jenem Theile ausdehnte. Der Kummer, welchen sie empfand, lag lediglich in ihrer Einbildung, sie hatte die Erbauung der Schuppen zu einer Art von Popanz gemacht und vermochte von dieser Vorstellung nicht loszukommen. Vergebens machte Oswald Cray sie darauf aufmerksam, daß sie sich eben so geängstigt habe, als sie gehört, die Eisenbahn werde dicht an ihrem Garten vorbeigehen und daß sie doch jetzt, wo täglich Züge vorüberbrausten, nicht die geringste Unannehmlichkeit davon verspüre, obgleich sie das niemals Wort haben wolle. Ganz ebenso, behauptete er, werde es ihr mit dem Schuppen ergehen; er sagte ihr, daß jetzt sogar ein weit geringerer Theil des Gartens dazu genommen werde, als Anfangs beabsichtigt sei, erwähnte jedoch nicht, daß dieses kleine Zugeständniß lediglich in Folge seiner dringenden und beharrlichen Verwendung für sie gemacht worden sei, obgleich er dies der Wahrheit gemäß hätte thun können. Alle seine gutgemeinten Worte waren in den Wind gesprochen; sie wollte nicht auf ihn hören. Parkins, in Thränen gebadet, mischte unaufhörlich Tropfen für die Nerven, und bat Mylady mit aufgehobenen Händen, doch nur ruhig zu sein. Mylady erklärte, sie werde in ihrem ganzen Leben nicht wieder ruhig werden, und klagte Oswald Cray an, dies verschuldet zu haben.

„Nicht doch," sagte Oswald scherzend, „Sie müssen Ihren Wirth anklagen, ich kann nichts dafür. Er ging

ja auf den Handel ein, sobald ihm derselbe angetragen wurde."

Mit brennenden Wangen wandte sich die alte Dame zu Oswald.

„Wenn er nun nicht darauf eingegangeu wäre? Hätten sie es auch gegen seinen Willen thun dürfen?"

„Schließlich würde es wahrscheinlich doch geschehen sein, die Sache wäre aber dadurch jedenfalls sehr verzögert worden. Die Gesellschaft hätte mit ihm unterhandeln, vielleicht gar auf gerichtlichem Wege zum Ziele gelangen müssen und das Alles erfordert Zeit."

„Hätte er sich fest und bestimmt geweigert, das Stück Land herzugeben, so wäre die Gesellschaft vielleicht zuletzt des Streites müde geworden und hätte endlich einen andern Ort für ihre Schuppen gesucht," rief sie ganz athemlos und glühend vor Aufregung.

Mr. Oswald Cray bedachte sich. „Es ist möglich, wahrscheinlich; aber —"

„Ich werde zu ihm fahren," unterbrach ihn Lady Oswald. „Noch in dieser Stunde fahre ich zu Low."

Sie sprang auf von ihrem Stuhle, dabei eine Flasche, die Parkins in der Hand hielt, umwerfend, ja es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sie in ihrer Hast Parkins selbst umgeworfen.

„Meine liebe Lady Oswald, Sie werden durch diesen Besuch bei Low nichts mehr ausrichten. Es ist zu spät, die Sache ist zu weit gediehen."

„Sie ist noch nicht zu weit gediehen, Oswald Cray. So lange die Schuppen nicht erbaut sind, kann es noch nicht zu spät sein; wenn Low seine Einwilligung gegeben hat, kann er sie auch wieder zurücknehmen. Bringe meinen

Mantel und Hut, Parkins, und laß den Wagen anspannen.“ Parkins entfernte sich gehorsam, die erhaltenen Befehle auszuführen.

„Lady Oswald, glauben Sie mir,“ sagte der junge Ingenieur eindringlich, „Mr. Low kann seine Einwilligung jetzt gar nicht mehr zurücknehmen, wenn er es selbst wollte. Der Kaufcontract ist unterzeichnet, das Geld gezahlt. Sie können durch den Besuch bei ihm durchaus nichts mehr ausrichten und sich vielleicht nur noch andere Unannehmlichkeiten schaffen.“

„Haben Sie irgend einen Grund, mich von einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm zurückzuhalten?“ fragte Lady Oswald; einen Augenblick zog sich seine Stirn aus Unmuth über ihre blinde Hartnäckigkeit in düstere Falten. „Wissen Sie, daß ich noch nie mit ihm über die Angelegenheit gesprochen habe?“

„Ei, das wäre?“ sagte er, in der That verwundert, daß sie dies versäumt hätte.

„Ich wollte ihn nicht sehen, ich war dazu viel zu böse auf ihn und beschränkte mich darauf, ihm meine Meinung schriftlich zu erkennen zu geben. Bis zu diesem Morgen, wo Jones ins Haus gestürzt kam und mir ankündigte, es wären Leute da, die den Garten vermäßen, glaubte ich ja immer noch nicht, daß man Ernst mit der Sache machen könnte. Ich will jetzt zu Low und was Sie auch dagegen sagen mögen, Oswald Cray, soll mich nicht von meinem Vorhaben abbringen. Wenn Sie nur ein einigermaßen höflicher Mensch wären, so würden Sie mich begleiten und Ihre Stimme mit der meinigen gegen dieses himmelschreiende Unrecht erheben.“

Höflichkeit war eine Tugend, deren Oswald Cray von Natur nicht ermangelte, heute und bei diesem Falle mußte

er sie jedoch außer Augen setzen. Das Geschäft, was ihn nach Hallingham geführt, war dringend, erforderte seine volle Aufmerksamkeit und mußte im Laufe des Tages beendet sein, damit er mit dem Abendzuge nach London zurückkehren konnte. Er hatte nur einige Minuten wie im Fluge erhascht, um Lady Oswald einen Besuch zu machen.

„Es würde mir das größte Vergnügen gewähren, Sie zu begleiten, Lady Oswald, heute kann ich mich jedoch nicht von Hallingham entfernen, ich habe alle Hände voll zu thun. Außerdem, fügte er mit einem offenen Lächeln hinzu, scheinen Sie auch ganz vergessen zu haben, daß es mir unmöglich zusteht, mich den Anordnungen der Eisenbahngesellschaft so offen zu widersetzen, daß ich Mr. Low veranlassen sollte, einen mit derselben geschlossenen Kaufcontract wieder rückgängig zu machen."

„Ich sehe schon," sagte Lady Oswald, mit dem Fuße zornig auf den Boden stampfend, „ich hätte mir keinen schlechtern Beistand suchen können, als Sie, Oswald. Sind Sie böse auf mich?"

Oswald Cray öffnete verwundert seine dunkelbraunen Augen. „Böse? — auf Sie, Lady Oswald! Ich verstehe Sie wirklich nicht."

„Ich glaubte, Sie dächten noch an das, was ich Ihnen beim Doctor Davenal am Hochzeitstage Ihres Bruders sagte. Ich meine hinsichtlich des Geldes, das ich Ihnen nicht vermachen könne," fuhr sie in leiserem Tone fort, „Sie nahmen es sehr übel auf."

„Ich fürchte wirklich, daß ich zu heftig wurde, aber Sie verletzten mich auch zu tief durch dieses gänzliche Mißkennen meiner Natur. Kommen wir nicht wieder darauf zurück, Lady Oswald, lassen wir die Sache ruhen."

„Ich muß zuvor noch ein Wort darüber sprechen, Oswald. Trotz Ihres verletzenden Stolzes und Ihrer Neigung, sich durch jede unschuldige Aeußerung beleidigt zu fühlen und in Feuer und Flammen zu gerathen, weiß ich doch, daß Ihre Natur ehrlich und aufrichtig ist und glaube, Sie würden gern Unannehmlichkeit von mir abwenden, wenn dies in Ihrer Macht stünde."

„Ganz gewiß würde ich das," unterbrach sie Oswald mit großem Ernste.

„Gut, hören Sie mich weiter. Ich habe Sie wirklich immer sehr gern gehabt, Sie sind ein Liebling von mir gewesen und ich habe oft gewünscht, in meinem Testamente —"

„Lady Oswald, ich bitte Sie —"

„Lassen Sie mich ausreden. Ich halte es für meine Pflicht, Sie mit dem, was ich Ihnen jetzt sagen will, bekannt zu machen und habe immer die Absicht gehabt, dies vor meinem Tode noch zu thun. Ich glaube Ihnen völlig und unbedingt, daß Sie kein Verlangen nach meinem Gelde haben, daß Sie lieber durch eigene Thätigkeit Ihr Fortkommen in der Welt finden wollen; noch einmal, Oswald Cray, ich glaube Ihnen dies vollkommen. Es giebt Menschen von einer so spröden Ehrliebe, daß es Ihnen vollständig unmöglich ist, nur einen Gedanken, geschweige gar einen Wunsch auf das Vermögen Anderer zu richten und ich glaube, Sie gehören zu dieser Kategorie. Dazu kommt noch für Sie hinsichtlich meines Geldes eine besondere Schwierigkeit, da es von den Oswalds herstammt, Sie scheinen nicht im Stande zu sein, von dieser Seite etwas anzunehmen, es komme Ihnen in einer Form zu, welche es auch immer sei."

„Sie beurtheilen mich vollständig richtig," sagte Oswald,

mit diesem Zugeständniß die aufrichtigste Wahrheit aussprechend.

„Dennoch halte ich es für angemessen, Ihnen einige erklärende Worte zu sagen," begann sie wieder. „Wenn einst mein Testament veröffentlich werden wird, so setzt der Inhalt desselben Sie wahrscheinlich in Erstaunen und Sie sagen sich, daß Sie doch mehr rechtliche Ansprüche an mein Vermögen gehabt, als Derjenige, welchen ich zum Erben eingesetzt habe. Ich bin darüber anderer Ansicht und habe mein Vermögen Dem vermacht, der nach meiner Meinung die nächsten Ansprüche daran hat. Es macht mich glücklich, zu denken, daß er einst belohnt werden wird und er weiß auch, was er zu erwarten hat."

Oswald fühlte seine Neugierde durch die Worte „und er weiß auch, was er zu erwarten hat," einigermaßen rege gemacht. Mit ihrer Familie die nach Oswald Crays Ansicht einzig und allein begründete Ansprüche auf ihr Vermögen haben konnte, hielt die alte Dame nur wenig Verkehr, so daß ihn die Ahnung beschlich, es könne mit ihrer Andeutung keiner der Ihrigen gemeint sein. Es war bestimmt im Schicksalsrathe, daß er diese Worte nie wieder vergessen und daraus die Ueberzeugung herleiten sollte, daß der zukünftige Erbe des Geldes schon lange zuvor gewußt habe, daß ihn das Testament dazu ernenne. Jetzt ging er jedoch nicht weiter auf das Gespräch ein. Es behandelte einen Gegenstand, der ihn nicht besonders interessirte, auch gestand er sich nicht das Recht zu, nachzuforschen, welche Verfügung Lady Oswald über ihr Vermögen getroffen habe. Hätte er geahnt, welches Unheil sich für ihn und Andere aus den soeben vernommenen Worten entwickeln werde, so wäre er sicher ausführlicher darauf eingegangen.

„Ich hatte mir immer vorgenommen, Ihnen dies zu gelegener Zeit mitzutheilen, Oswald. Wären Sie nicht so über alle Maßen stolz, würde es mir wirklich leid thun, daß ich nicht die Freiheit habe, zu Ihren Gunsten über mein Vermögen zu verfügen, wie es nun aber einmal steht, wird die Sache wohl so, wie sie ist, am besten sein."

Diese Worte setzten ihn abermals in Erstaunen. „Daß ich nicht die Freiheit habe, zu Ihren Gunsten über mein Vermögen zu verfügen." War sie nicht freie unumschränkte Herrin ihres Vermögens? — Besaß sie diese Freiheit nicht mehr, wodurch war sie ihr verloren gegangen?" Diese Fragen gaben Oswald zu denken.

Hinsichtlich der ihrem Hauswirthe zugedachten Visite schienen indeß die Verhältnisse stärker als Lady Oswald zu sein.

Ihr Kutscher trat ein mit der Meldung, eins ihrer Wagenpferde sei lahm geworden, er könne sie mithin nicht fahren.

„Betrachten Sie dies als ein Omen, daß der beabsichtigte Besuch für Sie keine glücklichen Resultate gehabt haben würde," sagte Oswald Cray lächelnd, während Lady Oswalds Aerger sich gegen den ihr ganz ruhig gegenüberstehenden Jones wandte.

Einen Augenblick stieg ihr der Gedanke auf, die Angabe möchte nur eine Ausflucht sein und der darüber nicht wenig erstaunte Kutscher mußte seiner Gebieterin mehrmals betheuern, daß er aus ihrem Zimmer direkt zum Thierarzt gehe.

„Das soll mich doch nicht abhalten," sagte Lady Oswald, „ich fahre auf der Eisenbahn dahin. Vielleicht können Sie

mir sagen, Oswald, um welche Uhr ein Zug abgeht, der in Hildon hält."

Oswald Cray machte keine Einwendung weiter, der Entschluß, sich der Eisenbahn anzuvertrauen, gegen die sie bisher eine unüberwindliche Abneigung gehabt, bewies hinlänglich, daß ihr Vorhaben so fest gefaßt war, daß nichts sie davon abzubringen vermochte. Er wünschte ihr „Guten Tag" und ging. Unweit des Hauses begegnete ihm Doctor Davenal in seinem Wagen, im Begriff, Lady Oswald seinen täglichen Besuch abzustatten.

Lady Oswald war in mehr als einer Hinsicht eine wunderliche Frau. Schon seit dem Sommer hatte sich Doctor Davenal der Hoffnung hingegeben, ja zur Erreichung dieses Zweckes manche unschuldige List angewandt, Lady Oswald werde Mark Cray ihre Gunst zuwenden und ihm gestatten, statt des Doctors täglich bei ihr vorzusprechen. Anfangs schien sie durchaus nicht darauf eingehen zu wollen, plötzlich aber faßte sie ganz aus eigenem Antriebe eine wunderbare Vorliebe für Mark Cray. Es war nicht jene Anhänglichkeit, die gegründet ist auf die durch jahrelange Bekanntschaft hervorgerufene Achtung und Werthschätzung, jene Liebe, die den Freund zum Freunde zieht, es war vielmehr jene künstliche Zuneigung, die plötzlich entsteht, ihren Grund nur in der Lust zu lobhudeln und zu protegiren hat, und die in ihrer eigentlichen Bedeutung hohl und nichtig ist.

Lady Oswald hatte, geleitet von diesem Gefühle, nicht nur Marks Besuche statt den langgewohnten des Doctor Davenal huldvoll entgegengenommeu, sondern ihn auch allen ihren Bekannten in und um Hallingham als einen überaus geschickten, umsichtigen jungen Arzt empfohlen. Mark hatte

das Glück gehabt, irgend eines ihrer wirklichen oder eingebildeten Uebel in sehr kurzer Zeit zu beseitigen und von diesem Augenblicke an sang sie sein Loblied mit lauter Stimme und erklärte, daß er seines Gleichen nicht habe.

Niemand kam dies gelegener, als Doctor Davenal, mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit äußerlich und mit wahrem inneren Entzücken überließ er die lästige Patientin seinem Assistenzarzte und wenn er ihr jetzt doch wieder seine Aufwartung machte, so geschah dies nur in Vertretung, da Mark sich noch auf der Hochzeitsreise befand.

Roger hielt bei Oswald Crays Anblick die Pferde an, dieser hatte sich jedoch bereits bei Lady Oswald länger aufgehalten, als seine beschränkte Zeit erlaubte und konnte deshalb nur dem Doctor im Vorübergehen die Hand reichen. Im Hausflur kam dem Doctor Parkins auf den Zehen entgegengeschlichen, in Thränen gebadet, zu denen sie bei Lady Oswalds wunderlichen Anfällen ja beständig ihre Zukunft nahm.

„Was giebts denn heute wieder, Parkins?“ fragte der Doctor.

„Die Arbeiter haben angefangen, den Garten auszumessen und der alberne Jones hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als mit großem Geschrei die Neuigkeit im Hause zu verkünden, so daß Mylady davon hörte,“ erklärte Parkins. „Ich hätte ihr nichts davon gesagt und wenn andere Leute ebenfalls den Mund halten könnten, so wären die Schuppen vielleicht gebaut worden, ohne daß sie etwas davon gewußt hätte. So ganz außer Fassung habe ich sie in meinem Leben noch nicht gesehen, Herr Doctor; Mr. Oswald Cray war soeben eine ganze Weile da und sprach mit ihr, das scheint sie doch etwas ruhiger gemacht zu haben, denn ich

hörte sie in weniger aufgeregtem Ton mit ihm reden als er fortging. Sie bleibt aber steif und fest dabei, sie wolle jetzt selbst zu Low fahren."

„Ist sie im Wohnzimmer?"

„Ja Herr Doctor. Ich weiß mich lange nicht zu erinnern, daß ich sie so vergnügt gesehen hätte, wie heute Morgen," fuhr Parkins, ihre Thränen trocknend, fort, „lediglich vor Freude darüber, daß heute Mr. Cray mit seiner Frau zurückkommt. Es ist gar nicht zu glauben, welchen Narren sie an ihm gefressen hat, sie hat, seit er verreist war, die Tage bis zu seiner Rückkehr gezählt wie ein Schulmädchen die Tage bis zu den Ferien. Doctor Davenal trat ein. Er machte keinen Versuch, Lady Oswald durch vernünftige Vorstellungen von dem Besuche abzubringen, sondern sagte ihr ganz im Gegentheil, die kurze Fahrt auf der Eisenbahn werde recht wohlthätig auf sie wirken. Seine innersten Gedanken, die er allerdings nicht äußerte, waren dabei die Unterredung mit Low möchte wohl das geeignetste Mittel sein, Lady Oswald endlich zu einem ruhigen Fügen in das Unvermeidliche zu bewegen, indem sie daraus die Ueberzeugung gewänne, daß es keine Hülfe dagegen gebe, daß die Arbeit unverzüglich in Angriff genommen werde.

Oswald Cray befand sich zufällig auf dem Bahnhof, als Lady Oswald daselbst anlangte. Die alte Dame war ganz verwirrt von dem sie umgebenden ungewohnten Lärm und blickte, auf den Arm ihres Mädchens gelehnt, hülflos um sich, nicht wissend, wohin sie sich wenden, was sie beginnen sollte. Oswald, der mit einer Karte unter dem Arm aus einem der Privatzimmer trat, eilte, sobald er sie erblickte, auf sie zu und reichte ihr den Arm. Parkins trippelte hinter dem Paare her, ihrem Gott dankend, welcher ihr diesen Hel-

fer in der Noth gesandt, sie war eben so wenig wie ihre Herrin der Verwirrung eines Bahnhofes gewachsen.

„Wollen Sie es wirklich wagen, Lady Oswald?“

„Wollen Sie aufhören, mich zu plagen?“ fragte sie in scharfem Tone, denn sie argwohnte noch immer, er habe geheime Gründe, sie zurückzuhalten und konnte überhaupt nicht leiden, wenn Jemand ihren Willen zu durchkreuzen versuchte.

Wünschte er in der That, sie von der Reise zurückzuhalten? Wenn dies der Fall war, so muß ein Vorgefühl ihn dazu vermocht haben, eine Ahnung dessen, was diese unglückliche Reise hervorbringen, des Einflusses, den sie in indirecter Weise auch auf sein eigenes zukünftiges Schicksal ausüben werde.

Er sagte kein weiteres Wort darüber, sondern führte Lady Oswald zu einem Wagen der ersten Klasse, half ihr und Parkins hinein, besorgte die Billets zur Rückfahrt und blieb dann, so knapp ihm auch die Zeit zugemessen war, am Wagenschlage stehen, um sich mit seiner alten Freundin zu unterhalten. Es gab nicht leicht einen Menschen, von feineren, freundlicheren Gesinnungen, als Oswald Cray und es schien ihm durchaus gegen jede gute Sitte, die Dame, welche ihm noch immer sehr aufgeregt schien, vor Abgang des Zuges zu verlassen.

Er sprach zu ihr in heiterem, lachendem Tone von allerlei gleichgiltigen Gegenständen und sie beruhigte sich immer mehr.

„Denken Sie nur!“ rief sie plötzlich, „ich komme vielleicht mit Mr. Cray und seiner jungen Frau zurück. Doctor Davenal erzählte mir diesen Morgen, sie würden heute gegen Abend erwartet, und sie müssen diesen Weg kommen. Ich werde sehr glücklich sein, wenn ich ihn erst wieder in Hallingham weiß.“

Oswald schüttelte den Kopf und sagte mit angenommener Ernsthaftigkeit. „Ich würde doch meine Treulosigkeit nicht so offen bekennen, Lady Oswald. Nachdem Sie so lange eine getreue Anhängerin des Doctor Davenal gewesen sind, geben Sie ihn nun für Mark auf!“

„Darüber können Sie nicht urtheilen, Oswald; ich habe Doctor Davenal nicht aufgegeben; darauf aber verlassen Sie sich, Mark ist ein aufgehendes Gestirn, er wird sich einen größeren Namen in der Welt erwerben, als Sie.“

„Möglich; ich hoffe und wünsche, daß er sich einen Namen mache. Was mich anbetrifft —“

Die Pfeife ertönte und Oswald trat von der Thür zurück. Lady Oswald reichte ihm die Hand, die der junge Mann herzlich schüttelte. „Werde ich Sie bei meiner Rückfahrt sehen?“

„Vielleicht einen Augenblick; ich werde mich nach Ihnen umsehen, wenn der Zug ankommt.“

„Und, nicht wahr Oswald, Sie wünschen mir einen glücklichen Erfolg meiner Reise, obgleich Sie den Gesetzen der Ehre nach zu meinen Feinden halten müssen?“

„Ich wünsche Ihnen herzlich und aufrichtig Glück zu Allem, was Sie unternehmen, Lady Oswald.“

Sein Ton war so herzlich wie seine Worte. Lady Oswald zog ihre Hand zurück und ließ, während der Zug sich in Bewegung setzte, ihre Blicke mit einem wohlgefälligen Lächeln auf ihm ruhen.

„Ganz gewiß, Mylady,“ bekräftigte Parkins pflichtschuldigst.

„Wie gut, daß wir allein sind, es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er Das veranstaltet hat. Wahrhaftig, ich finde es hier gar nicht übel,“ fuhr Lady Oswald fort, indem sie sich

in dem sehr gut ausgestatteten Wagen umsah, „es ist beinahe, als ob ich in meiner eigenen Equipage säße.“

„Ja, ja, so ist es, Mylady,“ antwortete Parkins. Der Zug brauste von dannen und nach zwanzig Minuten sah sich Lady Oswald wohlbehalten an der Station Hildon abgesetzt.

„Man muß ihn lieb haben, Parkins, man mag wollen oder nicht,“ rief sie, „obgleich er ein obstinater Querkopf ist. „Ich wünschte, er wäre Arzt. Denke Dir, was der für eine Carrière gemacht hätte, wenn er die Talente seines Bruders besäße.“

Zwölftes Kapitel.

Erwartung.

Mark Cray und seine Frau hatten die Stunde ihrer Ankunft nicht genau angegeben. „Gegen Abend haltet den Thee bereit,“ hatte es in dem Briefe geheißen, den Mrs. Cray an ihre Mägde geschrieben und welchen diese am Freitag Morgen erhalten hatten. Sara Davenal ging gegen fünf Uhr Nachmittags nach dem Kloster, um das junge Paar zu erwarten.

Mark und Caroline hatten ihren Hausstand in so bescheidener vernünftiger Weise begonnen, wie ihre besten Freunde nur wünschen konnten. Ihre ganze Dienerschaft bestand aus zwei unter den scharfen, erfahrenen Augen von Miß Bettina gemietheten Mägden.

Die große schwere Hausthür des Klosters führte nach einem gewölbten und mit Steinen gepflasterten Hausflur,

auf dessen linker Seite ein großes Wohnzimmer lag, dessen Decke von Kreuzbalken getragen ward und dessen große, in tiefen Nischen liegende Fenster auf Eisenbahnschienen und den in einiger Entfernung gelegenen Bahnhof gingen, mithin lange nicht mehr eine so angenehme Aussicht boten, als zu der Zeit, wo sie noch den Blick auf die Klostergärten gestatteten. Mit dem Verschwinden dieser Gärten war dem Kloster der größte Reiz genommen, den es als Wohnhaus besessen, denn seine innere Einrichtung genügte in der That nicht den Ansprüchen, welche man heutzutage an eine comfortable Wohnung stellt. Das eben erwähnte Zimmer und das darüber belegene Gesellschaftszimmer waren die einzigen beiden großen Gemächer im Hause, letzteres hatte dagegen aber wieder eine Ausdehnung, daß vier unserer modernen Zimmer darin Platz gehabt hätten und die Kosten, welche das Anschaffen von dafür ausreichenden Tapeten und Teppichen verursacht hatte, beliefen sich auf eine nicht unbeträchtliche Summe. Die Schlafzimmer glichen den Taubenschlägen, die Domestikenzimmer waren dunkle, mit Steinen gepflasterte Löcher, mit einem Worte, es hörte sich zwar recht schön und vornehm an, wenn es hieß, man wohne im Kloster Hallingham, sonst aber bot der Aufenthalt darin keine großen Annehmlichkeiten. Die Familie Cray, welche das Haus so lange bewohnt, hatte ihr Glück und ihren Ruhm in einem rauschenden Gesellschaftsleben gesucht. Sie dachten mehr an äußern Schein, als an häusliche Behaglichkeit; mochten die Schlafzimmer nicht viel besser sein, als Taubenschläge, mochte die Dienerschaft sehen, wie sie in der dunkeln, kalten Küche zurecht kam, genossen sie doch des Triumphes, daß das Gesellschaftszimmer größer, als in irgend einem andern Hause in Hallingham war und ange-

füllt mit Gästen und glänzend erleuchtet, einen wirklich imposanten Anblick gewährte. Sara Davenal wartete geduldig in dem zur ebenen Erde belegenen Zimmer. Sie hatte es sich, Shawl und Hut ablegend, bequem gemacht; sie trug ein Kleid von dunkelblauer Seide, ihr braunes Haar war in glatten seidenweichen Flechten um den Kopf gelegt; Erregung hatte eine höhere Röthe auf ihre Wangen gehaucht. Sara war seit dem Tage, wo Caroline vor Jahren von Westindien nach England kam, noch nie von derselben getrennt gewesen. Das Theegeschirr stand auf dem Tische, daneben kaltes Geflügel und Zunge, welche Gerichte Miß Bettinas umsichtige Fürsorge herbeigeschafft hatte.

Fünf Uhr; halb sechs; sechs; halb sieben; sieben, und sie waren immer noch nicht da. Sara wurde nach und nach ungeduldig und schalt auf die gar zu große Unpünktlichkeit ihrer Verwandten. Es war Nacht geworden und würde ganz finster im Zimmer gewesen sein, wenn nicht der am Himmel stehende glänzende Mond seine Strahlen durch das Fenster geworfen hätte. Eine Dienerin trat ein.

„Soll ich Licht bringen und die Läden schließen, Miß?“

„Noch nicht; ich möchte die Ankunft des Zuges abwarten.“

Das Mädchen entfernte sich wieder. Sara wartete — wartete und wartete, bis sie zu der Ueberzeugung gelangte, es müsse mindestens halb acht sein; freilich machte sie die Zeit nicht mehr nach der Uhr, sondern nach dem Klopfen ihres unruhigen Herzens. Ihre Augen wurden müde von dem scharfen, ununterbrochenen Spähen nach dem Bahnhof, auf welchem sie sich beim Scheine des Mondes eine beträchtliche Menschenmenge versammeln sah — wahrscheinlich sämmtlich Leute, die auf den Zug warteten, sich gleich ihr

wunderten, daß er noch nicht angelangt sei und die besorgte Frage aufwarfen, was ihm wohl zugestoßen sein möge.

Ein lautes Klingeln an der Hausthür ward vernehmbar. Sara flog in die Hausflur, sich scheltend, daß sie trotz aller Aufmerksamkeit die Ankunft des Zuges doch nicht bemerkt habe — und stand ihrer Tante gegenüber.

Miß Davenal, während sie die Neuvermählten erwartet hatte! Sara ließ sich von der unangenehmen Ueberraschung nichts merken, sondern reichte ihrer Tante in ihrer liebenswürdigen anmuthigen Weise die Hand, um sie in das dunkle Zimmer zu führen.

„Sie sind noch nicht angekommen, Tante Bettina."

„Was soll denn das bedeuten?" war Miß Bettinas erstaunte Frage. „Noch alles finster! Wo sind sie denn?"

„Sie sind noch gar nicht angekommen, wiederholte Sara. Bringe Licht," gebot sie mit leiserer Stimme der Dienerin.

„Nicht gekommen! Wo in aller Welt bleiben sie denn?"

„Der Zug ist noch nicht hier, Tante Bettina."

„Was ist noch nicht hier?"

„Der Zug."

„Wie so, was ist passirt?"

Miß Bettina ging voller Erstaunen und der Mittheilung keinen rechten Glauben schenkend zu dem auf den Bahnhof blickenden Fenster. In demselben Augenblicke trat die andere Magd, Dorcas, ins Zimmer. Sie war der Familie keine Fremde, sondern hatte lange Zeit bei Miß Davenal gedient, ehe diese Dame zu ihrem Bruder ins Haus gezogen war. Dorcas war eine Person von ungefähr vierzig Jahren mit einer etwas aufgestülpten Nase, röthlichem Haar und einem sehr verständigen Gesichte.

„Miß Sara," flüsterte sie, „die Leute sagen, es sei dem Zuge ein Unglück zugestoßen."

Sara Davenal fühlte ihr Herz einen Augenblick still stehen und gleich darauf wieder mit einer Heftigkeit schlagen, als ob es seine Bande sprengen wollte.

„Wer sagt das?" stammelte sie.

„Ich hörte die Leute, welche hier umherstehen, darüber sprechen, öffnete mein Küchenfenster, um zu fragen, was eigentlich los wäre, und sie sagten, der Siebenuhrzug sei noch nicht da, es müsse ihm ein Unglück passirt sein. Miß Sara. —"

Miß Sara hörte ihr aber bereits nicht mehr zu. Leise ihren Hut und Shawl vom Sopha nehmend, verließ sie das Zimmer, ohne daß die immer noch am Fenster stehende Miß Bettina die leiseste Ahnung davon gehabt hätte. Dorcas folgte ihr und sah bei dem Lichte, das nun auch im Hausflur brannte, wie furchtbar blaß sie war.

„Miß Sara, ich wollte nur noch sagen, daß Alles ein leeres Gerede sein kann," fuhr Dorcas fort, während Sara hastig den Hut aufsetzte und den Shawl umwarf. „Ich glaube gewiß, daß es nichts weiter ist, wenn solche Nachricht wirklich gekommen wäre, müßte mehr Unruhe auf dem Bahnhofe sein."

„Ich will hinüber gehen und mich erkundigen, diese Ungewißheit ist mir unerträglich. — Nicht allein gehen?" wiederholte sie als Entgegnung auf eine ihr von der Dienerin gemachte Einwendung, „Unsinn, Dorcas; mich kennt Jeder: Ich bin Doctor Davenals Tochter. Bleibe Du bei meiner Tante Bettina und erschrecke und ängstige sie nicht, wenn Du es irgend vermeiden kannst."

Mit eigener Hand die Thür öffnend, eilte sie durch

einen Seitenweg, über die Brücke dem Bahnhofe zu. Ihr Gesicht war bleich, heftig klopften alle ihre Pulse. Sara Davenal besaß eine sehr lebhafte Einbildungskraft und dieselbe führte ihr jetzt alle Bilder des Entsetzens, von denen sie je durch Eisenbahnunfälle gehört oder gelesen, vor die Seele.

Ohne jedes Hinderniß gelangte sie zum Bahnhofsgebäude, schritt an einigen in der Thür desselben stehenden Personen, ohne anscheinend von denselben bemerkt zu werden, vorüber, ging durch das Zimmer, in welchem der Billetverkauf stattfand, auf den Perron und fand sich inmitten einer großen Menschenmenge. Keine sich drängende, lebendige Menge, sondern eine schweigende, wartende; alle Köpfe fast nach einer Seite gedreht — der Richtung zu, aus welcher der erwartete Zug kommen sollte. Sara sah einen ihr bekannten, gesprächigen Schaffner und ging auf ihn zu.

„Ist ein Unglück geschehen?“ fragte sie.

„Man weiß noch nichts Bestimmtes, Miß. Es ist ganz unbegreiflich, wo der Zug bleibt und noch unbegreiflicher ists, daß, wenn was passirt ist, der Telegraph keine Meldung davon macht. Ich weiß, daß er schon einmal eine halbe Stunde länger blieb.“

„Wer?“ fragte Sara.

„Der Siebenuhrzug. Es war auch nichts Gefährlicheres weiter, blos so ein bummliger Extrazug hatte die Bahn gesperrt, und so kanns heute Abend auch wieder sein, Miß. Der Herr Doctor ist doch nicht etwa auf der Bahn?“

„Nein, ich erwarte meine Cousine und Mr. Cray.“

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, es wird nicht mehr lange dauern. Wir werden gleich pfeifen hören.“

Etwas beruhigt wandte sich Sara um und versuchte sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, als sie sich plötz-

lich gewissermaßen gefangen sah. Ein Herr hielt seinen Arm vor ihr; aufsehend erkannte sie im Mondlicht die Gesichtszüge von Oswald Cray. Ihr Herz schlug hoch auf vor Freude, vor Liebe und sehr bereitwillig griff sie nach seiner schützenden Hand.

Es war eine Scene von höchst eigenthümlicher, erschütternder Wirkung. Das Bahnhofgebäude, welches in seiner imposanten Höhe dunkel zum klaren, blauen sternbesäten Himmel aufstieg, die in ihrer furchtsamen, gespannten Erwartung unnatürlich schweigsame, dicht gedrängte Menschenmenge, die Lichter und das Gesumme der unfern liegenden Stadt, das geräuschlose Auf- und Abgehen der unruhvoll wartenden Beamten; alles zusammen bot, übergossen vom glänzenden Mondschein, ein interessantes aber beängstigendes Bild.

Oswald Cray wartete auf den ankommenden Zug, mit dem er weiter nach London fahren wollte. Er gab Sara den Arm und führte sie aus dem sie umwogenden Gedränge. Ihr Herz schlug heftig im Bewußtsein seiner Nähe, ihr ganzer Körper war erschauert bei der Berührung seine Hand.

„Ist Gefahr vorhanden, fürchten Sie etwas Ernstliches," flüsterte sie.

„Ich hoffe, daß es nichts Schlimmes sei. Wäre dies der Fall, so müßte der Telegraph bereits Nachricht davon gebracht haben. Es muß irgend ein Aufenthalt durch einen eingeschobenen Zug verursacht sein."

Saras Besorgniß schwand. Sie hatte Vertrauen zu ihn. Wenn er, der erfahrene Mann, der Ingenieur der Bahn, keinen Grund zu Befürchtungen sah, weshalb sollte sie sich denselben hingeben? Und dennoch nistete die Furcht

doch noch in einem kleinen verborgenen Winkel ihres Herzens und Mr. Oswald Cray hatte vielleicht selbst eine solche kleine, versteckte Dosis von Furcht, welche er ihr mitzutheilen nicht für angemessen hielt.

„Sie ängstigten sich wohl sehr, Sara?“ fragte er, während sie langsam auf- und abgingen.

„Ich warte schon seit mehreren Stunden im Kloster auf Caroline und Mr. Cray, endlich kam Dorcas, eine ihrer neuen Mägde, zu mir und sagte, die Leute auf der Straße sprächen von einem Eisenbahnunglück. Furchtbar erschrocken ging ich hierher, lief ich hierher, muß ich wohl eigentlich sagen,“ fügte sie lächelnd hinzu, „ohne daß Tante Bettina ein Wort davon wußte.“

„Ist sie im Kloster?“

„Sie war gerade gekommen, in der Meinung, daß die Erwarteten längst eingetroffen wären.“

„Ich fürchte, Lady Oswald wartet in Hildon auf diesen Zug,“ bemerkte er, „der Aufenthalt wird ihr sehr unangenehm sein.“

„Ist Lady Oswald in Hildon?“

Er erzählte ihr, daß die alte Dame behufs einer Unterredung mit Mr. Low dahin gefahren und noch nicht zurückgekehrt sei. Wissen Sie, daß ich heute Nachmittag in Ihrem Hause war?“ fragte er.

„Nein,“ entgegnete sie aufblickend. „Wollten Sie uns besuchen?“

„Nur auf eine Minute, ich war den ganzen Tag sehr beschäftigt und konnte mich erst gegen fünf Uhr einen Augenblick abmüßigen. Neal sagte mir, Sie und der Herr Doctor wären nicht zu Hause, sondern nur Miß Davenal, da ging ich gar nicht hinein.“

„Ich war nach dem Kloster gegangen," antwortete Sara „in der Meinung, sie würden schon mit einem früheren Zuge ankommen. Müssen Sie heute Abend nach London zurückkehren?"

„Ich muß, wenn anders der Zug kommt, um mich mitzunehmen."

„Was ist das?"

Eine Bewegung zeigte sich in der Menge. Oswald Cray hielt den Athem an, um einen das Herrannahen des Zuges verkündenden Ton zu erlauschen, er konnte jedoch nichts vernehmen und die lediglich durch die Unruhe des Wartens verursachte Bewegung ging wieder vorüber. Sie setzten ihren Spaziergang wieder fort.

„Seit ich Sie das letzte Mal sah, Sara, habe ich ein Anerbieten erhalten, ins Ausland zu gehen."

„Und dort lange zu bleiben?" fragte sie schnell. „Wohin denn?"

„Für sehr lange Zeit, vielleicht für mein ganzes Leben! wenn ich darauf eingegangen wäre. In pecuniärer Hinsicht würde ich dadurch eine sehr vortheilhafte Veränderung meiner Lage herbeigeführt haben, indem ich sofort zu einer gesicherten, einträglichen Stellung gelangt wäre. Das Klima ist jedoch ungesund und ich habe deshalb den Antrag abgelehnt."

„O, wie froh bin ich darüber," rief sie unwillkürlich aus. „Sie dürfen sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen."

„Ich glaube kaum, daß ich viel Bedenken getragen, wenn es sich nur um mich gehandelt hätte, ich hatte aber dabei noch Jemand anders zu berücksichtigen. Wenn ich fortgegangen wäre, so wollte ich nicht allein gehen, Sara, und ich fühlte, daß ich kein Recht hätte, ein anderes Leben der-

artigen Gefahren preiszugeben, ein Leben, das zu lieben und so weit menschliche Macht reicht, vor allem Ungemach zu schützen, ich dann heilig gelobt haben würde."

Er sprach, man hätte sagen können, in allgemeinen Ausdrücken und in einem denselben entsprechenden Tone, dennoch konnte Sara ihn unmöglich mißverstehen. Ihre beflügelten Pulsschläge, wenn er sie zu zählen vermocht hätte, würden ihm die beredteste Antwort gewesen sein, obgleich sie anscheinend ruhig und gefaßt mit zu Boden gesenkten Blicken an seiner Seite dahinschritt. Sie wußte, daß es seine Absicht war, nicht ehr offen zu sprechen, bis er ihr ein gesichertes Loos zu bieten habe und billigte sein Verhalten vollständig.

„Ich entschloß mich daher, zu bleiben, wo ich bin und mich weiter herauf zu arbeiten," fuhr er fort. „Wenn auch langsamer, werde ich doch sicher zum Ziele kommen. Glauben Sie, daß ich recht gehandelt habe?"

„Ganz recht, ganz recht," flüsterte sie. Hätten sie ohne Rückhalt zu einander gesprochen, so würde sie hinzugefügt haben: „Papa würde mich nur mit großem Schmerze in ein anderes Land ziehen sehen."

Ein Stillschweigen erfolgte. Sie gingen Arm in Arm, auf einem ruhigen, von der Menge entfernten Wege, über sich den silbernen Mond, ihre Herzen erfüllt von dem reinen beseligenden Gefühle des ernsten Liebestraumes. Was bedurfte es da der Worte, das Bewußtsein, einander anzugehören, sich nahe zu sein, war ihnen genügend.

„Wo nur der Zug bleiben kann?" rief Oswald endlich, den Zauber dieses Schweigens brechend.

Die Worte waren kaum seinen Lippen entschlüpft, als einer der Schaffner auf ihn zukam, dienstmäßig grüßend die Mütze berührte und folgende Meldung machte:

„Es ist ein Fehler im Telegraphenbüreau vorgegangen, Mr. Oswald Cray, oder wenigstens ein kleiner Irrthum. Der Zug ward von Hildon aus telegraphirt."

Einen Augenblick schwieg Oswald voll Erstaunen.

„Wir wurden ganz bestimmt versichert, der Zug sei nicht von Hildon abgegangen, Parker."

„Weiß wohl, wir habens Alle so verstanden. Jetzt aber ist James Eales zurückgekommen und sagte, wir hätten ihn mißverstanden, der Zug sei zur rechten Zeit telegraphirt worden. Es ist jetzt gar kein Zweifel mehr, daß zwischen hier und Hildon ein Unfall geschehen ist."

„Es muß ein Mißverständniß obwalten," sagte Oswald Cray zu Sara. „Warten Sie hier ruhig, bis ich zurückkomme."

„Ohne ihre Besorgniß noch durch irgend eine Aeußerung zu beschwichtigen oder zu vermehren, ging er mit schnellen Schritten nach dem kleinen, als Telegraphenbüreau benutzten Zimmer. Die ihm von dem Schaffner mitgetheilte Neuigkeit hatte sich mit Windesschnelle verbreitet und er fand den Eingang zum Büreau von einer so großen Menschenmenge belagert, daß er nur mit der größten Anstrengung hindurchzudringen vermochte.

„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, bitte nur einen Augenblick, meine guten Leute," mit diesen Worten brach er sich Bahn, und sie erkannten ihn als Mr. Oswald Cray, einen der hervorragendsten Autoritäten der Bahn; von allen Seiten wich man zurück und machte ihm Raum, hindurchzugehen.

Der Telegraphenbeamte, dessen Obliegenheit es war, die einlaufenden Depeschen entgegenzunehmen, war ein junger Mann, Namens James Eales. Dieser hatte heute, wie gewöhnlich, drei und zwanzig Minuten vor sieben die tele-

graphische Meldung erhalten, daß der erwartete, nach London gehende Zug in Hallingham, schlechtweg der Siebenuhrzug genannt, zur rechten Zeit Hildon verlassen habe. Nicht sobald war diese Nachricht eingetroffen, als James Eales, der eine Besorgung in der Stadt zu machen hatte und sich deshalb auf kurze Zeit entfernen wollte, einen andern Beamten herbeirief, um ihn während seiner Abwesenheit zu vertreten, da nicht nur den Zug betreffende telegraphische Meldungen, sondern auch Privatdepeschen in jeder Minute eintreffen konnten. Der herbeigerufene Beamte, Namens Williams, begab sich auf den ihm übertragenen Posten und rief in dem Augenblicke, wo Eales das Zimmer verlassen wollte, diesem zu, ob der Zug bereits signalisirt sei. Eales, in der Meinung, er spreche von dem von London kommenden Zug, der ebenfalls bald eintreffen mußte, antwortete:“ „Nein, noch nicht.“ William hatte natürlich den nach London gehenden Zug gemeint, denn als ein peinlich pünktlicher Mensch dachte er gar nicht daran, zu fragen, ob eine Nachricht eingetroffen sei, die erst in einigen Minuten zu erwarten war. Eales, welcher nicht dieselbe peinliche Pünktlichkeit besaß und außerdem in großer Eile war, mißverstand die Frage und bezog sie auf den von London kommenden Zug. Derartige, halb aus Leichtsinn, halb aus unvermeidlichen Mißverständnissen hervorgehende Irrthümer sind meistens die Veranlassung zu beklagenswerthen Unfällen. Wären die beiden Beamten correct zu Werke gegangen, so hätte Williams fragen müssen: „Ist der nach London gehende Zug signalisirt?“ Eales aber mußte antworten, da Williams einfach nach dem Zuge fragte: „Der nach London gehende Zug ist signalisirt, der von dort kommende noch nicht.“

Williams nahm den Platz vor dem Pulte ein. Pünkt-

lich mit der Minute ward der von London kommende Zug signalisirt, was eigentlich schon zur Aufklärung des Irrthums hätte dienen müssen. Williams notirte es und wunderte sich, was den nach London gehenden Zug aufhalte, so daß nicht gleichfalls das ihn verkündende Signal eintreffe. Nachdem sieben Uhr vorüber und noch immer kein Zug angekommen war, erschien der Bahnhofinspecter, der auch einen kleinen freundschaftlichen Schwatz abgehalten und nicht zu streng auf seinen Dienst geachtet hatte, im Telegraphenbüreau.

„Wo ist James Eales?“ fragte er.

William erklärte, daß er einen Augenblick ausgegangen sei und ihn gebeten habe, ihn zu vertreten, was der Inspector gelten ließ, da Williams ebenso zuverlässig wie Eales war und oft dessen Stelle versah.

„Ist der Zug von Hildon signalisirt?“

„Noch nicht, Herr Inspector.“

„Noch nicht signalisirt!“ wiederholte der Inspector in ungläubigem Ton.

„Er ist ganz gewiß noch nicht signalisirt,“ versicherte Williams. „Eales sagte mir, als er fortging, das Signal sei noch nicht gegeben und so lange ich hier bin, ist es nicht angelangt, darauf können Sie sich verlassen.“

„Wo nur der Zug bleiben kann,“ rief der Bahnhofsinspector, „Wahrscheinlich sperrt wieder einer jener Monstrade-Extrazüge irgendwo die Bahn“

Ein sehr beruhigender, jede Furcht oder Besorgniß beschwichtigender Schluß. Der Eisenbahninspector verbreitete die Nachricht, der Zug sei noch nicht von Hildon signalisirt und mit derselben seine Vermuthung, daß die Verzögerung durch irgend einen der Extrazüge veranlaßt werde. Er erzählte es Oswald Cray, er erzählte es anderen Beamten

und so war das Bahnhofspersonal immer noch vollständig ruhig, als bereits unter der versammelten Menge die bangsten Befürchtungen rege waren.

Fünf und zwanzig Minuten nach sieben kam Eales zurück. Er hatte sich länger aufgehalten, als eigentlich seine Absicht gewesen war und stürzte nun, nachdem er einen Blick auf die von Minute zu Minute sich vergrößernde Menschenmenge geworfen, in fliegender Eile in das Büreau.

„Was wollen die vielen Menschen hier?“ rief er Williams zu. „Ist etwas passirt?“

„Sie warten auf den Zug. Er bleibt heute sehr lange und wer Angehörige darin hat, mag wohl besorgt werden.“

„Welcher Zug?“ fragte Eales.

„Nun, der nach London gehende Siebenuhrzug.“

Eales stand, ein Bild der äußersten Bestürzung. „Wie, der ist noch nicht angekommen? Da muß ein Unglück geschehen sein.“

„Das ist doch nicht absolut nothwendig,“ entgegnete Williams kalt, „er ist wahrscheinlich durch die Extrazüge aufgehalten.“

„Es geht heute kein Extrazug zwischen Hallingham und Hildon,“ bemerkte Eales schnell.

„So weit ist er auch noch gar nicht, er hat Hildon noch nicht passirt.“

„Er hat Hildon wohl passirt und zwar ganz pünktlich, er ward ja signalisirt.“

Williams wandte sich um und starrte Eales mit weit aufgerissenen Augen an. „Wer sagt Ihnen, daß er signalisirt sei?“

„Wer es mir sagt? Ich sage es. Ich habe ja das Signal wie gewöhnlich erhalten.“

„Wie kommen Sie denn dazu, mir zu sagen, der Zug sei noch nicht signalisirt?“ fragte Williams.

„Ich habe Ihnen so etwas nie gesagt.“

„Sie thaten es wohl. Nächstens werden Sie behaupten, weiß sei schwarz. Es war ja die einzige Frage, die ich an Sie richtete, ob der Zug nach London schon signalisirt sei und Sie antworteten, „noch nicht.“

„Sie sagten der Zug von London, nicht nach London.

„Ich meinte den nach London. Wie sollte ich mich denn nach dem anderen erkundigen, für den es noch gar nicht Zeit war? Sie haben da eine hübsche Geschichte angerichtet.“

Wie lange sie noch miteinander gestritten und sich gegenseitig die Schuld beigemessen hätten, ist schwer zu entscheiden; der Eintritt des Bahnhofsinspectors machte dem Wortwechsel ein Ende, indem man wohl oder übel ihm und durch ihn den Anderen den begangenen Irrthum mittheilen mußte. Der Zug hatte Hildon passirt und somit war der Aufenthalt, welcher Ursache derselbe auch beizumessen sein mochte, ganz in der Nähe.

Selbst den sanguinischsten Naturen unter den Harrenden war jetzt die Befürchtung nahe gerückt, daß ein Unglück geschehen sein müsse und ein ganzer Regen von Vorwürfen und Drohungen ergoß sich über Williams und James Eales, welche ihrerseitst nichts thaten, als sich gegenseitig für den begangenen Irrthum verantwortlich zu machen. Jeder betrachtete den Andern als den allein Schuldigen, während ein unparteiischer Richter den Ausspruch gethan haben würde, daß Einer genau so tief im Unrecht sei, wie der Andere. Sich der allgemeinen Verwirrung und dem nutzlosen Streite entziehend, kehrte Oswald Cray zu Sara zurück. Sie blickte ihm mit fragenden Augen und bangendem Herzen

entgegen, der Lärm im Bahnhofgebäude hatte ihre Besorgnisse von Neuem rege gemacht. Er legte ruhig ihre Hand in seinen Arm und begann wieder mit ihr auf und ab zu gehen.

„Ich finde, daß die Sachen doch nicht so gut stehen, als wir anfangs hofften — "

„Es ist also ein Unfall geschehen," unterbrach sie ihn. „Verbergen Sie mir nichts, Oswald!"

Er legte sanft seine andere Hand auf die ihrige und prach mit überzeugender Wahrheit. „Ich will Ihnen nichts verbergen, meine Theure;" der noch nie gebrauchte Ausdruck der Zärtlichkeit schien unwillkührlich seinen Lippen entschlüpft, wie in dem Drange des Augenblicks, um sie zu beruhigen. „Wir haben nichts Bestimmtes über einen Unfall hören können, da bis jetzt noch alle Nachrichten fehlen; wir wissen jedoch jetzt, daß der Zug zur rechten Zeit von Hildon abgegangen ist, es muß ihn also ganz in der Nähe etwas aufhalten."

Sara war im Begriff, einen tiefen, schluchzenden Seufzer auszustoßen, sie drückte ihn jedoch hinunter.

Aengstigen Sie sich nicht vor der Zeit," fuhr Oswald in leichterem Tone fort, das Ausbleiben des Zuges macht es durchaus noch nicht unbedingt nothwendig, daß ein Unfall geschehen sein muß. Die Locomotive kann zerbrochen sein und nicht weiter können, den Reisenden braucht deshalb noch kein Haar gekrümmt zu sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Locomotive beschädigt ist, sie wäre sonst herbeigekommen, um Hülfe zu holen."

„Hülfe für die Verwundeten?" rief sie schnell.

„Hülfe, in welcher Weise dieselbe nun gerade gebraucht wird. Der Telegraph spielt, um alle Züge aufzuhalten und Einige von uns werden hinuntergehen. —"

Es waren die letzten zusammenhängenden Worte, welche sie mit einander sprechen konnten. Die Nachricht hatte sich verbreitet und die erschrockene Menge wälzte sich nach allen Seiten. Gerüchte werden, je weiter sie sich verbreiten, niemals kleiner und der noch nicht vollständig constatirte Aufenthalt ward bereits zu einem gräßlichen Unglücksfall gestempelt, bei dem mindestens die Hälfte der im Zuge befindlichen Personen das Leben verloren hatten. Inmitten des allgemeinen Tumultes erschien ein Wärter des fehlenden Zuges, der mit einer Laterne in der Hand, in fliegender Hast, als gälte es sein Leben, die Bahn herangelaufen kam.

Die Locomotive war aus den Schienen gerathen und umgeworfen. Einige der Passagiere, jedoch nur ein sehr kleiner Theil, hatten Verletzungen davongetragen, viele derselben kamen zu Fuß den Feldweg herauf. Der Unfall war in der Mitte des Weges von Hildon und Hallingham geschehen. Man bedurfte einer Locomotive, um den Zug nach Hallingham zu bringen und es schien gerathen, daß auch einige Aerzte mit nach dem Schauplatz des Unglücks führen.

Dies schien der Klimax für die erregte Menge und Diejenigen, welche Angehörige in dem Zuge hatten, kamen fast von Sinnen. Eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung entstand. Einige mußten mit Gewalt zurückgehalten werden, denn sie wollten auf die Schienen springen und nach dem Orte zu laufen, wo der Zug lag, Andere versuchten, in die Wagen, ja selbst auf die Locomotive zu klettern, die dahin abging. Nur mit größter Mühe wurde die Ordnung hergestellt und die Eindringlinge aus den Wagen entfernt; sie verließen nun den Bahnhof und liefen dem Zuge entgegen, indem sie denselben Feldweg einschlugen, auf dem nach des Wärters Aussage Passagiere daher kamen.

Zwei Arzte, die in aller Eile herbeigeholt waren, Mr. Oswald Cray und noch einige Bahnbeamte setzten sich in den Wagen, um mit nach dem Schauplatze des Unfalls zu fahren. Die Locomotive war im Begriff, sich in Bewegung zu setzen, da erscholl der laute Ruf:

„Halt! halt! Nur noch einen Augenblick, da kommt Doctor Davenal!“

Dieser Name übte einen wahren Zauber auf die ängstlich zagende Menge aus, er galt mehr als die ganze Kunst sämmtlicher in Hallingham lebender Aerzte zusammen genommen, man glaubte die Verwundeten jetzt schon geborgen. Der Doctor wurde in den Wagen geschoben, nicht ohne zuvor noch einen Blick auf das kreidebleiche Gesicht seiner Tochter geworfen zu haben. Sara wußte in ihrem Schreck und ihrer Verwirrung nicht, was sie zunächst beginnen sollte; plötzlich fühlte sie sich am Arm ergriffen und sah, sich umblickend, Miß Davenal vor sich.

„Du ganz abscheuliches Mädchen! Was thust Du hier?“

„O, Tante Bettina, dem Zug ist ein Unglück zugestoßen! Caroline und Mr. Cray sind sicher darin.“

„Caroline und Mr. Cray sind was?“ schrie Miß Bettina.

„Ich fürchte, sie sind in dem Zuge. Zwischen hier und Hildon ist ein Unglück geschehen. Es ist soeben eine Locomotive zur Hülfe abgegangen.“

„Was geht mich die Locomotive an,“ erwiederte Miß Bettina, die von zehn Worten kaum eins verstanden hatte. Ich frage Dich, was Du hier so ganz allein thust? Caroline und Mr. Cray können, denke ich, auch nach Hause kommen, ohne daß Du hier in einer so auffallenden Weise

auf sie warteſt. Was würde Dein Papa ſagen, wenn er Dich hier ſähe?“

„Papa hat mich geſehen,“ entgegnete Sara. „Er kam ſoeben nach dem Bahnhof und iſt mit der Locomotive fortgefahren.“

„Mit der Locomotive fortgefahren? Was meinſt Du?“

Sara legte ihre Lippen ganz dicht an Miß Davenals Ohr. „Papa iſt mit noch einigen Herren die Bahnſtrecke hinuntergefahren, um nach den Verwundeten zu ſehen.“

„Verwundete!“ kreiſchte Miß Bettina. „Hat ſich ein Unglücksfall ereignet? Wer iſt verwundet? Caroline und Mr. Cray?“

„Wir wiſſen es noch nicht, Tante,“ antwortete Sara und bemühte ſich, Miß Bettina, ſo gut es gehen wollte, den Fall verſtändlich zu machen. Sie begriff endlich, um was es ſich handelte und ward etwas beſänftigt.

„Sara, ich kann jetzt nicht mehr ſo böſe auf Dich ſein. Ich glaube, ich wäre ſelbſt hier geblieben. Alſo dem Zuge iſt ein Unglück zugeſtoßen und der Doctor iſt hingefahren! Dieſe verwünſchten Eiſenbahnen!“

Noch eine kurze Zeit quälender Erwartung, dann kamen nach und nach die Paſſagiere an. Nach dem gehabten Schreck, der ausgeſtandenen Angſt hatte es Vielen beſſer und ſicherer geſchienen, die drei Meilen zu Fuße zu gehen, als ſich noch einmal der Bahn und einer neuen Locomotive anzuvertrauen. Der Feldweg war trocken und ließ ſich beim Mondlicht ſehr angenehm gehen. Miß Bettina, deren Geſicht in gleichem Maße ſcharf, wie das Gehör ſchwach war, erkannte ſogleich Caroline unter den Ankommenden.

Die junge Frau brach beim Anblick ihrer Verwandten in Thränen aus und Saras bemächtigte ſich eine unſägliche

Angst. Die Thränen waren jedoch nur eine Folge des ausgestandenen Schreckens und der gehabten Anstrengung. Caroline konnte keine klare Beschreibung des Unfalls und seiner Ursachen geben; alles, was sie wußte, war, daß der Wagen, in welchem sie gesessen, einen heftigen Ruck erhalten hatte, jedoch nicht umgeworfen worden war. Zwei andere Wagen hatten jedoch dieses Schicksal gehabt und die Locomotive lag auf der einen Seite und gab mit großem Geräusch all ihren Dampf von sich. Sie war in ihrem Schrecken den Wall hinangeklettert, wie sie dies die meisten Passagiere thun sah, und hatte sich mit diesen auf den Weg gemacht.

„Und Mark?“ fragte Sara, welche kaum wagte, diese Erkundigung auszusprechen.

„Mark! Er blieb dort, um den Verwundeten Beistand zu leisten,“ war die Antwort. „Er meint, es sei Niemand ernstlich verletzt; auf keinen Fall ist der Verlust eines Menschenlebens zu beklagen.“

Saras Herz erhob sich in einem stummen Dankgebet zu Gott.

„Sahst Du Lady Oswald?“ fragte sie. „Sie fuhr heute Nachmittag nach Hildon und muß mit diesem Zuge zurückkommen.“

„Ich sah sie nicht,“ erwiederte Mrs. Cray. „Lady Oswald im Zuge, ich denke, sie hat geschworen, nie auf der Eisenbahn zu fahren?“

„Sie that es heute zum ersten Male; eins ihrer Wagenpferde ist krank. Wie dankbar — wie dankbar wir Alle Gott sein müssen, daß es nicht schlimmer ist,“ schloß Sara Davenal.

„Das ist ein hübscher Beschluß Deiner Hochzeitsreise,“

rief Miß Bettina. „Wie steht es denn mit Deinem Gepäck, Caroline, ist das in Sicherheit?“

„Als ob wir hätten an unser Gepäck denken können, Tante Bettina! Wenn es sich um das Leben handelt, fragt man nicht nach seinem Koffer.“

„Und sorgt auch nicht darum,“ antwortete heftig Miß Bettina, die wunderbarer Weise die Worte verstanden hatte. „Deinetwegen kann er zerbrochen im Wasser der Locomotive liegen.“

„Das ist schon möglich,“ entgegnete Caroline ruhig, „er stand in dem Packwagen, der der Locomotive am nächsten war.“

Doch der volle Ueberblick des geschehenen Unheils sollte erst noch kommen; die erregte Menge harrte demselben in athemloser Spannung entgegen.

Dreizehntes Kapitel.

Schmerzensscenen.

Klar und deutlich lag die Eisenbahn im Mondlicht da. Es war eine ganz gerade dahin laufende Strecke, ohne Biegung, Hebung oder Senkung, so daß sich durchaus nicht leicht feststellen ließ, auf welche Weise die Locomotive aus den Schienen gerathen war. Sie lag auf der Seite, mit wüthendem Pfeifen und Aechzen, den ihre Eingeweide erfüllenden Dampf von sich gebend; der Gepäckwagen war umgeworfen, sein Inhalt ringsumher verstreut. Eben so war ein dem Gepäckwagen zunächst angehängter Wagen der

zweiten und ein diesem folgender Wagen der ersten Klasse umgeworfen worden.

Dank dem Walten einer gütigen Vorsehung hatten sich in dem Wagen der zweiten Klasse nur drei Personen befunden; es war kein sehr besuchter Zug und die Leute haben nicht gerade die Liebhaberei, sich, wenn sie es vermeiden können, in zu unmittelbarer Nähe der Locomotive aufzuhalten. Von diesen drei Passagieren hatten zwei sich ganz platt auf den Boden des Wagens gelegt und waren auf diese Weise glücklich jeder Verletzung entgangen; der Dritte hatte den Arm gebrochen und einer hatte nur unbedeutende Kontusionen am Kopfe davongetragen. Der Wagen der ersten Klasse war weit mehr besetzt gewesen und die meisten der Passagiere erhielten, wenn auch nicht gerade gefährliche, doch ziemlich erhebliche Verletzungen. Der Locomotivführer hatte sich gerettet, indem er noch zur rechten Zeit von seiner Locomotive herabsprang, der Heizer wurde fortgeschleudert und blieb an dem Orte, wo er hingefallen war, liegen.

Mark Cray blieb, wie wir bereits erfahren haben, zur Behandlung der Verwundeten zurück. Das erste Gesicht, das er im Mondlicht unter den Trümmern des umgestürzten Wagens der ersten Klasse liegend erkannte, gehörte Lady Oswald. Er war im ersten Augenblick so erstaunt über diese Erscheinung, daß er seinen Augen nicht traute und der Meinung war, das Mondlicht spiegle ihm ein Truggebilde vor. Er und Caroline hatten in einem ganz am Ende des Zuges befindlichen Wagen gesessen, sie mithin in Hildon nicht gesehen und Mark hätte von allen seinen Bekannten am wenigsten vermuthet, Lady Oswald, die eine so entschiedene Abneigung gegen Eisenbahnen hatte, von einem durch sie verursachten Unglück betroffen zu finden. Er konnte ie-

doch nicht lange in Zweifel bleiben, denn er erblickte neben ihr, stöhnend und ächzend, Parkins, ihre getreue Satellitin.

Die unter den Wagen begrabenen Reisenden wurden hervorgezogen und am Wege niedergelegt. Ihre Verletzungen erwiesen sich als sehr verschieden; Einige vermochten, nachdem sie den ersten Schreck überwunden, aufzustehen und zu gehen, Andere konnten sich nicht rühren und während die ersten über die erlittenen Stöße und Quetschungen laut fluchten und klagten, lagen die Letztern still und ließen nur ein schmerzliches Stöhnen hören. Nur eine davon verhielt sich ganz ruhig und diese war Lady Oswald, sie lag unbeweglich, mit geschlossenen Augen da. Es war ganz natürlich, daß Mark Cray ihr zuvörderst seine Aufmerksamkeit zuwandte, ein Herr aus der Gruppe der Umstehenden fragte ihn, ob sie todt sei.

„Nein," sagte Mark, „sie ist nur ohnmächtig. Parkins, stehen Sie auf und versuchen Sie, ob Sie gehen können. Ich bin überzeugt, Sie sind nicht erheblich verletzt, Sie wären sonst nicht im Stande, einen solchen Lärm zu machen. Die Locomotive scheint noch nicht allen Dampf von sich gegeben zu haben, sehen Sie sich vor, wenn sie sich aufrichtet und fortbraust, geht sie gerade über Sie weg."

Parkins merkte nichts von der gebrauchten List, sprang mit einem lauten Schrei auf und lief ein Stück fort. „Ich glaube, ich bin todt," rief sie, sich die Glieder reibend, „ich habe keinen ganzen Knochen am Körper"

„Ich will nachher nachsehen," versetzte Mr. Cray, „zuvörderst aber kommen Sie her und helfen Sie Ihrer Dame. Wir müssen ihr den Hut und die Haube abnehmen."

Parkins ging mit manchem Seufzer, aber doch in Anbetracht des soeben geäußerten Glaubens wunderbar kräftig, zu dem ihr angewiesenen Geschäft. In demselben Augen-

blicke brachte Jemand Wasser, das er aus einem nahen Teiche geschöpft und der Locomotivführer, der auch wieder auf die Beine gekommen war, trat mit einer Lampe hinzu. Mr. Cray nahm ihm die Lampe aus der Hand und beleuchtete damit Lady Oswalds Gesicht, während er ihr etwas Wasser in den Mund träufelte. Nach einigen Secunden öffnete sie die Augen.

„Was ist mit mir geschehen?“ fragte sie. „Wo bin ich?“

„Es steht ganz gut mit ihr,“ flüsterte Mr. Cray und sein froher Ton bewies, daß er seiner Sache bis dahin nicht sehr gewiß gewesen war. „Hat vielleicht Jemand einen Tropfen Branntwein bei sich?“ rief er den Umstehenden zu.

„Gott steh mir bei, wo bin ich?“ rief Lady Oswald mit einem schwachen Schrei. Parkins, bist du das? Was ist geschehen? Stiegen wir nicht in den Eisenbahnwagen?“

„Wir sind aber nicht mehr darin, Mylady,“ schluchzte Parkins. „Es ist ein furchtbares Unglück geschehen, Mylady, ich weiß nichts weiter, als daß es als eine große Gnade Gottes zu betrachten ist, daß wir mit dem Leben davongekommen sind.“

„Ein Unglück!“ wiederholte Lady Oswald, der durchaus keine Erinnerung an den Vorfall geblieben sein mußte, „ist Jemand verwundet? Bist Du verletzt, Parkins?“

„Mir sind alle Glieder am ganzen Leibe zerbrochen, Mylady, wenn ich nach dem Gefühl urtheilen soll. Das kommt alles von den Schuppen.“

„Sein Sie ruhig, Parkins,“ sagte Mr. Cray, dem es gelungen war, ein Korbfläschchen mit Branntwein aufzutreiben. „Helfen Sie mir Mylady ein wenig aufrichten.“

Parkins ließ sich trotz der zerbrochenen Gliedmaßen zu der verlangten Hülfleistung willig finden, sobald Lady Oswald jedoch berührt wurde, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus.

„Faß mich nicht an! Faß mich nicht an! Ist das nicht Mark Cray? Wie gut es von Ihnen ist, sich sogleich um mich zu bekümmern, Mr. Cray. Sind Sie von Hallingham gekommen?“

„Wir waren in demselben Zuge, Lady Oswald; Caroline und ich. Es ist mir unbeschreiblich lieb, daß sich das gerade so getroffen hat.“

„Gewiß, gewiß! Jetzt fange ich an, mich zu besinnen; Sie wurden heute Abend zurückerwartet. Ich — ich fühle mich sehr schwach.“

Es gelang Mark, sie zur Annahme von etwas Branntwein und Wasser zu bewegen, dagegen sträubte sie sich entschieden gegen jede Berührung, obgleich sie versicherte, sie empfinde keine Schmerzen. Er glaubte, sie sei nur durch die Wirkung des Schreckens erschöpft und verließ sie, um sich zu andern Leidenden zu wenden, die seiner Hülfe vielleicht dringender bedurften, als Lady Oswald.

Nach kurzer Zeit kamen die Beistand von Hallingham bringenden Wagen an. Mark Cray erkannte mit einem Gefühl großer Erleichterung den Doctor Davenal und führte ihn sogleich nach den Ort, wo Lady Oswald lag.

„Sind viele verwundet?“ fragte der Doctor.

„Ueberraschend Wenige,“ war die Antwort, „und die Verletzungen sind, wie es scheint, zum größten Theil unbedeutend. Ein gebrochener Arm ist wohl das Schlimmste.“

„Wie steht es mit Lady Oswald?“

„Ich glaube nicht, daß sie überhaupt verletzt ist, sie leidet wohl nur an den Folgen der Erschütterung. Eine Erschöpfung und Schwäche ist ja nur natürlich.“

„Für eine Frau ihres Alters ist eine solche Erschütterung

keine leichte Sache, Mark. Doch wir sind hier, um allen Leidenden nach besten Kräften beizustehen."

„Nach dem Stöhnen und Wehklagen zu urtheilen, giebt es alle Hände voll zu thun," sagte Mark.

„Freut mich, das zu hören," versetzte der Doctor. „Wenn die Leute klagen und jammern, ist die Verwundung gewöhnlich nicht so gefährlich."

„Parkins, z. B., betheuerte, ihr sei jeder Knochen am Körper zerbrochen, sie sprang aber sehr schnell auf und lief aus dem Wege, als ich sie bange machte, die Locomotive könne sich aufrichten und sie überfahren."

Der Doctor lächelte. Sie waren unter diesem Gespräch zu dem Platze gelangt, wo Lady Oswald lag. Oswald Cray hatte sie bereits aufgefunden und stand neben ihr; sie sprach einige Worte mit ihm, schien aber, wie Mr. Cray gesagt hatte, sehr erschöpft. Oswald trat, sobald der Doctor sich näherte, diesem seinen Platz ab und führte seinen Bruder bei Seite.

„Ist sie gefährlich verletzt, Mark?"

„O, durchaus nicht," war die Antwort. „Es hat sie natürlich sehr zusammengeschüttelt, sie sprach eben so kräftig wie ich."

Er sprach mit eigenthümlicher Bestimmtheit. Zuvörderst gehörte Mark zu denjenigen Naturen, die stets geneigt sind, die Dinge im rosigsten Lichte zu sehen und die das größte Vertrauen zu sich und den Verhältnissen haben, dann aber glaubte er auch, daß es durchaus nicht darauf ankomme, welche Auskunft Oswald über die Sachlage erhalte.

Beruhigt über Lady Oswalds Zustand, verließ Oswald seinen Bruder und ging zu den Verwundeten. Ein so stolzer Mann er auch war, gab es doch für Kranke kein mitfühlen-

deres Herz, keine mildere Hand, keine sanftere Stimme, als er besaß. Allen Leidenden schien jetzt schon die zunächst erforderliche Hülfe geleistet zu sein und sie befanden sich nun in guten Händen. Oswald blieb bei dem armen Heizer stehen, einem geschwärzten, ehrlichen Gesichte, der laut vor Schmerzen schrie.

„Was! Ihr seid es, Bipp?“ fragte er, den Mann erkennend. „Ich wußte gar nicht, daß Ihr wieder auf diesem Theil der Bahnstrecke wäret.“

„Ich kam auch erst gestern her, Herr. Es ist mein böses Verhängniß.“

„Wo seid Ihr verletzt?“

„Ich bin jämmerlich gequetscht und zerschunden. Bis heute Abend wußte ich noch nicht, was Schmerz sei. Meine Füße —“

„Nehmt Euch in Acht,“ donnerte Oswald einem unvorsichtigen Kerl zu, der mit einer Bohle in den Armen daher kam. „Seht Ihr nicht, daß hier ein Mensch liegt. Was thut Ihr hier?“

„Meine Arbeit“, war der kurze, in grobem Tone ertheilte Bescheid. Es war einer der soeben von Hallingham mitgekommenen Arbeitsleute und Oswald kannte ihn sehr gut.

„Welche Arbeit, Walls?“ fragte er ruhig.

Walls blickte jetzt auf, erstaunt sich bei seinem Namen anreden zu hören. Mr. Oswald Cray erkennend, ließ er vor Bestürzung beinahe seine Last zu Boden fallen. Obgleich er beide Hände voll hatte, machte er doch verzweifelte Anstrengungen die Mütze vom Kopfe zu ziehen.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Ingenieur. Ich dachte ja, es wäre so ein Müßiggänger, der mir hier den Weg versperrte. Man kann sich ja der Neugierigen gar nicht er-

wehren, die einen mit allerlei unnützen Fragen aufhalten. Ich würde nicht so geantwortet haben, wenn ich gewußt hätte, daß Sie es sind."

„Geht nur an Eure Arbeit, es ist hier nicht Zeit, viele Redensarten zu machen, und seht, wo Ihr geht, damit Ihr nicht noch mehr Unheil anrichtet, als heute schon geschehen ist."

„Man kann im Finstern nicht gut sehen, Herr Ingenieur."

„Es ist nicht finster, es ist mehr als hell genug, um seinen Weg zu sehen. Nennt Ihr diesen hellen Mondschein Finsterniß?"

„Er wäre gerade über meine Beine hinweggegangen, wenn Sie ihn nicht zurückgehalten hätten," murmelte Bipp, auf dessen durch seine Beschäftigung geschwärzter Stirn große Schweißtropfen standen. „Ich weiß nicht, wie ich diese Angst und Pein ertragen soll. Die verfluchte Locomotive —"

„Still, Bipp," unterbrach ihn Mr. Oswald Cray.

Bipp stöhnte laut. „Gott verzeih mir, ich weiß, das war kein Wort, was ich heute aussprechen durfte."

„Gott wird Euch helfen, die Schmerzen zu ertragen, wenn Ihr Euch nur seinem Schutze anbefehlen wollt," sagte Oswald. „Es giebt noch schlimmere Schmerzen, als die Euren, mein armer Mann, so hart sie Euch auch ankommen mögen."

„Es kann mein Tod sein, Herr Ingenieur. Und was wird dann aus meiner Frau und meinen Kindern? Wer wird für sie arbeiten?"

„Nein, nein Bipp, ich hoffe, so schlimm stehts nicht."

„Nach den Schmerzen zu urtheilen —"

„Bipp, was die Schmerzen anbetrifft, so kann ich Euch einen kleinen Trost geben," unterbrach ihn Oswald Cray., „Ein Freund von mir, dessen Bettvorhänge Feuer fingen,

ward furchtbar verbrannt, so furchtbar, daß ich noch jetzt, wo eine lange Zeit darüber hingegangen, nur mit Schaudern daran denken kann. Sobald ich davon hörte, ging ich zu ihm. Ich bin gerade kein Held, wenn es sich darum handelt, Zeuge physischer Schmerzen zu sein und ich muß gestehen, daß ich mit Zagen dem meiner wartenden Schauspiel entgegenging. Es war ein entsetzlicher Anblick; doch lassen wir das. Zu meinem großen Erstaunen begrüßte er mich bei meinem Eintritt ganz heiter. „Da bist Du ja, alter Freund," waren seine in fröhlichem Tone gesprochenen Worte. Er litt keine Schmerzen, hatte von dem Augenblick an, wo er sich verbrannte, keine empfunden. In meiner Unwissenheit hielt ich dies für ein höchst günstiges Symptom und lebte der Ueberzeugung, er werde binnen kurzem wieder hergestellt sein. Als ich ihn verließ, begegnete mir der Arzt, der ihn soeben zu besuchen kam und ich äußerte gegen denselben meine Freude, daß ich den Patienten so wohl gefunden habe

„Woraus schließen Sie denn das?" fragte er mich, und ich antwortete, aus dem Umstande, daß der Kranke gar keine Schmerzen empfinde. „Das gerade ist es," bemerkte der Arzt, „wenn er Schmerzen fühlte, wäre eher Hoffnung für ihn, ich wünschte, ich hörte ihn vor Schmerzen brüllen." Ich bin kein Arzt, Bipp," fügte Mr. Oswald Cray hinzu, „aber ich glaube, dieselbe Theorie ist eben so gut auf Quetschungen wie auf Brandwunden anzuwenden, Eure Schmerzen sind ein gutes Zeichen, wie der Mangel derselben dort ein böses war. Wüthet nicht über Eure Schmerzen, sondern sucht sie wie ein Mann zu ertragen. Wäre ich gequetscht oder verbrannt, ich glaube, ich würde dankbar für den Schmerz sein."

„Jener Herr mag wohl schlimmer verletzt gewesen sein, als ich," sagte Bipp, der mit großem Interesse zugehört hatte.

„Zehnmal schlimmer," erwiederte Oswald. „Ja, gewiß, ich darf sagen, zehnmal schlimmer," wiederholte er nachdrücklich. „Ich bin überzeugt, Bipp, daß Eure Wunden in Vergleich zu den seinigen gering sind. Ich sage dies nicht zu Euch, in der halb unwahren Redeweise, durch welche man Kinder zu besänftigen sucht, sondern in aufrichtiger Wahrhaftigkeit, wie ein Mann zum Manne spricht."

„Gott segne sie, Mr. Oswald Cray. Ich hatte alle Courage verloren."

„Starb jener Herr?"

„Er starb nach einer Woche, es war jedoch von Anfang an keine Hoffnung für ihn gewesen und es walteten auch noch andere sehr ungünstige Umstände für ihn, abgesehen von der Verletzung, dabei ob. Es wird nicht lange dauern, so seid Ihr wieder auf den Füßen, Bipp, rüstig und munter, als ob Euch nie etwas zugestoßen wäre. Ich will jetzt Doctor Davenal aufsuchen und ihn bitten, nach Euch zu sehen."

Der bloße Name des weitberühmten Arztes flößte schon Hoffnung ein, Bipps Gesicht erglänzte. „Ist Doctor Davenal hier?"

„Ja, ich will ihn herholen."

Doctor Davenal hatte inzwischen Lady Oswald wieder verlassen und war mit Mark Cray zusammengetroffen. Der junge Arzt, der in rosenfarbener Laune war, wahrscheinlich, weil er die Verletzungen um sich so leicht fand, während er die schrecklichsten Calamitäten, denen das Menschengeschlecht unterworfen, ja selbst den Tod gefürchtet hatte, hielt ihn an, um mit ihm über Lady Oswald zu spechen. Er nahm den Fall auch leicht.

„Nun? Nicht wahr, Sie finden auch keine Verletzung bei ihr, Doctor?"

„Darüber kann ich mich erst morgen aussprechen, Mark.“

Doctor Davenals Ton war sehr ernst, daß Mark verwundert aufblickte. Es schien ihm fast, als sei darin etwas gleich einem Vorwurf enthalten.

„Ich bin überzeugt, sie hat keine ernstliche Verletzung davongetragen,“ rief er.

„Ich kann das jetzt noch nicht mit solcher Bestimmtheit sagen,“ Mark. In dem Zustande, in welchem sie sich jetzt befindet und an diesem Orte ist das nicht so leicht festzustellen. Aber ich fürchte, sie ist verletzt.“

„Mein Gott,“ rief Mark, sich wohl bewußt, daß er eben Richard Davenal, dem Manne der Wissenschaft, dem durch Erfahrung erprobten Arzte, nichts als ein kleiner, erbärmlicher Anfänger sei. „Was ist denn verletzt?“

„Schweigen Sie darüber,“ gebot der Doctor. „Es ist noch Zeit genug, das auszuschreien, wenn das Factum erst unumstößlich erwiesen ist.“

Oswald Cray, der den Doctor im Mondlicht erkannte, kam auf ihn zu.

„Wenn Sie mir doch den Gefallen thun wollten, Doctor Davenal, zu einem armen Manne zu kommen, der ein Wort des Trostes bedarf. Sie wissen, ein solches Wort aus Ihrem Munde richtet die gesunkenen Lebensgeister merkwürdig auf. Sie hätten nur sehen sollen, wie das Gesicht des Mannes leuchtete, als ich sagte, Sie wären hier.“

„Wer ist es denn?“ fragte der Doctor, sich schnell nach der von Oswald angedeuteten Richtung wendend.

„Der arme Bipp, der Heizer, Sie werden ihn wohl kennen. Er ist erbärmlich gequetscht und zerschunden.“

„Das hat gar nichts zu bedeuten,“ sagte Mark leichthin.

„Er scheint mir eine jener Jammerbasen, die um jedes Stückchen Haut einen Heidenlärm erheben."

„Mark," sagte der Doctor stehen bleibend, „erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben — verfallen Sie nicht auch in den Irrthum mancher Aerzte, daß Niemand Schmerz fühlen kann, oder Schmerz fühlen soll, und daß er, wenn er ihn doch fühlt, ihn bei Leibe nicht zeigen darf. Es ist das unnatürlich, unwahr und steht nach meiner Meinung einem Arzte sehr schlecht an. Schmerz ist für manche Naturen etwas ganz Unerträgliches, es ist, als ob jede Minute desselben ihnen den Tod brächte. Die Organisation des Nervensystems ist zuweilen so zart, daß selbst ein geringer Schmerz, den Andere nicht fühlen, oder über den sie nicht sprechen würden, manchen Personen die bittersten Klagen erpreßt. Als Arzt und Anatom sollten Sie das wissen."

„Er ist ja nur ein Heizer," erwiederte Mark. „Man kann doch nicht denken, daß ein so abgehärteter Mensch diese Empfindlichkeit gegen den Schmerz besitzt."

„Heizer oder Wasserträger, das gilt ganz gleich, er fühlt den Schmerz, wie er ihn beschreibt, wenn er eine sensitive Organisation besitzt," war Doctor Davenals feste, wo nicht streng ertheilte Antwort. „Was hat der Beruf eines Menschen damit zu thun? Dadurch wird seine physische Natur nicht verändert. Ein Herzog, der auf einem Bett von Eiderdaunen schläft, der aufgewachsen ist, umgeben von allem Luxus, von allem Comfort, kann eine Constitution haben, die ihn einen heftigen Schmerz gleich einem Mückenstich betrachten läßt, während der ärmste, an harte Arbeit und Entbehrungen aller Art gewöhnte Tagelöhner ihn nicht zu ertragen vermag. Wenn ich Zeuge der Pein sein muß, welche eine so außerordentliche Empfindlichkeit gegen Körperschmerz

verursacht, oder denselben vielleicht gar in einer Eigenschaft als Wundarzt herbeizuführen gezwungen bin, so leide ich mit dem Patienten, weil ich weiß, wie ihm zu Muthe ist Geben Sie sich nicht wieder das Ansehen, als spotteten Sie der physischen Schmerzen, Mark."

Mark Cray sah verstimmt, beleidigt aus, dagegen fand jedes Wort, das der Doctor gesprochen, ein Echo in Oswald Crays Herzen. Die Tugend, welche er über alle andern schätzte und bewunderte, war Wahrhaftigkeit und nach Oswalds Ansichten war in den spöttischen Aeußerungen, den hochtönenden Phrasen, welche in unserer Zeit an der Tagesordnung sind, viel Affectation, viel Mangel an Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. In Marks Ton und Ausdrucksweise, als er darüber lachte, daß der arme Heizer eine hohe Empfindlichkeit gegen Schmerz besitze, gerade als ob er dazu kein Recht habe, hatte sich eine unbeschreibliche Hohlheit und Oberflächlichkeit kund gegeben.

„Ihr habt also auch bei diesem Unfall Schaden gelitten Bigg," begann der Doctor in liebreichem Tone. „Nun, Eurem Aussehen nach wird es bald besser werden und wir sehen Euch nächstens wieder auf der Locomotive. Laßt mich doch einmal zusehen, wo es Euch fehlt. Ist keine Laterne bei der Hand?"

Es war eine sehr böse, sehr empfindliche Quetschung, daran ließ sich gar nicht zweifeln und außerdem fanden sich noch eine Menge Beulen und Risse vor; dennoch sprach Doctor Davenal die einfache Wahrheit mit der Versicherung, daß die Verletzung durchaus gefahrlos sei.

„Faßt Muth, Bigg. In Zeit von einer Stunde seid Ihr im Krankenhause, wo Ihr verbunden und gepflegt werden sollt; Ihr werdet den Unfall bald überstehen."

„Ich glaube nicht, daß ich die Schmerzen überlebe, Herr Doctor," war die jammernde Antwort.

„Ja, ja, es ist ein heilloser Schmerz, wenn wir aber erst die geeigneten Umschläge und Pflaster aufgelegt haben, werdet Ihr ihn lange nicht mehr so fühlen. Bigg, ich quetschte mir auch einmal meinen Fuß, oder vielmehr, er wurde mir von einem Andern gequetscht, und ich weiß, was ich dabei empfunden habe und kann es mit Euch fühlen."

„Mr. Cray sagte, ich könnte bei einer Verletzung wie diese, keine so großen Schmerzen haben. Es klang recht hart, da ich doch so entsetzlich leide."

„Mr. Cray weiß, daß Ihr viel besser daran wäret, wenn Ihr versuchtet, den Schmerz etwas zu verbeißen. Er ist ein Doctor, Biggs, und sieht jeden Tag schlimmere Wunden, als die Eurigen."

„Ich möchte wohl wissen, wie lange es dauern kann, bis ich wieder gesund bin, Herr Doctor — können Sie mir das wohl sagen? Ich habe Frau und Kinder und meine Frau ist auch gerade krank und kann nicht arbeiten."

„Wir werden Euch in Zeit von drei Wochen wieder herausbringen," sagte Doctor Davenal, während er zu andern in geringer Entfernung stöhnenden und winselnden Patienten eilte.

Der Zeitraum erschien dem Manne sehr lang, flößte ihm einen heftigen Schreck ein; er dachte an seine kranke Frau, seine hülflosen Kinder.

„Drei Wochen!" wiederholte er mit einem tiefen Seufzer, „drei Wochen muß ich unthätig sein und es ist Keiner da, der für sie sorgt."

„Denkt, wie viel schlimmer es wäre, Bigg, wenn Doc-

tor Davenal drei Monate gesagt hätte," ermahnte Oswald Cray, beseelt von dem Wunsche, den Heizer sein Unglück aus einem weniger trüben Gesichtspunkte betrachten zu lassen.

„Das wäre eben so gut, als wenn er gesagt hätte, ich würde gar nicht wieder aufkommen."

„Meint Ihr das wirklich? Da bin ich doch anderer Ansicht. Drei Monate an das Krankenlager gefesselt zu sein, ist allerdings eine lange Zeit und muß Euch wirklich unabsehbar erscheinen; trotz alledem ist es aber nur eine sehr kurze Spanne des Menschenlebens. Ich kenne einen Mann, der drei Jahre krank war und doch wieder aufkam. Das wäre schlimmer, Bigg!"

„Gewiß, gewiß, Mr. Oswald Cray. Ich habe heute Abend meine Gedanken nicht recht beisammen, der Schmerz in meinen Füßen und die Sorge um Frau und Kinder machen mich ganz verwirrt."

„Aengstigt Euch darum nicht, Bigg," war die tröstende Antwort, „es soll für sie gesorgt werden, bis Ihr wieder arbeiten könnt. Wenn es die Gesellschaft nicht thut, so thue ich es."

Noch eine kurze Zeit der Verwirrung, hastigen Instandsetzens der Bahn, ärztlicher Hülfe, wie sie eben an diesem Orte gewährt werden konnte, wo nur die bloße Erde den Leidenden zum Lager diente, der blaue Himmel sie bedeckte und die Rückfahrt nach Hallingham war organisirt. Die Verwundeten wurden in die Wagen getragen und dort, so gut die Umstände es erlaubten, gebettet. Lady Oswald, die ein großes Jammergeschrei ausstieß, als man sie emporhob, wurde lang ausgestreckt auf einem aus Wagen-Kissen improvisirten Ruhebett niedergelegt. Die Locomotive setzte

sich in Bewegung und dampfte, als sei nie ein Unfall geschehen, ruhig vorwärts.

Es ergab sich später, daß der Unfall durch das Abbrechen eines Theils der Locomotive verursacht war, ein Ereigniß, das höchst selten vorkam und weder vorhergesehen, noch abgewendet werden konnte.

Die wartende Menge hatte den Bahnhof von Hallingham nicht verlassen, sich im Gegentheil noch bedeutend vermehrt. Selbst Miß Bettina Davenal war noch zurückgeblieben, und mit ihr Sara und Caroline.

Der Krankenzug — so konnte er in doppelter Hinsicht genannt werden — fuhr langsam in den Bahnhof. Der Perron war geräumt worden, damit Niemand dem Transport der Verwundeten in die ihrer wartenden Wagen hinderlich werden konnte. Sie wurden, je nachdem die Verhältnisse lagen, in ihre Wohnungen oder in das Krankenhaus gebracht. Wenn aber der Perron ihnen entschlossen war, so suchten die Neugierigen sich dadurch zu entschädigen, daß sie die äußeren Thüren, wie die Wege belagerten und überall Gruppen bildeten, die sich, vom Mondschein beleuchtet, malerisch genug ausnahmen.

Doctor Davenal, Mr. Cray und die anderen Aerzte überwachten den Transport ihrer Patienten; Mr. Cray suchte und fand Miß Davenal und Sara und theilte ihnen die tröstliche Nachricht mit, daß Niemand gefährlich oder tödtlich verwundet sei. Es war soeben ein Zug nach London im Begriff abzugehen und er wollte mit demselben fahren. Sara bei Seite führend, sprach er zuvor noch einige Worte mit ihr.

„Ich wünschte, ich hätte bis morgen hier bleiben können,“

bemerkte er; „ich hätte zu gern gesehen und gehört, was aus den armen Leuten wird."

„Können Sie nicht hier bleiben?"

„Nein, ich kann nicht. Sie haben mich öfter von Frank Allister sprechen hören, Sara?"

„Ja wohl, der junge Schotte, der schon so viele Jahre bei Bracknell und Street ist."

„Wir traten dort zusammen ein. Er ist schwer krank geworden und — und die Firma hat sich nicht besonders gegen ihn benommen. Ich habe keine Stimme beim ökonomischen Theil des Geschäftes, sonst würde das niemals geschehen sein."

„Was thaten sie denn?" fragte Sara.

„Er ist nicht so schnell vorwärts gekommen, wie ich, nahm aber doch immer eine ziemlich gute Stellung in dem Hause ein. Nun ist aber seine Gesundheit erschüttert und er mußte in seiner Wohnung bleiben. Mr. Street erkannte, wie krank er sei, fand, daß er wohl schwerlich wieder brauchbar für uns werden dürfe und schrieb ihm, daß er ihn entlassen. Ich sah darin eine unsägliche Härte und er — er —"

„Nun?" fragte Sara mit lebhaftem Interesse.

„Er fand es härter, als er zu ertragen vermochte. Es gab ihm, wie man zu sagen pflegt, den Gnadenstoß, so daß ich fürchte, er werde wohl schwerlich wieder aufkommen. Er hat keine Verwandten in der Nähe, nur wenige Freunde und ich gab ihm das feste Versprechen, den morgenden Sonntag bei ihm zu verleben. Doch meine Zeit ist um, mein Schaffner wird schon ungeduldig."

„Weiß er, daß sie mitfahren?"

„Ja wohl, sehen Sie nicht, wie er sich nach mir umsieht? Leben Sie wohl, Sara, ich komme vielleicht in einigen Tagen wieder."

Er hatte, während er vor ihr stand, ihre beiden Hände einen Augenblick in die seinigen genommen.

„Gott gebe, daß Sie glücklich nach London kommen," flüsterte sie.

„Amen; dieser Abend hat wieder bewiesen, wie sehr wir seines allmächtigen Schutzes bedürfen. Gott behüte Sie, meine Liebe."

Er schritt über den Perron und sprang in einen der Wagen, dessen Thür der Schaffner noch offen hielt. Im nächsten Augenblick dampfte der Zug aus dem Bahnhofe; Sara Davenal verfolgte ihn noch lange mit den Blicken, das süße Wort seiner Zärtlichkeit klang wie Himmelsmusik in ihren Ohren.

Vierzehntes Kapitel.

Lady Oswalds Caprice.

Der Beruf eines Arztes wird im Allgemeinen von der Welt auf sehr verschiedene Weise angesehen. Einige blicken auf ihn herab, Andere schauen zu ihm empor, ohne daß die eigene Lebensstellung der einzelnen Menschen einen Einfluß auf den Grad ihrer Achtung oder Nichtachtung für jenen Stand ausübte. Es kommt vor, daß Leute aus den höchsten Familien, dem ältesten Adel des Landes angehörend, sich vor dem Werthe und den Verdiensten des Arztes beugen, ihn als den Wohlthäter der Menschheit betrachten, seinen Beruf für den ersten, wichtigsten und verehrungswürdigsten erklären, während Menschen, die auf der niedrigsten Stufe

der Gesellschaft stehen, ihm mit Verachtung und Geringschätzung begegnen.

Es ist möglich, daß beide Ansichten in gewissem Grade ihre Begründung haben, insofern Jeder sich sein Urtheil nach den von ihm persönlich gemachten Erfahrungen bildet. Der Eine mag das Glück gehabt haben, einen jener gottgesegneten Aerzte, jener Apostel der leidenden Menschheit kennen zu lernen, die durch ganz besondere Gaben für ihren erhabenen Beruf ausgerüstet sind, die mit dem Herzen des Löwen die zarte Hand einer milden Frau verbinden, deren Geschicklichkeit, Geduld, Muth, Urtheilskraft und Erfahrungen durch die Gnade Gottes über jeglichen Zweifel erhaben ist. Einen von den Männern, deren unermüdliches Forschen die Welt mit Entdeckungen bereichert hat, welche für die Wissenschaft eine unschätzbare Hülfe und Stütze geworden sind, welche die Natur Tag für Tag in ihren geheimsten Werkstätten belauscht, sich zum Meister ihrer Kräfte gemacht haben; die es zu einer Vollendung in ihrer Kunst gebracht, welche uns bei der Wahrnehmung ihrer Leistungen unwillkürlich das Geständniß entlockt — wir werden niemals ihres Gleichen wieder sehen. Einem solchen Manne ist nach meiner Meinung die Welt allerdings die tiefste Ehrfurcht schuldig. Die höchste Ehrenstelle des Landes sollte ihm offen stehen. Alles, was Hochachtung und Bewunderung zu verleihen vermag, müßte ihm zu Theil werden, denn es giebt keinen größeren Segenspender als ihn.

Das hier entworfene Gemälde hat aber auch seine Kehrseite. Sie zeigt uns den Arzt, der diesen Beruf ergriffen, ohne die dazu erforderlichen Bedingungeu in sich zu fühlen, ohne die Fähigkeiten zu besitzen, alle die Kenntnisse, die er erheischt, zu erwerben, ohne den Muth, die Selbstverleugnung

und Geduld in sich zu vereinigen, die zu seiner Ausübung unbedingt nothwendig sind. Mag es ihm gelungen sein, den todten Buchstaben dieser lebendigsten aller Wissenschaften zu erlernen, mag er alle Examina absolvirt, die Doctorwürde erlangt haben, wenn ihm das Herz, die Liebe uud der eigentliche Beruf dafür fehlt, so ist bei ihm im eigentlichen Sinne das Wort der Bibel anzuwenden: „Der Buchstabe tödtet.“ Seine ganze Laufbahn ist nur ein schrecklicher Irrthum. Er tödtet mehr Patienten als die gefährlichste Epidemie durch das erbärmlichste und verhängnißvollste aller Mordwerkzeuge — die Unwissenheit. Er thut es in gewissem Sinne nicht aus böser Absicht, er giebt sich vielmehr Mühe, handelt nach bestem Wissen, dennoch hat er eine schwere Schuld auf sich geladen, indem er einen Beruf erwählte und in demselben verharrte, für den die Natur ihn nicht bestimmte und der ihm die größten Verantwortlichkeiten auferlegt. Was bleibt den Kranken übrig, als sich blindlings den Händen des Arztes anzuvertrauen, da wir uns in Allem, was die Heilkunde betrifft, als Laien in einer jämmerlichen Unwissenheit befinden, und wenn ihnen nicht die Gesundheit zurückgegeben wird, wenn sie, statt zu genesen, kränker werden, so wird dies der Hartnäckigkeit der Krankheit, nicht der Behandlung zugeschrieben. Wie nun, wenn der Arzt schwankend und unsicher ist, wenn er im Finstern tappt und experimentirt? Manche Aerzte treiben die Naivität der Ignoranz so weit, daß sie nicht einmal wissen, wo der Fehler liegt, daß er einzig und allein in ihrer Unwissenheit zu suchen sei. Andern ist zwar dieses Verständniß aufgegangen, aber was hilft es? Können wir eine Profession aufgeben, die ihnen und vielleicht einer Familie den Lebensunterhalt verschafft? Nein, sie doctern fort und

fort, thun sie doch Alles, was in ihren Kräften steht; wer kann mehr von ihnen verlangen?

Zu der ersten Kategorie von Aerzten gehörte Doctor Davenal, zu der zweiten war leider Mark Cray zu rechnen. Der Doctor hatte bis dahin noch nicht geargwohnt, daß es mit seinem Associé derartig beschaffen sei. Ernste Fälle hatte er während der kurzen Zeit ihrer Verbindung immer noch selbst behandelt und für leichteres Unwohlsein reichten Marks Kenntnisse aus. Er schrieb ein ganz leidliches Recept, um einen verdorbenen Magen zu kuriren, brachte ein Kind glücklich durch die Masern und war ein vorzüglicher Arzt für alle Damen mit eingebildeten Krankheiten. Einige Male war Doctor Davenal allerdings schon durch eine von Mark eingeschlagene entschieden falsche Behandlungsweise in Erstaunen gesetzt worden, er war jedoch geneigt, das dessen Unerfahrenheit und nicht seiner Unwissenheit zuzuschreiben.

Wenn andere Aerzte ein Uebel nicht zu heilen wußten, eilte man zu Doctor Davenal, handelte es sich um eine Operation, bei der Tod und Leben auf dem Spiele stand, so wurde Doctor Davenal gebeten, dieselbe zu vollziehen. Seine Praxis war demzufolge eine sehr ausgedehnte, sie beschränkte sich nicht nur auf Hallingham und dessen nächste Umgegend, sondern umfaßte viele Meilen in der Runde. Es war daher gar nichts besonders Merkwürdiges, daß er am Morgen nach dem Unfalle zu einer sehr frühen Stunde über Land geholt ward. In Dornbruch hatte sich ganz plötzlich ein gefährlicher Krankheitsfall ereignet.

Doctor Davenal leistete der Aufforderung sofort Folge. Er war ein äußerst pünktlicher Mann, hatte seinen Kutscher Roger durch Wort und Beispiel zu gleicher Pünktlichkeit gewöhnt und außerdem die ganze Organisation seines Haus-

wesens darauf berechnet, daß nie mehr Zeit verloren ging, als absolut nöthig war. Die Klingel, welche aus dem Hause nach der neben dem Stalle belegenen Kutscherstube ging, war so eingerichtet, daß durch sie verschiedene Zeichen gegeben werden konnten. Ein Zug daran bedeutete, Roger solle ins Haus kommen, um mündliche Befehle einzuholen, zwei Züge — und diese waren gewöhnlich recht stark und eindringlich — benachrichtigten ihn, daß er sofort und mit der größten Schnelligkeit anzuspannen und vorzufahren habe.

Die tiefe friedliche Ruhe des Sabbathmorgens lag ausgebreitet über den Straßen von Hallingham, als der Doctor durch sie hindurchfuhr. Die Verkaufsgewölbe waren alle geschlossen, in vielen Privathäusern waren die Läden noch nicht geöffnet — auch die Diener gönnen sich am Sonntag gern eine längere Morgenruhe. Als sie über den heute schweigend und menschenleer daliegenden Marktplatz fuhren, schlug die Kirchthurmuhr gerade acht, unmittelbar darauf erhob sich das Geläut der den Sabbath verherrlichenden Glocken und durchzitterte mit seinen Schwingungen die reine klare Luft.

„Halte beim Kloster still, Roger," sagte der Doctor, als sie sich dem alten Gebäude näherten.

Dorcas öffnete soeben die Fensterläden; als sie den Wagen vor dem Hause halten sah, kam sie an die Thür.

„Ich möchte den Herrn sprechen, Dorcas. Er ist doch wohl schon aufgestanden?"

„Er ist aufgestanden und gar nicht mehr zu Hause, Herr Doctor," war die Antwort. „Vor ungefähr fünf Minuten ist er ausgegangen."

Der Doctor überlegte. Als am gestrigen Abend die Verwundeten in Hallingham angekommen waren, hatte Lady

Oswald darauf bestanden, von Mark Cray und nicht von Doctor Davenal nach ihrem Hause begleitet zu werden. Ob sie dabei sich von einer bloßen Laune leiten ließ oder von einem bessern Gefühl, der Ueberzeugung, daß sie weniger verletzt sei als Andere und deshalb der Kunst des Doctors nicht so dringend benöthigt sei wie diese, oder ob endlich die kürzlich gefaßte Vorliebe für Mark sie zu dieser Anordnung veranlaßte, konnte nicht erwiesen werden. Ihre Lebensgeister schienen sich auf der Rückfahrt wieder etwas gehoben zu haben und sie wiederholte mehrmals das Verlangen, Mark Cray solle sie nach Hause bringen. Doctor Davenal hatte keine Einwendungen dagegen gemacht, ehe er sie aber Marks Fürsorge überließ, flüsterte er diesem zu:

„Wenn eine Verletzung stattgefunden, so vermuthe ich, wird es in den Rippen sein. Untersuchen Sie dort ja recht genau. Sollten sie meiner bedürfen, ich gehe jetzt nach dem Krankenhause und von dort nach meiner Wohnung."

Mark schien jedoch des Doctors nicht bedurft zu haben, wenigstens hatte er nicht nach ihm geschickt und dieser ließ deshalb, ehe er fort fuhr bei ihm halten, um sich Rapport erstatten zu lassen.

Ein Fenster im obern Stockwerk wurde jetzt geöffnet und Miß Cray oder eigentlich nur ihre Nasenspitze ward sichtbar, alles Uebrige war in einen dicken Shawl gehüllt.

„Guten Morgen, Onkel Richard."

„Guten Morgen, mein Kind, es freut mich, Dich wiederzusehen. Kannst Du nicht einen Augenblick zu mir herunterkommen?"

„Nein, Onkel, ich habe eben angefangen, mich anzuziehen. Du willst wohl Mark sprechen?" Der ist soeben zu Lady Oswald gegangen."

„Ueber die möchte ich gerade mit ihm reden. Hörtest Du nicht von Mark, wie es mit ihr gehe? — Ob er irgend eine Verletzung bei ihr entdeckt habe?"

„Er sagte, er habe keine gefunden; er hat sie auch wohl gar nicht untersuchen können, denn sie wurde ohnmächtig und wollte sich mit aller Gewalt nicht berühren lassen. Es ist mir wenigstens, als ob Mark so etwas erzählt hätte, recht weiß ichs nicht mehr, denn ich war sehr schläfrig, als er um ein Uhr in der Nacht nach Hause kam. So viel kann ich mich aber genau besinnen, daß er sagte, sie sei nur unbedeutend verletzt."

„Das ist Alles, was ich wissen wollte," sagte Doctor Davenal.

„Du bist auch schon recht zeitig auf den Füßen, Onkel Richard," begann Caroline wieder. „Fährst Du weit?"

„Nach Dornbruch. Sage Deinem Mann, er solle meine Patienten heute Morgen besuchen, ich werde wohl nicht so schnell zurückkommen. Fahr zu, Roger."

„Ich werde es bestellen. Wer ist krank in Dornbruch?"

Doctor Davenals Antwort, wenn er überhaupt eine gab, verhallte jedoch in der Entfernung und gelangte nicht zu Carolinens Ohren.

Der Patient in Dornbruch, welcher in der That sehr gefährlich darnieder lag, gehörte nicht zur Familie Oswald, sondern war ein sich besuchsweise bei Philipp aufhaltender Herr. Seine Krankheit hat indeß mit unserer Erzählung nichts weiter zu schaffen und wir erwähnen derselben nur, um die Veranlassung zu constatiren, welche Doctor Davenal an diesem kritischen Tage von Hallingham fern hielt.

Er blieb, da der Zustand des Kranken die äußerste ärztliche Sorgfalt erheischte, mehrere Stunden in Dornbruch,

kehrte erst zwischen zwei und drei Uhr nach Hallingham zurück und befahl Roger, sofort nach dem Krankenhause zu fahren.

Der Doctor stieg aus und besuchte seine Patienten. Bipp, der arme Heizer, dessen Schmerzen sich bedeutend gemildert hatten, lag in einem erquickenden Schlummer, die übrigen durch den gestrigen Unfall Verwundeten befanden sich in der besten Genesung. Doctor Davenal besprach sich noch einige Augenblicke mit dem Hospitalarzt und wollte dann, das Krankenhaus verlassend, zu Fuß nach Hause gehen, da er Roger mit dem Wagen bereits vorausgeschickt hatte.

Auf seinem Wege dahin begegnete er einem behenden kleinen Burschen, der immer mit vorgestrecktem Kopfe durch die Straßen lief, als ob es hinter ihm brenne. Es war einer der Krankenhaus-Eleven, wie sie genannt wurden, junge Leute, welche sich der Wundarzneikunde widmeten, im Krankenhause Erfahrung sammeln und Geschicklichkeit erlangen wollen und zu diesem Zwecke den verschiedenen dort beschäftigten Aerzten als Gehülfen zugetheilt wurden. Julius Wild, ein Jüngling von achtzehn Jahren, war Gehülfe bei Mr. Cray, machte mit ihm die Runde an den Krankenbetten, besorgte seine Aufträge u. s. w.

Sobald er Doctor Davenal erblickte, beschleunigte er seinen Gang noch mehr und kam athemlos auf denselben zugeflogen.

„Herr Doctor, verzeihen Sie, Mr. Cray hat sie überall gesucht —"

„Ich war in Dornbruch," unterbrach ihn der Doctor.

„Ja, Herr Doctor, aber er dachte, Sie müßten schon lange zurück sein und sandte mich wohl nach zwanzig verschiedenen Orten, Sie aufzusuchen. Es ist etwas mit Lady Oswald vorgefallen und er muß mit Ihnen darüber sprechen."

„Was ist mit ihr vorgefallen?“

„Mr. Cray sprach sich nicht deutlich gegen mich aus, ließ aber etwas von einer Operation fallen. Es muß wohl eine innere Verletzung sein.“

„Wo ist Mr. Cray? Wissen Sie es?“

„Er ist nach Ihrem Hause gegangen. Irgend Jemand sah Ihren Wagen dahin fahren und Mr. Cray meinte, Sie nun zu Hause zu treffen.“

„Er —“

Doctor Davenal wartete keine weiteren Mittheilungen ab, sondern lief mit schnellen Schritten seinem Hause zu; ehe er dasselbe jedoch erreicht hatte, kam ihm bereits Mark Cray entgegen und stattete ihm auf offener Straße einen Bericht ab, der dem Doctor durchaus nicht angenehm war.

Mark hatte leichtsinniger Weise, obgleich er seine Unterlassungssünde mit Lady Oswalds entschiedenem Widerstande gegen jede Berührung zu entschuldigen suchte, am verflossenen Abend keine eingehende Untersuchung ihres Zustandes vorgenommen. Der dadurch verursachte Verzug brachte nun zwar keine eigentliche Gefahr, machte aber die, wie sich jetzt herausgestellt hatte, nothwendige Operation, schwieriger, als sie, auf frischer That ausgeführt, gewesen wäre. Doctor Davenal konnte sich nicht enthalten, Mark einige scharfe Worte zu sagen, die einzigen, welche Mark Cray in seinem ganzen Leben von ihm vernommen.

„Ich sagte Ihnen schon gestern, ich sei der Meinung, daß eine innere Verletzung stattgefunden habe. Sie hätten sich sofort Gewißheit darüber verschaffen müssen.“

Er wandte sich um und richtete seine Schritte nach Lady Oswalds Hause. Sie litt unsägliche Schmerzen und daß sie dieselben nicht sofort am verflossenen Abend gefühlt, konnte

nur auf Rechnung einer damals bei ihr eingetretenen partiellen Unempfindlichkeit gesetzt werden. Dr. Davenal untersuchte sie mit leichter Hand und erprobter Geschicklichkeit, dann brachte er ihr so schonend wie möglich die Nachricht bei, daß eine Operation unerläßlich sei. „Nicht etwa eine schwierige, gefährliche Operation," sagte er lächelnd, um sie zu beruhigen, „nichts Furchtbares wie Arm oder Bein abnehmen."

Doch Lady Oswald erklärte jetzt mit eben solcher Entschiedenheit, sie werde sich keiner Operation unterwerfen, wie sie sich am verflossenen Abend gegen jede Berührung gewehrt hatte. Sie wollte sich nicht so martern lassen, sagte sie, die Aerzte müßten sie auf andere Weise herstellen. Eine geraume Zeit verging mit eindringlichen Vorstellungen von der einen, thörichten Einwendungen von der andern Seite und während dieser Discussion trat auch Mark Cray in das Krankenzimmer. Doctor Davenal sah sich endlich genöthigt, der Patientin die nackte Wahrheit zu sagen — daß ihr Leben unrettbar verloren sei, falls sie sich der Operation nicht unterziehe.

Nun kam eine andere Phase unverständigen Eigensinns. Wenn Leute in einem so kritischen Zustande, schwebend zwischen Tod und Leben sind, ist es wahrlich nicht an der Zeit, sich albernen Launen, kindischen Capricen hinzugeben. Lady Oswald konnte selbst in diesem schweren, ernsten Momente sich nicht darüber erheben. Sie willigte ein, sich der Operation zu unterwerfen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Mark Cray dieselbe vollziehen sollte. Von welcher thörichten Voraussetzung sie dabei geleitet wurde, ist nicht bestimmt festzustellen. Mark hatte ihr viel vorgeredet, ganz in der Art, als ob er zu einem Kinde spreche, um es zu bewegen, daß es sich einen Zahn ausziehen lasse; hatte betheuert, die Operation mache so gut wie gar keine Schmerzen und sei in

weniger, als einer Secunde vorüber. Doctor Davenal, in seiner Ehrlichkeit, ließ sich zu einer solchen Versicherung nicht herbei, er wußte, daß die Operation mehr als eine Secunde erfordere und ihr bedeutende Schmerzen verursachen würde. Es ist möglich, daß dieser Umstand es war, welcher in ihr die unglückliche Caprice hervorrief und sie mit unbeschreiblicher Zähigkeit daran festhalten ließ.

Die Aerzte erachteten für nöthig, daß sie nach der soeben gehabten Aufregung erst etwas zur Ruhe komme und setzten halb sechs Uhr als die Stunde für die Operation fest.

„Mark?“ fragte der Doctor, als sie zusammen fortgingen, „Sie sind doch Ihrer selbst gewiß?“

Doctor Davenal hatte bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, Mark Crays Geschicklichkeit als Wundarzt in andern, als ganz gewöhnlichen Fällen kennen zu lernen, da er jede nur einigermaßen schwierige Operation, sowohl im Krankenhause, als in seiner Privatpraxis selbst ausführe; Mark sah den Doctor bei dieser Frage sehr verwundert an.

„Meiner gewiß sein? Natürlich bin ich das. Es ist ja die einfachste Sache von der Welt.“

„Einfach genug, wenn die Hand, welche sie zu verrichten hat, erfahren und sicher ist,“ bemerkte der Doctor, „wo dies jedoch nicht der Fall, ist sie keineswegs so einfach.“

„Ich besitze natürlich nicht Ihre Erfahrung, Doctor Davenal, habe jedoch sicher so viel, um diese Operation vielleicht eben so geschickt, wie Sie auszuführen.“

Mark spielte den Beleidigten; er fühlte sich verletzt durch die aus dieser Frage hervorgehende Meinung, welche der Doctor über ihn hatte. Doctor Davenal sagte nichts weiter; er glaubte, Mark sei seiner Hand sicher.

„Ich werde Chloroform anwenden,“ begann Mark wieder.

„Nein!“ rief Doctor Davenal mit einer Heftigkeit, als sähe er das einschläfernde Mittel bereits an den Lippen der Patientin und müsse es hinwegreißen. Er hielt Lady Oswalds Constitution durchaus nicht für Chloroform geeignet, glaubte, daß es gefährlich sei, sie auf solche Weise zu betäuben und setzte Mark seine Gründe dafür eingehend auseinander.

Mark beharrte bei seiner Meinung. Es ist seltsam, Mark Cray, der bisher Doctor Davenal in allen Stücken gefolgt, seine Behandlungsweise beobachtet, sich mehr zu ihm gleich einem Schüler, der den Lehren seines Meisters lauscht, denn als ein bereits selbständig practicirender Arzt verhalten hatte, setzte es sich in den Kopf, in diesem Falle seiner eigenen Ansicht zu folgen. Glaubte er jetzt, wo er des Doctors Nichte geheirathet und mit demselben durch Familienbande verbunden war, dürfe er unabhängiger und selbstbewußter auftreten und die Verantwortung für sein Wollen und Handeln für sich allein in Anspruch nehmen?

„Ich bin sehr eingenommen für Chloroform,“ sagte er, „betrachte es als eine der segensreichsten Erfindungen unseres Zeitalters.“

„Ohne Zweifel, da, wo es ohne Besorgniß angewendet werden kann.“

„Ich habe es fünfzig mal angewendet,“ behauptete Mark.

„Ich habe es fünfzig mal fünfzigmal angewendet,“ sagte der Doctor scherzend, fügte indeß sogleich wieder ernst hinzu: „Aber, Mark, ich habe es in meinem Leben nie in einem zweifelhaften Falle gebraucht und werde dies niemals thun.“

„Was nennen Sie einen zweifelhaften Fall?“ fragte Mark.

„Was ich einen zweifelhaften Fall nenne?“ wiederholte der Doctor. „Sie wissen das so gut wie ich. Wie viele Patienten hat Chloroform getödtet? Auf gewisse Naturen —“

„Sehr wenige," unterbrach ihn Mark.

„Sehr wenige im Vergleich zum großen Ganzen," gab der Doctor zu.

„Sie können neun und neunzig Patienten mit der größten Sicherheit Chloroform geben und beim hundertsten dürfen Sie es doch nicht thun. Auf gewisse Naturen, wie ich eben sagen wollte, ist seine Wirkung eine entschieden gefährliche und wo diese Befürchtung obwaltet, sollte von seiner Anwendung gänzlich abgesehen werden."

„Die Fälle sind so selten."

„Zugegeben. Die wichtigste Aufgabe bei solchen Fällen ist, zu unterscheiden, wo man Chloroform anwenden darf und wo man es unterlassen muß."

„Es ist unmöglich, dies immer mit Gewißheit zu können."

„Nicht so ganz," sagte Doctor Davenal. „Mich wenigstens hat mein Urtheil noch nie getäuscht; ich glaube, es ist eine besondere Gabe, diese Fähigkeit, die feinen Unterschiede der einzelnen Naturen sofort zu erkennen. Ich müßte sie vielleicht richtiger mit dem Ausdruck Instinct bezeichnen, denn ich glaube, sie könnte mich niemals täuschen, oder zu einer unrichtigen Entscheidung verleiten."

„Ich weiß nicht, ob ich Sie richtig verstehe," sagte Mark. „Es scheint mir nicht, als ob mir eine solche Gabe zu Theil geworden ist, mir kommt vor, als sprächen Sie da von einer Art zweitem Gesicht."

„So lassen Sie sich von meinem zweiten Gesicht leiten, Mark," war die halb im Scherz ertheilte Antwort. „Doch ernsthaft gesprochen," fuhr der Doctor in gefallenem Tone fort, „ich weiß, daß es viele Aerzte und unter ihnen sehr geschickte Männer giebt, welche nicht diese eigenthümliche Erkenntniß der menschlichen Natur haben. Diejenigen, welchen

sie zu Theil geworden, besitzen daran ein hohes Gut, das niemals in der Praxis erworben werden kann. Die Gabe muß angeboren sein —"

„Sie trauen sie mir wohl nicht zu," unterbrach ihn Mark.

„Ich glaube kaum; es ist ja auch genug, wenn Einer von uns sie besitzt. Es haben sie Viele nicht und es liegt für Sie in ihrem Mangel durchaus nichts Beschämendes. Doch, um wieder auf den eigentlichen Gegenstand unsers Gespräches zurückzukommen: Lady Oswald darf nach meiner Ansicht durchaus nicht chloroformirt werden."

„Sie wird ein so großes Geschrei über den Schmerz erheben."

„Besser, daß sie darüber schreit und ihn meinetwegen auch fühlt, als daß wir sie einer ernstlichen Gefahr aussetzen. Ich kann nicht gestatten, daß Chloroform bei ihr angewendet werde."

Mark Cray murrte dagegen, nicht äußerlich, denn er sagte kein Wort weiter, sondern in seinem Herzen. Er gehörte zu der Classe von Menschen, die Das nicht glauben, was sie nicht begreifen können. Es giebt Leute, die aus den Gesichtszügen eines Menschen seinen Charakter so deutlich herauslesen, als ob sie ein aufgeschlagenes Buch vor sich hätten, während Andere, die diese Gabe nicht besitzen, ihre Existenz bezweifeln und jeden Gedanken daran verlachen. Gerade so erging es Mark Cray. Doctor Davenals Behauptung, daß er die Fähigkeit oder den Instinct besitze, zu unterscheiden, wo Chloroform angewendet werden dürfe und wo nicht, erschien ihm höchst abgeschmackt. Er hatte nichts von jenem feinen Erkennungsvermögen, jenem untrüglichen Instinct, der sofort sich das richtige Urtheil über die Krankheit bildet und die richtigen Heilmittel gegen sie anwendet;

er konnte keinen Grund einsehen, weshalb Lady Oswald nicht durch Chloroform eine Erleichterung ihrer Schmerzen verschafft werden sollte, schalt das Verbot des Doctors eine thörichte Grille. Dennoch setzte er den Streit nicht weiter fort, sondern fügte sich anscheinend der Ansicht seines ältern Collegen.

„Soll ich Sie abholen, Mark?" fragte der Doctor, als sie sich trennten.

„Ich werde hinfahren."

„O nein, ich danke, Ich kann ja hingehen. Sie beabsichtigen also bei der Operation gegenwärtig zu sein?"

„Natürlich werde ich das," erwiederte der Doctor, „Lady Oswald ist im eigentlichen Sinne des Wortes meine Patientin, nicht die Ihrige, Mark."

„Dann brauche ich also Berry nicht aufzufordern, ich dachte erst, ich wollte ihn um seine Gegenwart bitten."

„Das können Sie halten wie Sie wollen. Wenn Sie ihn dabei zu haben wünschen, so bestellen Sie ihn. Fünf und zwanzig Minuten nach fünf; seien Sie ja pünktlich, Sie brauchen volles Tageslicht."

Als sie sich trennten regte sich in Marks Herzen ein Gefühl, das er dem Doctor um keinen Preis eingestanden hätte und dem er vielleicht selbst in seinem Innern keinen Raum, sich auszubreiten verstatten mochte. Er fühlte sich seiner Sache gewiß, war keineswegs ängstlich und dennoch bemächtigte sich seiner ein gewisses Zagen bei dem Gedanken, daß er die Operation unter Doctor Davenals, des geschickten, perfecten Operateurs Augen vollziehen sollte. Entsprang dieses Zagen doch vielleicht einem leisen Zweifel an sich selbst? Ja, aus einem leisen Zweifel, der sich nicht regen durfte, der auf dem Grunde seines Herzens lag — so

tief, daß Mark selbst vielleicht nichts von seiner Existenz wußte und ihn für Einbildung hielt.

Er hätte viel lieber Berry bei der Operation gegenwärtig gehabt — das gestand er sich ganz offen ein. Wundarzt Berry war ein geschickter Mann, hatte vor Mark viel Erfahrung voraus und beide waren genaue Freunde. Fürchtete Mark, daß die Abwesenheit des weit bedeutenderen Wundarztes, der kritische Blick, das gereifte Urtheil des Doctor Davenal seine Hand unsicher machen könnten? Er konnte sich keine genaue Rechenschaft geben, weshalb er den Doetor fürchtete, er wußte nur, daß diese Furcht ihn lebhaft beschäftigte.

Sein Gedankengang wurde durch Julius Wild unterbrochen, der ihn anredete, um sich zu erkundigen, ob er ihm Aufträge zu ertheilen habe.

„Ja," sagte Mr. Cray. „Die Operation an Lady Oswald wird heute Nachmittag vollzogen, finden sie sich dort mit dem chirurgischen Besteck und dem Verbandzeug ein."

„Sehr wohl, Mr. Cray," erwiederte der junge Mann, einigermaßen erstaunt, denn er war noch niemals mit Doctor Davenal in einem Privathause gewesen. „Soll ich das Besteck von Doctor Davenal abholen?"

„Nein; Sie können es aus dem Krankenhause holen."

„Aus dem Krankenhause! dachte Julius Wild." Sollte Er denn die Operation vollziehen? — Mr. Crays chirurgisches Besteck lag nämlich im Krankenhause. Er erlaubte sich jedoch keine weitere Frage in dieser Beziehung, da ihm Mr. Cray ganz ungewöhnlich schweigsam und verstimmt vorkam, sondern erkundigte sich nur nach der Zeit.

„Seien Sie bei Lady Oswald etwas vor halb —"

Der Gedankenstrich deutet an, daß die von Mr. Cray

genannte Stunde nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann. Bei der später darüber stattfindenden Discussion behauptete Julius Wild mit der größten Zuversicht, Mr. Cray habe gesagt „etwas vor halb sieben, während dieser eben so hartnäckig dabei blieb, er habe gesagt „etwas vor halb sechs." Wer von den beiden Recht hatte, ist unmöglich zu ermitteln. Mark Cray sagte, es sei gar nicht denkbar, daß der Irrthum auf seiner Seite sei, da er soeben erst mit Doctor Davenal die Stunde festgesetzt gehabt und gar nicht an halb sieben gedacht habe. Der Grund war plausibel genug, von der anderen Seite aber hatte Julius Wild den Ruf, ein aufgeweckter, zuverlässiger und pünktlicher junger Mann zu sein und er betheuerte bei Allem, was ihm heilig war, daß er nur genau das gethan, was ihm befohlen worden sei. Er fügte noch hinzu, daß er, als Mr. Cray ihm die Stunde genannt, sich gewundert habe, weshalb man wohl für die Operation eine Zeit gewählt, wo die Dämmerung bereits eingetreten sei.

Wie dem nun auch sei, das Mißverständniß war geschehen und sollte von nicht unbedeutendem Einfluß auf die folgenden Episoden sein.

Als Doctor Davenal nach seinem Hause zurückkehrte, war daselbst das Mittagsmahl schon vorüber. Man pflegte es am Sonntag früher als in den Wochentagen einzunehmen und Doctor Davenals ausdrücklichem Wunsche zufolge wurde auf ihn nie mit den Mahlzeiten gewartet. Neal öffnete ihm die Thür und kam dann mit der Frage, ob er ihm das Mittagsessen serviren solle.

„Ich bin nicht hungrig, denn ich habe erst in Dornbruch tüchtig gefrühstückt, Du brauchst für mich kein Mittagsessen

mehr aufzutragen, bringe mir nur etwas kalte Küche. Ist Jemand da gewesen?“

„Nein, Herr Doctor. Mr. Cray hat Ihre Patienten besucht; er war hier —“

„Weiß schon,“ unterbrach ihn der Doctor.

Er ging an Neal vorüber und nach dem Lieblingszimmer seiner Tochter, dem Gartensalon. Sie saß vor der offenen Glasthür und befand sich ganz allein in dem Gemach. Wie ruhig und friedlich Alles aussah! Der sich vor ihren Blicken ausbreitende grüne Rasenplatz, die glänzenden Farben der ringsum blühenden Herbstblumen, der klare, blaue Himmel, dessen Weißheit und Ruhe den Tag des Herrn zu verkünden schien. Sara Davenal hatte ein Buch in ihrem Schooße liegen, sie las jedoch nicht darin, sondern blickte, in tiefen Gedanken verloren, darüber hinweg. Ihr liebliches Gesicht war aufwärts gerichtet, die Augen hatten sich in Folge des scharfen, angestrengten Sehens mit Thränen gefüllt, es schien, als suche sie eine besondere Erscheinung am herbstlichen Himmel zu entdecken. Doctor Davenal fühlte sich süß wehmüthig berührt von diesem Bilde himmlischer Sonntagsruhe und er gedachte desselben oft und schmerzlich in den kommenden Tagen. Es war der letzte Tag des Friedens für ihn, der letzte Tag des Friedens für Sara, hinfort sollte die Welt ein ganz anderes finsteres Ansehen für sie bekommen. Ehe die Sonne des nächsten Tages am Firmamente heraufgestiegen war, sollten die Herzen des Vaters und der Tochter belastet sein, mit einer nagenden Sorge, einem tiefen Leid, ging durch ihr Haus ein finsterer Geist, hatten sie ein schweres, gefährliches Geheimniß zu hüten.

Doctor Davenal trat so schnell zu Sara, daß sie ihm ihre nassen Augen nicht zu verbergen vermochte. Ihr Buch

niederlegend, sprang sie auf, um ihn zu begrüßen. Dank Neals höchst aufmerksamer Gewohnheit, auf der Lauer zu sein und die Thür zu öffnen, ehe die Leute die Klingel ziehen konnten, hatte sie ihn gar nicht nach Hause kommen gehört.

„Du bist es endlich Papa? Du bist heute recht lange ausgeblieben."

„Bleibe sitzen, Kind," sagte er, sie wieder in den Stuhl drückend. „Warum weinst Du, Sara?"

„Nicht aus Kummer, Papa, Ich dachte nur —"

„Woran? An das gestern stattgehabte Eisenbahnunglück?"

„O nein, ich höre ja, daß es mit allen dabei Beschädigten gut steht. Ich dachte nur — ich fragte mich — ich denke oft an dergleichen Dinge, wenn ich Sonntags allein bin und der Himmel so schön ist und mir so nahe scheint," sagte sie ausweichend.

„Nun, woran dachtest Du denn?"

„Ich fragte mich, Papa, ob Die, welche vor uns hinüber gegangen sind, wohl auf ihrer lichten Höhe auf uns herabblicken und unsere Gedanken lesen können. Wir sind ordentlich getheilt, Papa, Du, ich und Eduard sind auf Erden zurückgeblieben, Mama, Richard und die beiden kleinen Geschwister wandeln im Jenseits."

„Wir sind nur für eine kurze Zeit geschieden, Sara."

„Ja, das weiß ich. Der Einzige, dessen ich mich deutlich erinnern kann, ist Richard; von Mama habe ich nur noch eine schwache Vorstellung. Aber Richard — Papa, zuweilen ist es mir, als sähe ich ihn vor mir."

Doctor Davenal trat an das Fenster und blickte, Sara den Rücken zukehrend, in den Garten hinaus. Sie bereute, von dem Bruder gesprochen zu haben, das Herz war ihr

so voll gewesen, daß die Worte ihr fast gegen ihren Willen entschlüpft waren. Aufstehend schlich sie zu Doctor Davenal und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Ich vergaß, Papa," flüsterte sie sanft.

„Was vergaßest Du, mein Kind? Du brauchst Dir durchaus keinen Vorwurf zu machen, es wäre viel besser, wenn wir Alle öfter von Richard sprächen, als daß wir jetzt ängstlich vermeiden, seinen Namen zu nennen. Das Stillschweigen bringt ihn uns nicht wieder."

„Nein, niemals, niemals."

„Und ein Schmerz, über den man spricht, verliert allmählich viel von seiner Schärfe. Hat die Post heute Morgen keine Briefe gebracht?', fügte der Doctor nach einer Pause hinzu.

„Nicht für Dich, Papa. Ich erhielt einen — wie konnte ich auch vergessen, Dir das zu sagen? — ich erhielt einen Brief von Eduard."

„Was schreibt er?„

„Er hat bis jetzt noch keinen Urlaub bekommen können, ja nach dem Inhalt seines Briefes zu schließen, glaube ich gar nicht, daß er welchen verlangt hat. Er sagt, es gäbe sehr viel zu thun, da die Reisevorbereitungen mit großem Eifer betrieben würden, der Tag ihrer Einschiffung sei jedoch noch nicht bestimmt. Sobald die Ordre gegeben sei, werde er uns davon benachrichtigen."

„Aber er gedenkt doch noch einmal herzukommen?"

„Ja wohl. Er schreibt, er werde uns ganz gewiß noch einmal sehen und wenn er auch mit dem einen Zuge ankommen und mit dem nächsten wieder abreisen solle. Uebrigens scheint er sehr guter Laune und fragt mich z. B. in seiner

gewöhnlichen neckischen Manier, ob ich mein Bündel schüren und mit ihm segeln wolle."

„Er — Was giebt es, Neal? Mein Essen?"

„Ja, Herr Doctor, es ist aufgetragen."

Fünfzehntes Kapitel.

Mark Crays Irrthum.

Der Abend kam und in Lady Oswalds Hause waren alle Vorbereitungen für die vorzunehmende Operation getroffen. Doctor Davenal fand sich etwas vor der bestimmten Zeit, Mark Cray fünf Minuten nach derselben ein. Er war sehr erhitzt und schien, im Bewußtsetn, sich bereits etwas verspätet zu haben, schnell gelaufen zu sein.

„Wo ist Wild?" rief er, in das an Lady Oswalds Schlafzimmer stoßende Zimmer tretend, wo Doctor Davenal seiner wartete.

„Ich habe ihn nicht gesehen," erwiederte der Doctor.

„Es ist höchst nachlässig von ihm, daß er noch nicht hier ist, ich habe ihm die Zeit doch ganz genau bestimmt. Haben Sie schon mit ihr gesprochen?" fügte er flüsternd hinzu.

„Ja, Sie ist gefaßt. Sind Sie bereit?"

„Nein, das bin ich nicht," erwiederte Mr. Cray. „Wild muß erst meine Instrumente bringen."

„Darauf brauchen wir nicht zu warten," entgegnete Doctor Davenal, „meine Instrumente sind hier, ich habe sie mitgebracht."

Parkins, Lady Oswalds getreue Kammerfrau, befand

sich im Schlafzimmer bei ihrer Herrin. Ein Blick, den Doctor Davenal auf das erdfahle Gesicht derselben geworfen, hatte ihn belehrt, daß es für alle Theile besser sei, sie außerhalb als innerhalb des Zimmers zu haben und er hielt mit dieser Ansicht durchaus nicht hinter dem Berge. Lady Oswald wünschte jedoch sehnlichst, Parkins bei sich zu behalten und die Letztere gelobte, sich so tapfer zu halten, wie es der Situation angemessen sei.

Die Zeit verstrich. Markus Cray ging in der größten Ungeduld zwei mal hinunter, um nach Julius Wild auszuschauen; er öffnete sogar die Hausthür und stand dort eine Weile seiner wartend, kehrte wieder in das Haus zurück, stieg die Treppe hinauf und sie sogleich wieder hinunter, um das frühere Manoeuvre zu wiederholen. Doctor Davenal wußte nicht recht, was er aus ihm machen solle. Wilds Anwesenheit war keineswegs unbedingt nothwendig und der Gedanke stieg ihm auf, ob Mark Cray nicht vielleicht absichtlich zögere, wie manche Leute gern eine Sache aufschieben, vor der sie sich ängstigen, oder die ihnen sonst in irgend einer Weise unangenehm ist. Der Doctor wies zwar diesen Gedanken sogleich als absurd und unmöglich zurück, dennoch kam ihm abermals der Wunsch, die Operation selbst zu vollziehen.

„Cray, wäre es nicht besser, wenn ich es thäte?"

Mark fuhr auf und erklärte mit lauter Stimme, er würde die Operation unternehmen, es sei denn, daß Doctor Davenal ihm dies ausdrücklich untersage.

Er hatte so laut gesprochen, daß seine Worte bis zu Lady Oswald gedrungen waren. Sie unterbrach den Streit — wenn man es überhaupt einen Streit nennen darf — und entschied ihn. „Kein Anderer, als Mr. Cray soll es thun."

„Wohlan," sagte Doctor Davenal in leisem Tone zu seinem Associé, „sei es so. Worauf warten Sie denn Mark?"

„Ich muß doch den Wild erst hier haben."

„Wir brauchen ihn nicht; Lady Oswald wird durch das Zögern nur unnöthig gequält und aufgeregt."

Mark Cray sah die Weisheit dieser Bemerkung ein und ging unverzüglich ans Werk.

Meine Leser, und ganz besonders meine Leserinnen, wünschen gewiß nicht, bei der Operation gegenwärtig zu sein, oder sie in allen ihren Einzelheiten beschreiben zu hören. Einige der dabei obwaltenden Umstände müssen jedoch erwähnt werden

In dem Augenblick, wo die Operation beginnen sollte und Mark Cray sich über Lady Oswald beugte, fiel etwas zu Boden und rollte ihm vor die Füße. Es war die tapfere Parkins, die eine Ohnmacht bekommen hatte. Lady Oswald wurde unruhig, sie schrie laut auf und würde sich aufgeirchtet haben, wenn dies in ihrer Macht gestanden hätte. Doctor Davenal hob die leblose Parkins auf und trug sie aus dem Zimmer.

Er konnte sie nicht, gleich einem Hunde, vor die Thür werfen, sondern mußte eine andere Dienerin rufen und derselben sagen, was mit der Ohnmächtigen zu beginnen sei. Dann bekam sie noch Zuckungen und so vergingen vier bis fünf Minuten, ehe Doctor Davenal ins Zimmer zurückkehren konnte. Es schien, als häufe das Schicksal Verzug auf Verzug, um die Ausführung der Operation an diesem Tage zu vereiteln.

Der Doctor fand jedoch bei seiner Rückkehr, daß Mark die Operation bereits begonnen hatte. Er trat dicht neben ihn und folgte mit seinem scharfen Auge — dem Auge, das Mark so sehr fürchtete, allen seinen Bewegungen.

War es eine Folge davon, daß Mark seine Geistesgegenwart, seine ganze chirurgische Geschicklichkeit verlor? Ein halb unterdrückter Ausruf, halb des Unwillens, halb des Schreckens, entschlüpfte Doctor Davenals Lippen, während er Mark bei Seite schob und dessen Stelle einnahm. Was war Mark plötzlich angewandelt? — was fehlte ihm. Von Lady Oswald konnte kein Widerstand ausgegangen sein, denn sie lag unbeweglich.

So unbeweglich, so stumm, daß es Doctor Davenal inmitten seiner Thätigkeit schwer auf die Seele fiel. Er hielt einen Augenblick inne, um sie aufmerksam zu betrachten, dann warf er einen strafenden Blick auf Mark und rief ihn nur ein einziges Wort zu:

„Chloroform?“

„Ja,“ sagte Mark, „ich hielt es für das Beste.“

Kein Wort wurde weiter zwischen ihnen gewechselt. Was Doctor Davenal auch befürchten mochte, es war jetzt nicht der Augenblick, Zweifel oder Vorwürfe auszusprechen, die Operation mußte beendet werden. Mark stand dabei und sah dem Doctor schweigend zu.

Endlich war sie vorüber, wunderbar glücklich vorüber, wie alle Operationen, die Doctor Davenal unternahm. Lady Oswald lag jedoch immer noch ohne Leben und schien aus diesem Zustande nicht erwachen zu wollen.

„Sie müssen ihr eine sehr starke Dosis gegeben haben,“ sagte Doctor Davenal, immer noch um die Patientin beschäftigt.

Mark Cray konnte das nicht leugnen. „Es schien nothwendig für sie. Die Ohnmacht des albernen Frauenzimmers hatte sie gar zu heftig aufgeregt. Die erste Dosis machte gar keine Wirkung auf sie — sie schien sie gar nicht einzuathmen.“

„Aber — barmherziger Gott! Sie konnten gar nicht lange genug warten, um sich erst davon zu überzeugen. Mark Cray, ich fürchte, Sie haben einen entsetzlichen Irrthum begangen!“

Mark Cray antwortete nicht. Er that Alles, was in seiner Macht stand, seine That ungeschehen zu machen und Lady Oswald aus ihrer Betäubung zu erwecken. Der Doctor berührte seine Schulter und sprach zu ihm über ein anderes Thema.

„Sie sagten mir, Sie wären Ihrer Hand sicher.“

Mark wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. Er stammelte einige unzusammenhängende undeutliche Worte, ungefähr des Inhalts, er sei seiner immer sicher gewesen, dergleichen sei ihm noch nicht passirt.

„Was kam denn über Sie? Wodurch wurden Sie denn plötzlig untüchtig?“

Mark Cray konnte nicht leugnen, daß er vollständig untüchtig gewesen, daß Lady Oswald sich in seinen Händen in der größten Gefahr befunden habe. Er konnte keine anderen Ursachen dafür angeben, als, er habe „die Geistesgegenwart verloren,“ eine zwar sehr allgemeine Bemerkung, die aber Doctor Davenal nach eigener Anschauung für die richtige gelten lassen mußte. Dicke Schweißtropfen standen jetzt auf Marks Stirn.

„Die Ohnmacht des Frauenzimmers erschreckte mich so,“ stammelte er. „In solchen Augenblicken bedarf es nur einer Kleinigkeit, einen Menschen aus der Fassung zu bringen.“

„Dann taugt er nicht zum Chirurgen,“ entgegnete Doctor Davenal. Ernst und fest, aber nicht ungütig fuhr er fort: „Mark Cray, Sie dürfen niemals wieder eine gefährliche Operation unternehmen. Merken Sie sich das wohl.“

Während dieser Unterredung hatten Beide jedoch nicht versäumt, Lady Oswald ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen. Alle Anstrengungen, sie aus der durch das Einathmen des Chloroforms herbeigeführten Betäubung zu erwecken, erwiesen sich jedoch als vergeblich. Die Wirkung war leider viel zu nachhaltig gewesen.

Die entsetzliche Ueberzeugung, daß sie nicht erwachen — niemals wieder erwachen werde — kam immer unabweislicher und niederdrückender über sie; Mark Cray kühlte sein glühendes Gesicht mit dem Taschentuche und gestand sich, daß er gern Alles, was er besitze, hingeben würde, könnte er damit eine That zurückrufen, die er zuerst als ein wahres Meisterstück betrachtet — das Einschmuggeln des Chloroforms in Lady Oswalds Zimmer und die schnelle und geschickte Manier, es ihr beizubringen. Warum hatte er nicht auf Doctor Davenals Rath gehört, warum dessen Behauptung verspottet, daß Lady Oswalds Constitution Chloroform nicht vertragen, daß es ihr gefährlich werden könne? Daß es ihr wirklich gefährlich geworden war, darüber konnte wohl jetzt kaum mehr ein Zweifel obwalten. Eine entsetzliche Furcht kam über ihn, alle Fassung, alle Selbstbeherrschung verließ ihn.

„Doctor Davenal, um Gottes Barmherzigkeit willen, verrathen Sie mich nicht! Lassen Sie es nicht laut werden, daß ich es eigenmächtig that, daß Sie mich vorher gewarnt hatten. Es war ein entsetzlicher Irrthum, ich werde, so lange ich lebe, nicht darüber ruhig werden, aber machen Sie ihn der Welt nicht bekannt!“

Er hatte die Hände des Doctors ergriffen und preßte sie krampfhaft in den seinen. Mit Blicken der Verzweiflung sah er zu ihm empor, die bitterste Reue klang aus jedem

Ton seiner gebrochenen Stimme. Der Doctor antwortete nicht sogleich und Mark fuhr fort.

„Doctor Davenal, ich flehe Sie an, thun Sie es um Carolinens willen. Wenn dieser Irrthum in allen seinen unglücklichen Einzelheiten bekannt wird, ist es für immer mit meiner Praxis vorbei. Nie, in meinem ganzen Leben, so lange wir beieinander sind, werde ich wagen, wieder etwas gegen Ihre Ansicht zu thun. Sein Sie barmherzig, Doctor Davenal, um meiner Frau und um meinetwillen, geben Sie mich nicht dem verdammenden Urtheil der Welt preis."

Und Doctor Davenal schenkte seinen Bitten Gehör. Immer mitleidig, immer eingedenk der göttlichen Lehren des Weltheilands, stieß er den irrenden Bruder, der flehend und hülfesuchend die Hand nach ihm ausstreckte, nicht zurück. Der Mann seiner Nichte, der Theilhaber seiner Praxis — nein, er konnte, er durfte ihn dieser Schmach nicht preisgeben!

„Ich werde das Geheimniß bewahren, Mark," sagte er. „Sein Sie ruhig, Sie haben mein Wort."

Die unglückliche Neuigkeit wurde der Dienerschaft verkündigt und sie drängte sich in das Zimmer. Es hieß, ihre Gebieterin sei, um ihr den Schmerz der Operation zu ersparen, mit Chloroform betäubt worden und sie könne nun immer noch nicht aus ihrem tiefen Schlafe erweckt werden. Ein tiefer Schlaf war es allerdings noch; sie war nicht todt, sondern lag still und regungslos und die Belebungsversuche wurden immer noch unermüdlich fortgesetzt. Mark Cray machte, als schon längst alle Hoffnung verschwunden war, immer noch Anstrengungen, versuchte jedes wahrscheinliche und unwahrscheinliche Mittel. Wäre eine elektrische Batterie bei der Hand gewesen, er würde in seiner Verzweiflung Galvanismus und Elektricität angewendet haben.

Sie hätten eben so gut versuchen können, einer Marmorstatue Leben einzuhauchen. Die arme Lady Oswald sollte in dieser Welt nicht wieder erwachen. Der Tod hatte sie erfaßt und hielt sie als seine sichere Beute fest.

Parkins, die sich von ihrem Anfall einigermaßen erholt hatte, aber noch immer sehr angegriffen und weinerlich war, hatte auch mit den anderen Dienern das Zimmer betreten. Sie war ganz außer sich, als sie die Sachlage erkannte, suchte Jeden zur Rechenschaft zu ziehen, Jeden für das Unglück verantwortlich zu machen.

„Warum gaben Sie ihr Chloroform?" fragte sie Mr. Cray.

„Um ihr den Schmerz zu lindern," war dessen kurze Antwort.

„Aber die Operation sollte ja schon beginnen, hatte schon begonnen, als ich in Ohnmacht fiel und es war noch gar keine Rede davon, sie zu chloroformiren."

„Nein, und ohne Ihre Ohnmacht würde das Unheil auch wahrscheinlich gar nicht geschehen sein," antwortete Mr. Cray lebhaft; es gewährte ihm eine große Erleichterung, noch Jemand anders einen Theil der Schuld zuschieben zu können.

„Ihr Zufall regte sie so furchbar auf, ich dächte trotz Ihrer Ohnmacht hätten Sie ihr Geschrei hören müssen."

Diese in unwilligem Tone gesprochenen Worte brachten Parkins ganz außer sich und erpreßten ihr eine neue, nicht enden wollende Thränenfluth. Nach einigen Minuten wandte sich Doctor Davenal von der unglücklichen Dame zu den Umstehenden.

„Es ist Alles vorüber. Sie ist todt."

Der Doctor sah auf seine Uhr und fand, daß nur eine

kurze Stunde verflossen, seit er das Haus betreten, um die Operation zu vollziehen, welche einen so traurigen Ausgang gehabt hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Neals Schreck.

Doctor Davenal und Mr. Cray verließen zusammen das Trauerhaus, vor dessen Thür fanden sie Julius Wild. Es fehlten jetzt noch zwanzig Minuten zu sieben. Der Krankenhaus-Eleve hatte schon eine Viertelstunde auf diesem Posten gestanden und geduldig gewartet, daß man ihn einlasse. Sein wiederholtes Klingeln war in der allgemeinen Verwirrung entweder nicht beachtet oder gar nicht gehört worden. Die letztere Annahme hat um so mehr Wahrscheinlichkeit, als Julius Wild den Klingelzug stets nur leise und vorsichtig berührte, wohl wissend, daß in einem Hause, wo die Krankheit ihren Sitz aufgeschlagen, jedes laute Geräusch vermieden werden müsse.

In der Meinung, die Aerzte wären noch gar nicht gekommen oder Lady Oswalds Zustand habe sich so verschlimmert, daß vielleicht heute keine Operation vorgenommen werden könne, harrte er, daß endlich Jemand die Thür öffnen und ihm Auskunft ertheilen werde. Zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen sah er, als ersteres wirklich geschah, den Doctor Davenal und Mr. Cray aus dem Hause treten.

„Ich habe schon eine Viertelstuude geklingelt," sagte er zugleich erklärend und entschuldigend. „Ich begreife nicht, wo die Diener gesteckt haben müssen."

„Wo haben Sie denn gesteckt?“ fuhr ihn Mr. Cray an, sich seinem Zorne überlassend, trotzdem er soeben von einem Sterbebette kam.

Mr. Wild war im höchen Grade erstaunt. „Ich sage Ihnen ja, Mr. Cray, daß ich hier warten mußte. Ich habe mindestens eine Viertelstunde vor der Thür gestanden und konnte keinen Einlaß erlangen.“

„Und darf man fragen, was Sie bis dahin aufhielt, weshalb Sie sich nicht zur rechten Zeit einfanden?“

„Ich war zur rechten Zeit hier,“ war die schüchterne Antwort des jungen Mannes, der sich die verwunderte Frage vorlegte, was wohl seinen sonst so heitern, leutseligen Vorgesetzten in diesem Maße aufgebracht haben könne „Sie befahlen mir, ich sollte etwas vor halb sieben hier sein und ich stand fünf Minuten vor der angesetzten Zeit an der Thür.“

Es entspann sich nun ein Streit, der niemals seine genügende Erledigung fand und finden wird, da Jeder bei dem Glauben beharrte, er habe das Recht auf seiner Seite gehabt. Mr. Cray blieb dabei, er habe halb sechs gesagt; Julius Wild behauptete, ihm sei halb sieben bestellt worden. Der Wortwechsel dauerte einige Minuten und wurde dann kurz abgeschnitten, indem Mark Cray seinem Eleven gebot, er solle den Mund halten. Als Vorgesetzter konnte er ihm allerdings Schweigen gebieten, die Ueberzeugung des jungen Mannes vermochte er jedoch dadurch natürlich nicht zu ändern.

Julius Wild schritt dicht hinter den beiden Aerzten her, denn dieselben waren keineswegs an Lady Oswalds Hausthür bei ihm stehen geblieben, sondern die ganze soeben geschilderte Unterredung war im Gehen geführt worden.

Zuerst hatte er sich nicht recht klar machen können, ob die Operation schon vollzogen sei und weshalb wohl die Aerzte sich genau um die für dieselbe angesetzte Zeit wieder entfernten, nun er aber den im Betreff der Zeit obwaltenden Irrthum erfahren, schrieb er Mr. Crays Unwillen seinem langen Ausbleiben zu. Fühlte er sich dadurch auch etwas eingeschüchtert, so trug doch eine ihm angeborene Neugierde und Lust am Schwatzen den Sieg über seine momentane Blödigkeit davon und er konnte sich nicht enthalten, durch einige Fragen Sicherheit über den zweifelhaften Fall zu erlangen.

„Ist die Operation vorüber, Mr. Cray?"

„Ja," antwortete Mark kurz.

„Ist sie gelungen?"

„Wissen Sie schon, daß eine Operation, die Doctor Davenal ausführte, nicht gelungen wäre?" erwiederte Mr. Cray. „Diese war nur zu erfolgreich."

Julius Wild fiel es nicht ein, dem besonderen Nachdruck, welchen Mr. Cray auf die letzteren Worte legte, noch eine andere Bedeutung beizumessen, der Ton, in welchem ihm die Antwort ertheilt war, benahm ihm jedoch die Lust, noch weitere Fragen zu stellen und er schritt schweigend hinter den beiden Aerzten her. Keiner von ihnen machte ihn mit der unglücklichen Wahrheit bekannt. Doctor Davenal war viel zu bestürzt und traurig, um zu sprechen; Mark Cray wurde durch die Vorwürfe seines Gewissens davon zurückgehalten. Vielleicht wußte auch Doctor Davenal nicht recht, was er sagen sollte und hielt es, wenn er Marks Geheimniß wirklich bewahren wollte, für gerathen, so wenig als möglich über die Angelegenheit zu sprechen.

Plötzlich wandte sich Mark um. „Ich brauche Sie

nicht weiter, Mr. Wild; es ist für heute Abend nichts mehr."

Der junge Mann folgte dem Winke augenblicklich und wandte sich, den Herren eine gute Nacht wünschend, dem Krankenhause zu, um dort verschiedene Gegenstände abzuliefern, welche er zu der beabsichtigten Operation herbeigetragen. Es fiel ihm auf, daß der sonst so höfliche Doctor Davenal heute seinem ehrerbietigen Gruße nicht einmal dankte.

Die beiden Aerzte setzten schweigend ihren Weg fort. Die Straßen waren fast gänzlich menschenleer und aus den erleuchteten Kirchen, an welchen sie vorüberschritten, schallten ihnen Orgelklang und fromme Gesänge entgegen. Mark Cray befand sich in einer Stimmung, wie noch nie in seinem ganzen Leben — Scham, Reue, Kummer, Angst tobten in seinem Innern. Er hatte das Leben eines Mitmenschen auf seinem Gewissen. Zwar nannte er das unglückliche Ereigniß einen Irrthum, aber es war ein Irrthum, der sehr wohl hätte vermieden werden können. Doctor Davenal sagte sich, daß Marks Handlungsweise, die Art, wie er die Patientin hinter seinem Rücken und in directem Widerspruch mit seiner ihm so eindringlichen Warnung durch Chloroform betäubt habe, einen stärkeren Namen verdiene und wenn er gleich versprochen hatte, ihn nicht zu verrathen, konnte er sich doch nicht so weit überwinden, um im freundlichen Tone mit Mark zu sprechen. Sie hatten endlich, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben, das Haus des Doctors erreicht.

„Gute Nacht," sagte dieser, sich demselben zuwendend.

„Gute Nacht," erwiederte Mark und setzte seinen Weg weiter fort. Er empfand es tief, daß ihm keine Einladung,

mit einzutreten, kein freundlicher Blick, kein Händedruck zu Theil geworden.

Neal stand an der Thür, um frische Luft zu schöpfen und die hin und wieder durch die düstere Straße schreitenden Leute zu beobachten; die übrigen Hausbewohner waren in der Kirche. Doctor Davenal ging in sein Studirzimmer und nahm den Hut vom Kopfe, als ob derselbe eine schwere Last sei. Es war ganz finster im Zimmer, nur die auf der Straße brennende Gaslaterne warf einen matten ungewissen Schein hinein.

In tiefen Gedanken lehnte er am Fenster. Noch vor zwei Stunden war Lady Oswald, so zu sagen, so voller Leben gewesen wie er selbst, und jetzt — todt. Gemordet, er konnte die Thatsache vor sich selbst nicht beschönigen; sie war gemordet durch seinen Associé, den Mann seiner Nichte, durch Mark Cray.

Hatte er recht gehandelt, indem er Mark sein Wort gab, ihn vor den Folgen seiner That zu schützen, seine Schuld geheim zu halten, die Welt über den eigentlichen Hergang der Sache zu täuschen? Es war eine schwere, ernste Frage, über welche Doctor Davenal jetzt mit sich zu Rathe ging. Hätte Mark einfach einen Mißgriff als Arzt begangen, das Chloroform angewendet in dem Glauben, damit richtig und sachgemäß zu handeln und den Erfolg Gott anheimgestellt, so wäre es etwas Anderes gewesen. Aber er hatte es gethan in directer Opposition gegen den Willen eines ihm an Erfahrung und Geschicklichkeit weit überlegenen Mannes, in einer Art von kindischem Eigensinn, von knabenhaftem Trotz. Freilich war er weit entfernt von dem Gedanken an eine fahrlässige Tödtung gewesen, hatte vielmehr ein übersicheres Vertrauen in den Erfolg seines Ver-

fahrens gesetzt. Doctor Davenal klagte ihn schwer und streng an, aber stand es ihm zu, Mark dem Verdammungsurtheile der Welt zu überliefern? Er, der milde, erbarmungsreiche Mann, vermochte das nicht über das Herz zu bringen. Ein sehr starker Beweggrund für ihn, Gnade für Recht ergehen zu lassen, lag in dem Umstande, daß durch die Veröffentlichung der Thatsachen nichts gebessert werden konnte; das Unheil war dadurch nicht ungeschehen zu machen, die Geopferte nicht ins Leben zurückzurufen. Aber vielleicht hätte es Andern zur Warnung dienen können, sich Mark Cray nicht anzuvertrauen? Der Doctor wußte aber nur zu wohl, daß das ganze grauenvolle Ereigniß für Mark selbst die stärkste Warnung sein werde, eine Warnung, welcher er bis an das Ende seines Lebens eingedenk bleiben würde. An den heute bewiesenen Mangel an wundärztlicher Tüchtigkeit dachte er nicht weiter, oder, wenn er es that, legte er ihm kein großes Gewicht bei; vor dem größeren Uebel war das kleinere in den Schatten getreten. Junge Chirurgen hatten, wie Doctor Davenal wohl wußte, schon öfter einmal die Geistesgegenwart verloren und die plötzliche Ohnmacht der Kammerfrau konnte Mark in der That in Verwirrung gebracht haben. Nicht der Gedanke daran quälte ihn, hatte er doch noch zur rechten Zeit Marks zitternde Hände entfernt und die Operation mit seinen eigenen sicheren und geschickten glücklich vollzogen; wenn nur der andere Mißgriff nicht gewesen wäre!

Er überlegte die Sache von allen Seiten und konnte kein Unrecht finden in seinem Versprechen, das Geschehene geheim zu halten. Wenn er noch in dieser Stunde auf den Marktplatz trat und das Ereigniß öffentlich verkündete, so kehrte dadurch das entflohene Leben nicht wieder zurück. Er

gedachte seines verstorbenen Bruders, Carolinens Vaters, erinnerte sich des Gelübdes, das er gethan, als das verwaiste Kind zu ihm gekommen: „Sie soll hinfort meine Tochter sein.“ Nein er konnte nicht in den ersten Tagen ihrer Ehe eine so schwere Anklage auf den Gatten ihrer Wahl schleudern, seinen guten Ruf, seine glänzenden Aussichten für immer vernichten. Noch einmal faßte er den Entschluß, zu schweigen, das Geheimniß vor aller Welt zu bewahren. Nur sie Beide wußten darum, wenn er nichts verrieth, durfte Mark vollkommen sicher sein. Die Anwendung des Chloroform mußte als ein Mißgriff betrachtet werden, den er mit Mark gemeinschaftlich begangen und der in der That unter zehn Aerzten neun höchst wahrscheinlich passirt wäre. Doctor Davenal mußte es dulden, daß man glaubte, er habe sich über Lady Oswalds Constitution getäuscht und so wenig wie möglich über das Ereigniß sprechen, eine Zurückhaltung, die bei einem Falle, der einen so unglücklichen Ausgang gehabt, ganz natürlich erscheinen mußte.

Wie er so, den Kopf in die Hand gestützt, über die Ereignisse in ihrer Gesammtheit nachdachte, konnte er sich nicht verhehlen, daß ein Verhängniß, eine eigenthümliche Verkettung der Umstände dabei obgewaltet zu haben schien. Zuvörderst Lady Oswalds eigensinnige Hartnäckigkeit, ihren Hauswirth zu besuchen, trotz aller vernünftigen Vorstellungen, welche ihr Oswald Cray gemacht, daß sie dadurch nicht das Geringste für ihren Zweck erreichen werde; dann die plötzliche Lahmheit des Pferdes, für die der Kutscher keinen Grund anzugeben wußte, und endlich der Unfall auf der Eisenbahn. Parkins hatte ihm eine durch den tiefen Kummer, welchen sie empfand, zwar sehr verwirrte Geschichte erzählt, aus der jedoch hervorging, daß sie und ihre Gebieterin, als

sie nach Hallingham zurückfahren gewollt, nach der falschen Seite des Bahnhofes zu Hildon gegangen wären und dadurch einen Zug versäumt hätten. Ohne diesen Irrthum würden sie lange vor dem letzten verunglückten Zuge gesund und wohlbehalten in Hallingham gewesen sein. Damit war es aber noch nicht genug der eigenthümlich zusammenwirkenden Umstände. Dahin zu rechnen war auch, daß Mr. Cray mit demselben Zuge von seiner Hochzeitsreise zurückkehrte, daß er der Erste war, der sich um Lady Oswald bemüht hatte, daß sie ihn später zum Begleiter vom Bahnhof nach ihrem Hause ausdrücklich erwählt und endlich darauf bestanden hatte, er und nur er allein dürfe die Operation an ihr vollziehen. Wäre ferner der Doctor nicht früh Morgens nach Dornbruch geholt und dort so lange aufgehalten worden, bis die besten Stunden des Tages vorüber waren, so würde ohne Zweifel einer seiner ersten Besuche Lady Oswald gegolten haben, er hätte dort sofort die Nothwendigkeit einer Operation entdeckt und sie höchst wahrscheinlich selbst vollzogen. Selbst Julius Wilds Abwesenheit, herbeigeführt durch ein unaufklärbares Mißverständniß, war, obgleich an und für sich unwesentlich, doch in der Gesammtwirkung der Umstände wichtig. Wäre der junge Mann gegenwärtig gewesen, so würde ihm das Geschäft, die ohnmächtige Parkins aus dem Zimmer zu tragen, zugefallen sein, Doctor Davenal hätte sich nicht entfernt und Mark Cray auf diese Weise keine Gelegenheit erhalten, Lady Oswald durch Chloroform zu betäuben. Es war ein ganz eigenartiges Kapitel von Zufälligkeiten, Schickungen, oder wie man es sonst nennen mag und Doctor Davenal verlor sich darin wie in einem Labyrinthe, ohne den Faden der Ariadne finden zu können. „Barmherziger Vater, vergieb ihm, ver-

zeihe, was heute Abend geschehen!“ flüsterte er. „Laß die arme Frau eingehen in das Reich Deiner Gnade!“

Ein helles Licht und Neals Stimme erweckten Doctor Davenal aus seinem Brüten. „Soll ich Ihnen etwas besorgen, Herr Doctor, Thee oder —“

„Ich mag nichts essen, will auch das Gas nicht angezündet haben,“ unterbrach der Doctor Neal, indem er von seinem Stuhle aufsprang. „Warte bis man Dich ruft.“

Neal starrte seinen Herrn einen Augenblick erstaunt an und entfernte sich dann eilig. Es waren nicht sowohl die strengen, gebieterischen Worte, wie sie der Doctor selten gebrauchte, was Neal auffiel, sondern der schmerzliche Ton, in welchem sie gesprochen und — es war Neals scharfen Augen nicht entgangen — daß sein Eintritt dem Doctor eine Art Schreck eingeflößt hatte.

Neal irrte sich dennoch, es war nicht Schreck gewesen. Doctor Davenal hatte nur in so tiefen, nicht alle nur dieser Welt angehörenden Gedanken vergraben gesessen, daß ihm die plötzliche Unterbrechung, die alltägliche Frage als vollkommen ungeeignet erschien und er sich veranlaßt fühlte, den Diener sammt seiner überläftigen Bereitwilligkeit so schnell als möglich zu entfernen.

Er blieb in dem wieder dunkel gewordenen Zimmer sitzen und Neal postirte sich, müßig umhergaffend, an der Hausthür. Keine Seele war außer ihm und seinem Herrn im Hause, und es war Neal daher nicht zu verargen, wenn er den Aufenthalt im Freien dem in den düstern, schweigenden Räumen vorzog.

Es wurde finsterer. Neal verließ die Hausthür, schlich sich an den den Garten einfassenden Sträuchern entlang, und stellte sich an der äußern Gitterthür auf, um mit den aus

der Kirche zurückkehrenden Andächtigen gelegentlich ein Wort oder einen Gruß austauschen zu können. Der Mond, welcher bereits etwas zurückblieb, verbreitete erst einen schwachen Schimmer, versprach aber, wenn er erst vollkommen aufgegangen, ein eben so klares glänzendes Licht, wie am verflossenen Abend.

„Holla," schrie Neal einem soeben vorübergehenden, ihm bekannten Manne zu. „Wohin geht's denn heute Abend noch so eilig?"

„Ich bin in Geschäften aus gewesen, Mr. Neal," antwortete der Mann, welcher Gehülfe bei einem Leichenbesorger war; „unsere Arbeit leidet keinen Aufschub, sie muß gethan werden, es mag Sonntag oder Wochentag sein."

„Ist Jemand todt?" fragte Neal.

„Lady Oswald. Es wurde uns etwa vor einer Stunde bestellt und ich bin jetzt dort gewesen."

Neal war im Innern und Aeußern ein viel zu gut geschulter Mensch, um sich je lebhafte Ausdrücke des Erstaunens zu gestatten; diese Antwort brachte ihn jedoch um alle Fassung, er war so außer sich, daß er zuerst seine Zuflucht zum Unglauben nahm.

„Lady Oswald, sagten Sie? Das ist nicht möglich; sie ist nicht todt."

„Mausetodt," erwiederte der Mann, „ich muß es doch wohl wissen, ich komme ja soeben von ihr."

„Woran ist sie denn aber gestorben? Es hieß doch, sie sei bei dem Eisenbahnunglück gar nicht erheblich verletzt worden."

„Daran ist sie auch nicht gestorben. Sie starb an — wie nennt mans doch gleich — was die Leute bekommen, damit sie keine Schmerzen haben."

Neal verstand ihn nicht. „Damit sie keine Schmerzen haben?“ wiederholte er, den Sprechenden fragend anblickend.

„Das Zeug, was in den letzten Jahren in die Mode gekommen ist. Die Doctor geben es Einem, wenn sie Zähne ausziehen.“

„Meinen Sie Chloroform?“

„Ja, so heißt es; ich kann den Namen nicht behalten. Man müßte es aber eigentlich Gift nennen, denn es bringt ja die Menschen um wie Ratten und Mäuse.“

„Wer gab es denn Lady Oswald?“

„Ihr Herr,“ erwiederte der Mann, indem er die Stimme dämpfte und nach den Fenstern des Hauses blickte. „Die Diener waren mit mir im Zimmer und erzählten mir Alles, wie es zugegangen sei. Es mußte etwas mit Mylady vorgenommen werden, ein Glied einrenken oder einen Knochen zurechtschieben — ich weiß es nicht genau, und dazu kamen die Doctor heute Nachmittag her, gaben ihr das Zeug und tödteten sie. Ich wundere mich nur, daß das Parlament kein Gesetz dagegen aufbringt.“

„Das thut mir sehr, sehr leid,“ rief Neal. „Mylady war immer außerordentlich gütig gegen mich.“

„Das soll wohl sein. Die Mägde und Diener sind auch wie niedergedonnert und es ist ihnen wahrhaftig nicht zu verdenken, es ist ja gar zu schrecklich. Die Kammerfrau sagt, sie kann nicht begreifen, warum sie ihr das Zeug gegeben haben, denn sie hätte Mr. Cray noch heute Nachmittag sagen hören, die ganze Geschichte würde Mylady nicht mehr Schmerz machen, als ein Nadelstich. Und darum mußte sie sterben. Aber ich kann mich nicht aufhalten, muß machen, daß ich nach Hause komme. Gute Nacht, Mr. Neal.“

„Gute Nacht,“ antwortete Neal.

Er stützte sich auf die Gitterthür, sah dem mit schnellen Schritten Davoneilenden nach und überlegte bei sich das soeben Vernommene. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß Neal lieber den Tod jedes andern Bewohners von Hallingham, als Lady Oswalds erfahren hätte. Sie hatte sich ihm immer als eine gütige Freundin gezeigt und er war Willens gewesen, diese Freundschaft binnen ganz kurzer Zeit für sich auf die Probe zu stellen. Neal war ein sehr feiner Intriguant und er hatte einen Plan entworfen, durch welchen er den durch Doctor Davenal an Karolinens Hochzeitstage in Lady Oswald gegen ihn erweckten Verdacht mit einem Schlage vernichten und sich außerdem noch bedeutende Vortheile sichern wollte. Neal war zu der Einsicht gelangt, daß seine Maske der Vortrefflichkeit in der gegenwärtigen Stellung nicht mehr sicher sei und hatte beabsichtigt, durch Lady Oswalds Hülfe ein Unterkommen anderer Art zu finden. Und dieser so geschickt angelegte Plan war ihm nun zerstört, wie ein von Kindern aufgeführtes, durch einen Lufthauch umgeworfenes Kartenhaus, stürzte sein herrliches Luftschloß durch Lady Oswalds Tod zusammen. Wenn Neals kalte, selbstsüchtige Natur überhaupt Jemand zu lieben vermochte, so hatte er Lady Oswald geliebt. Sie war ihm als früheren Diener ihres Gatten in Dornbruch gewogen gewesen, hatte ihn immer mit viel mehr Rücksicht, als ihre eigenen Diener behandelt, ja ihnen denselben als durchaus nicht ihres Gleichen gegenüber gestellt. Wenn er ihr dann und wann seine respectvolle Aufwartung machte, so klingelte sie, wenn er sich entfernen wollte und befahl ihrem Diener: „Begleite Mr. Neal hinaus“ — um ihren Leuten zu beweisen, daß ein Mann, der das Amt eines Kammerdieners in Dornbruch versehen, auf einer weit höheren Stufe der Gesellschaft stehe,

als sie. Lady Oswald hatte Neal sogar häufig freigebig beschenkt; alles zusammengenommen ist es daher nicht zu verwundern, daß Neal ihren Tod schmerzlich beklagte und als ein ihm persönlich widerfahrenes Unglück betrachtete.

Die erste der Mägde, welche aus der Kirche zurückkehrte, war Jessy, das Hausmädchen. Sobald Neal sie erblickte, holte er seinen Hut aus den Hause und lief fort, um genauere Erkundigungen einzuziehen. Die Nachricht war ihm so plötzlich gekommen, daß er sie immer noch nicht in sich aufzunehmen vermochte und die leise Hoffnung hegte, sie würde sich als unbegründet erweisen.

Sie war nur zu wahr. In Lady Oswalds Wohnung angekommen, wurde Neal von der jammernden Dienerschaft zu der Leiche geführt und mit den bei dem Tode obwaltenden Umständen bekannt gemacht; er prägte sich jedes Wort, jede Sylbe in das Gedächtniß, um später allein und ruhig genau darüber nachdenken zu können. Mit Parkins hatte er noch eine besondere Unterredung. Sie war unbeschreiblich erbittert und behauptete, das Betäuben ihrer Gebieterin durch Chloroform sei eine ebenso unerklärliche als, wie es ihr wenigstens erscheine, unredliche Handlung von Seiten der Aerzte. Sie sei bis zum letzten Augenblick im Zimmer gewesen und man habe des Chloroformirens mit keinem Worte erwähnt, sie habe kein Chloroform gesehen, die Aerzte müßten ihn verborgen gehalten und in dem Augenblick, wo sie den Rücken wandte, hervorgeholt haben. Ihr Zorn richtete sich hauptsächlich gegen Doctor Davenal. Mr. Cray, davon war sie überzeugt, trug keine Schuld daran; hatte er ihr doch noch am Nachmittag gesagt, die Operation würde nicht mehr Schmerzen, als ein Nadelstich verursachen, — der Doctor hatte also die Unvorsichtigkeit begangen und wie er dazu gekom-

men, das, sagte sie, werde ihr ein ewiges Räthsel bleiben. Es konnte nicht anders sein, er mußte sich geirrt und ihr zu viel gegeben haben; ihre arme Herrin war hingemordet worden, das unterlag keinem Zweifel.

Parkins sprach mit funkelnden Augen und glühenden Wangen; der Schmerz um ihre Gebieterin ging in Zorn und Rachedurst gegen den vermeintlichen Urheber ihres Todes über. Gleich Neal betrachtete sie Lady Oswalds Ableben als ein ihr persönlich widerfahrenes Unglück und beklagte es als ein solches. Der Egoismus lenkt selbst bei den Besten von uns in gewissem Grade die Empfindungen, Gedanken und Handlungen, und Parkins war sich sehr wohl bewußt, sie werde eine Stellung, wie die, welche sie durch diesen Todesfall verloren, schwerlich jemals wiederbekommen. Neal richtete noch einige ihn besonders interessirende Fragen an sie und eilte dann mit der größtmöglichsten Eile wieder nach Hause.

Er hatte Gründe, oder dachte wenigsten, er würde für die Zukunft, welche haben, die es ihm wünschenswerth machten, seinen Besuch in Lady Oswalds Wohnung vor seinen Hausgenossen geheim zu halten. Die letzten Kirchengänger schritten noch langsam durch die im Zauber einer lieblichen Herbstnacht ruhenden Straßen, als er Doctor Davenals Hause zulief; er erreichte es noch rechtzeitig genug, um den ebenfalls aus der Kirche heimkehrenden Damen die Thür öffnen zu können.

„Ist Papa zu Hause, Neal?“

„Ja,“ antwortete Neal auf gut Glück, denn er war über diesen Punkt nicht ganz sicher. „Ich glaube er ist in seinem Zimmer, Miß Sara.“

Sara klopfte an die Thür des Studirzimmers und

trat ein und Neal gewann bei dieser Gelegenheit den Vortheil einen, wenn auch nur flüchtigen Blick in das Innere desselben werfen zu können. Es war immer noch dunkel; Doctor Davenal stand darin, den Rücken gegen das Fensterkreuz gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf zu Boden gesenkt, wie ein von der Last einer schweren Sorge gedrückter Mensch.

„Es sieht gerade aus, als ob er sie vorsätzlich getödtet hätte," brummte Neal vor sich hin.

Neal sprach diese Worte damals, ohne sie selbst für wahr zu halten, es gewährte ihm nur in seinem ingrimmigen Schmerze eine Erleichterung, sich durch derartige Zornesäußerungen Luft zu machen.

„Du bist noch im Finstern, Papa," sagte Sara; ihm nähertretend und seine düstere Miene bemerkend, fügte sie besorgt hinzu:

„Und wie traurig Du aussiehst!"

Doctor Davenal riß sich gewaltsam empor, reichte seiner Tochter die Hand und wandte sich der Straße zu. In demselben Augenblicke erschollen draußen die dumpfen, schauerlichen Klänge der Todtenglocke.

„Weißt Du, um wen sie läuten, Papa? Ich habe die Todtenglocke noch nie zu einer so späten Stunde gehört."

„Ich glaube, sie läuten um Lady Oswald."

„Papa! Um Lady Oswald?" schrie sie vor Schreck und Staunen laut auf.

„Sie ist todt, Kind," sagte er in leisem, mit dem ihrigen eigenthümlich contrastirenden Tone.

„Ach, Papa! Starb sie bei der Operation?"

„Ja, wenn man es so nehmen will. Die Operation

ging glücklich von Statten, sie wurde jedoch dabei mit Chloroform betäubt und erwachte nicht wieder."

Sara stand wie erstarrt. Hundert Schmerzen durchzuckten sie, hundert Fragen traten ihr auf die Lippen. „Warum gabst Du ihr Chloroform, Papa?" rief sie, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich sagte.

Einen Augenblick trat die Versuchung an Doctor Davenal heran, seiner Tochter die Wahrheit zu sagen; er öffnete die Lippen, um zu sprechen; schloß sie aber sogleich wieder. Er kannte Sara als geschickt und würdig, ein Geheimniß zu bewahren, aber wer konnte dafür stehen, daß nicht selbst ihr ein unbedachtes Wort entschlüpfen und unglückliche Folgen nach sich ziehen könne?

Um Marks willen war es besser, sie gleich der übrigen Welt in Unwissenheit über den eigentlichen Sachverhalt zu lassen.

„Meine Tochter," sagte er — und die Worte schienen ihr eine ganz ungewohnte Feierlichkeit zu haben — „ich habe mich stets bestrebt, für meine Patienten unter Gottes Beistand das Beste zu thun. Hätte es in meiner Macht gestanden, Lady Oswalds Leben zu retten, so würde ich es gewiß gerettet haben."

„Ja, ja, Papa, das weiß ich, das wissen wir Alle. Starb sie plötzlich? Kannte sie ihren Zustand?"

„Leute, die an den Wirkungen des Chloroform sterben, wissen selten noch etwas, nachdem sie es eingeathmet haben. Sie wußte und empfand sicher nichts mehr. Sara, es ist ein sehr schmerzliches Thema, ich möchte nicht weiter darüber sprechen, es geht mir sehr — sehr nahe."

Sie verließ ihn und ging die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer, um daselbst Shawl und Hut abzulegen. Als sie

wieder hinunter kam, befand sich Doctor Davenal im Speisezimmer, wo, wie gewöhnlich, wenn sie Sonntags zeitig aßen, eine leichte Collation aufgetragen war.

„Ich bin heute Abend nicht im Stande zu essen," sagte der Doctor zu seiner Schwester.

Er setzte sich gar nicht an den Tisch, sondern ging mit abgemessenen Schritten im Zimmer auf und ab. Neal warf einen verstohlenen Blick auf ihn, indem er fragte: „Soll ich das Gas in ihrem Zimmer anzünden, Herr Doctor?"

„Nein. Du kannst eine Flamme anzünden," fügte der Doctor nach einer kurzen Pause hinzu.

„Was fehlt Dir denn, Richard?" fragte Miß Davenal, „Du scheinst so niedergeschlagen. Hast Du heute einen sehr anstrengenden Tag gehabt?"

„Ach ja, ziemlich anstrengend," rief der Doctor.

„Weißt Du wer todt ist? Das ist ja ganz etwas Neues, daß sie noch am Abend die Todtenglocke läuten."

„Du kannst es Deiner Tante mittheilen, Sara," sagte der Doctor ruhig, indem er der Thür zuschritt und durch dieselbe verschwand.

„Nun, das muß ich sagen, mein Bruder ist ganz besonders höflich heute Abend," rief Miß Davenal ärgerlich.

„Kann er mir denn nicht einmal antworten?"

Sara legte das Stückchen Kuchen, welches sie zu essen versucht, auf den Tisch, trat dicht an ihre Tante heran und sprach in ihrem lautesten und deutlichsten Tone:

„Siehst Du nicht Tante, daß Papa tief erschüttert ist? Lady Oswald ist todt"

Die arme Miß Bettina, niemals sehr glücklich im Verstehen, warf die Mittheilung in einer wahrhaft verzweifel-

ten Weise durcheinander. „Was sagst Du? Lady Oswald ist erschüttert? Wer ist todt?“

„Tante, Tante, Du würdest mich verstehen, wenn Du nicht so ungeduldig wärest. Lady Oswald ist todt, und ich sage, Papa ist tief erschüttert.“

Miß Davenal hörte jetzt und sah ganz entsetzt aus. „Lady Oswald todt! Es kann nicht sein, Sara.“

„Sie mußte sich in Folge des gestrigen Unfalls einer Operation unterwerfen, Papa gab ihr, um ihr die Schmerzen zu lindern, Chloroform und sie ist aus der Betäubung nicht wieder erwacht.“

Miß Davenal ergriff in ihrem Schreck Saras beide Hände; ihre Sinne waren jetzt geschärft und sie hatte die Mittheilung ihrer Nichte vollkommen verstanden; sie sah kreidebleich aus. Neal, der soeben eingetreten war, blieb an der Thür stehen und erwartete, sie werde jeden Augenblick in Ohnmacht fallen.

„Sara, ich habe immer ein Entsetzen vor Chloroform gehabt und es dem Doctor unzählige Mal gesagt. Sie sollten es an mir nicht probiren. Wer gab es ihr?“

„Papa,“ antwortete Sara, nicht ahnend, daß sie damit eine Unwahrheit ausspreche, „aber er gab es ihr in der besten Absicht, Tante Bettina.“

„Natürlich gab er es ihr in der besten Absicht, wer bezweifelt das? Ich kann aber Chloroform nicht leiden, habe immer einen Abscheu dagegen gehabt. Es ist jetzt in die Mode gekommen, sie nennen es eine Verbesserung, einen Fortschritt, was ja auch die Eisenbahnen sein sollen — und ich leugne auch gar nicht, daß es die Schmerzen lindert; aber, wie gesagt, ich habe einen Abscheu dagegen.“

Sara blieb noch eine kurze Zeit bei ihrer Tante und

ging dann nach dem Zimmer ihres Vaters. Der Doctor schritt unruhig darin auf und ab.

„Ich wollte Dir Gute Nacht sagen, Papa.“

„Du gehst früh zu Bett, es ist erst zehn Uhr.“

„Es ist schon zehn vorüber. Gute Nacht, lieber Papa, ich hoffe, Du wirst Dich morgen besser befinden.“

„Ich bin seid Richards Tod nicht so betrübt gewesen. Gute Nacht, mein Kind.“

Es war nicht der Tod selbst, was Doctor Davenal tief unglücklich machte, sondern der Gedanke, daß er gewissermaßen muthwillig herbeigeführt worden war. Das Geheimniß bedrückte seine Seele gleich einer Centnerlast.

Siebenzehntes Kapitel.

Doctor Davenals nächtlicher Gast.

Sara Davenals Schlafzimmer lag im ersten Stocke, gerade über des Doctors Studirzimmer und durch den Vorsaal getrennt, dem Besuchszimmer gegenüber. Es war kein großes Zimmer, mehr länglich als breit; das Bett stand an der hinteren Wand. Das hinter diesem Zimmer liegende größere Gemach diente Miß Davenal zum Schlafzimmer, während das auf der andern Seite belegene, an das Besuchszimmer stoßende Zimmer von Doctor Davenal bei Lebzeiten seiner Frau als Schlafzimmer benutzt worden war. Seit ihrem Tode diente es als Logirzimmer.

Sara begann das Geschäft des Auskleidens nicht sofort nach ihrem Eintritt. Sie löschte das Licht aus und setzte sich an das offene Fenster, um noch einige Minuten eine

stille Einkehr in sich selbst zu halten, wie sie gern zu thun pflegte, wenn der Abend schön war und sie sich früh zurückgezogen hatte. Bei aller gesunden praktischen Vernunft, die ihr in gutem Maße zu Theil geworden war, besaß sie doch einen gewissen träumerischen, phantastischen Zug des Gemüthes und seit Richards Tod dachte sie mehr an das Land, nach welchem er gepilgert und wohin wir alle pilgern werden, als man dies sonst von jungen Mädchen in Saras Alter zu erwarten gewohnt ist. Wie sie am Nachmittag gegen ihren Vater erwähnt, beschäftigte sie oft und lebhaft die Frage, ob Richard und ihre hinübergegangene Mutter, deren sie sich nur noch undeutlich erinnerte, wohl auf sie herniederblicken könnten; sie weilte gern bei der Vorstellung, daß ihnen dies möglich sei und verlor sich in eine höhere übersinnliche Welt.

Heute Abend beschäftigten sich ihre Gedanken jedoch nicht mit ihren lieben Verstorbenen; Lädy Oswalds unglücklicher Tod erfüllte ihre ganze Seele. Daß Doctor Davenal das verhängnißvolle Betäubungsmittel nur in bester Absicht und nach reiflicher Ueberlegung angewandt, daran konnte bei ihr auch nicht der Schatten eines Zweifels obwalten; aber sie kannte ihren Vater genau genug, um zu wissen, daß der traurige Erfolg desselben ihm eine Quelle des heftigsten Selbstvorwurfes, der bittersten Reue werden müsse und sie fühlte mit ihm aus der Tiefe ihres guten kindlichen Herzens. Eine düstere Ahnung, als ob schweres Unheil über dem Haupte ihres Vaters schwebe, bemächtigte sich ihrer und quälte sie.

Obgleich Sara ganz dicht am offenen Fenster saß, konnte sie doch von den auf der Straße Vorübergehenden nicht leicht gesehen werden, wenn wirklich Jemand seine Blicke in

die Höhe richtete. Vor dem Fenster war nämlich ein mit Blumentöpfen aller Art dicht besetztes Blumenbret angebracht. Geranien der verschiedensten Gattung, Fuchsias, Heliotrop, Myrten, Lorbeer, Rosen, blühender Cactus, erhoben stolz ihre Köpfe und bildeten eine Wand, hinter welcher Sara, geschützt vor jeder Beobachtung, wie vor dem Lichte der an der Thür brennenden Gaslampe, welche sonst ihren Schein auf sie geworfen haben würde, ungestört sitzen konnte und während sie Alles zu übersehen vermochte, doch jedem neugierigen Auge verborgen blieb. Wenn sie, am Fenster stehend, hinaussah, so befand sich ihr Kopf über den Blumen, welche sie jedoch gänzlich verhinderten, das zu sehen, was dicht unter ihrem Fenster vorging.

Der unmittelbar vor Doctor Davenals Fenster belegene Theil des Vorgartens war für ihre Blicke so wenig erreichbar, als ob er hundert Meilen weit entfernt gewesen wäre; es ist nothwendig, dieses Umstandes zu erwähnen. Die Aussicht aus der über Saras Schlafzimmer belegenen und von Watton, der Haushälterin, bewohnten Stube war gleichfalls beschränkt durch die Saras Fenster schmückenden Blumen, welche übrigens das Entzücken der Bewohner von Hallingham bildeten und manchen Vorübergehenden veranlaßte, an dem den Vorgarten umgebenden Eisengeländer stehen zu bleiben und seine bewundernden Blicke empor zu den lieblichen Kindern Saras zu senden.

Sie liebte es, wie in diesem Augenblicke, den süßen Duft der Blumen einzuathmen, der in der Nacht noch stärker und berauschender, als am Tage ihren Kelchen entströmt. Der Geruch des Heliotrop war vielleicht sogar etwas zu stark, aber sie dachte nicht daran, ihn zu entfernen, brachte ihn vielmehr in eigenthümlicher Gedankenassociation in Verbin-

dung mit Mr. Oswald Cray. Sie hätte nicht angeben können, wie oder weshalb, hatte niemals versucht, sich Rechenschaft von diesen Uebergängen des Sinnlichen in das Seelische zu geben, sie wußte nur, daß wenn sie sich dem Fenster näherte und der Duft des Heliotrop ihre Nerven berührte, erhob sich Oswald Crays geliebtes Bild wie hervorgerufen durch einen magischen Zug, klar und deutlich vor ihrem geistigen Auge.

Es bedurfte eigentlich gar nicht noch einer äußeren Hülfe, um ihn ihrem Gedächtniß herbeizurufen; er war demselben schon viel zu fest und unauslöschlich eingeprägt. Während des letzten Jahres, in welchem Oswald Cray ein sehr häufiger Besucher ihres Vaterhauses geworden war, hatte die Liebe zu ihm allmählig ihr ganzes Sein erfüllt, war zwischen ihnen jene geheimnißvolle, unerklärliche Sympathie erwacht, die zwei Herzen, und gerade nur diese beiden in der ganzen Welt, zu einander zieht, sie für das ganze Leben unauflöslich mit einander verbindet. Oswald Cray hatte niemals von seinen Gefühlen gesprochen, oder sie auch nur angedeutet, bis zu dem Augenblicke, wo Doctor Davenal ihm ehrlich eingestand, er habe geglaubt, daß Caroline ihm nicht gleichgültig sei; das hatte seine Lippen entsiegelt und er hatte ein Wort, denn mehr konnte man es füglich nicht nennen, gegen Sara gesprochen. Es bedurfte desselben nicht, sie hatte so deutlich in seinem Herzen gelesen, kannte seine Gefühle für sie so genau, als ob er sie ihr mit tausend Eiden betheuert hätte.

Es war eine Liebe, der sie sich nicht zu schämen hatte, die sie, ohne jene süße Verschämtheit, welche gleich dem Veilchen ihr Angesicht verbirgt und die immer die Begleiterin dieses heiligsten aller Gefühle, wenn es anders war und nicht ist, sein muß, frei und offen vor aller Welt hätte

verkünden dürfen. Die Liebe, welche in jeder Fiber ihres Herzens lebte, die ein Theil ihres ganzen Wesens geworden, hätte auf keinen würdigeren Gegenstand fallen können, als auf Oswald Cray; Sara Davenal war aber auch ein Charakter, dem es unmöglich oder wenigstens, bei dem es höchst unwahrscheinlich gewesen wäre, daß er eine unwürdige Wahl treffe; ihr richtiges Gefühl, ihre feine Beobachtungsgabe, ihr hoher Sinn für das Edle und Gute mußten sie vor einer solchen Verirrung bewahren. Es ist nicht zu leugnen, daß auch Oswald Cray seine Fehler besaß; wer besäße dieselben nicht? Aber es waren Fehler höherer Art, wenn man so sagen darf, Fehler, die einen Menschen nie zu niedrigen Handlungen verleiten, nie seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft untergraben konnten. Eines war des Andern werth, sie paßten zu einander ihrer Tugend, ihrer Schönheit, selbst ihrer äußern Lebensstellung nach, und ihre Liebe war eine solche, die für die Ewigkeit geknüpft, nicht durch die Macht der Verhältnisse, durch Zeit und Wechsel ausgerottet werden konnte. Und wenn sie einander nie mehr wurden, als sie sich jetzt waren, wenn widrige Schicksale, die Lästerzungen der Welt, Saras strenge Grundsätze, Oswalds eigensinniger Stolz, kurz einer jener unvorhergesehenen Umstände, an denen das Menschenleben so reich ist, sie dennoch trennen sollte, so stand doch unumstößlich fest, daß in ihren Herzen die Liebe zu einander niemals ersterbe, der Platz nie durch ein anderes Bild ausgefüllt werden könne.

Ohne daß sie recht wußte, wie dies geschehen, hatten sich Sara Davenals Gedanken nach und nach von Lady Oswalds düsterm Schicksale entfernt und diesem freundlicheren Gegenstande zugewendet. Sie wollte in dieser traurigen Nacht

nicht an ihre Liebe denken, nicht an das süße Wort, das Oswald ihr beim Abschiede zugeflüstert, aber es tönte unaufhörlich in ihrem Ohr und ihrem Herzen, schmeichelte sie ihrer unbewußt in die süßeste Träumerei, in welcher jemals ein Mädchenherz sich das Bild der Zukunft ausmalt.

Sie wurde plötzlich daraus emporgeschreckt. Nicht durch irgend einen Gedanken an die arme Lady Oswald, oder an den Schmerz ihres Vaters, oder durch die Erinnerung, daß es spät geworden und die Zeit sich zur Ruhe zu begeben könnte herangekommen sein, sondern durch den Anblick einer durch die Gitterthür in den Vorgarten tretenden Gestalt. Es war nichts Ungewöhnliches, daß diese Thür in der Nacht geöffnet ward durch einen Doctor Davenal an ein Krankenbett rufenden Boten, aber dieser nächtliche Gast hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas so Eigenthümliches, daß er unwillkürlich die Aufmerksamkeit fesseln mußte.

Es war ein großer Mann, mit einer Mütze auf dem Kopfe, die er tief in die Stirn gedrückt und welche an beiden Seiten sogenannte Ohrenklappen und Bänder hatten, vermittelst welcher sie unter dem Kinn befestigt war. Ein großer grauer Plaid umhüllte die Gestalt in einer höchst sonderbaren Weise, wie Sara noch bei Niemand in Hallingham gesehen zu haben sich erinnern konnte. Er war nach Damenart gefaltet und um die Schultern geschlagen, dann wieder hinten zusammengeknüpft und so in die Höhe gezogen, daß er den untern, nicht von der Mütze bedeckten Theil des Gesichtes und Kopfes verhüllte. Es war nur natürlich, daß Sara den Mann scharf ansah und den Wunsch hegte, seine Gesichtszüge zu erkennen. In ihrer Theilnahme für die Kranken glaubte sie daraus entnehmen zu können, am Bette welches Leidenden ihres Vaters Dienste heute noch

gefordert wurden. Es war ihr jedoch unmöglich und die nächste Frage, welche sie sich vorlegte, war, weshalb der Mann sich wohl in einer so schönen, milden Nacht derartig vermummt haben möge. Sie sollte bald noch mehr Ursache zur Verwunderung erhalten und zwar zunächst durch die Bewegungen des Eingetretenen.

Er war mit hastigen Schritten, wie Leute, die den Arzt zu Kranken zu rufen kommen, gewöhnlich pflegen, an die Gitterthür gekommen, hatte sie geöffnet und sich dann mit einem schnellen Sprunge nach der rechten Seite gewendet, wo die Gebüsche tiefen Schatten warfen. Dort blieb er, die Blicke nach dem Hause gerichtet, stehen, wenigstens erschien es Sara so, denn es bedurfte in der That eines scharfen Auges, um ihn von dem dunklen Hintergrunde zu unterscheiden. Dies war nicht die Art und Weise, wie sonst Kunden in der Nacht zu Doctor Davenal kamen; Sara, deren Erstaunen von Secunde zu Secunde wuchs, stand auf, um besser sehen zu können.

Er kam endlich, sich immer dicht an den Gesträuchen haltend, vorwärts und schlich vorsichtig bis unter Doctor Davenals Fenster. Trotz aller Anstrengungen, seine Bewegungen weiter zu verfolgen, verlor ihn Sara, da er sich jetzt gerade unter dem Blumenbret befand, aus den Augen, sie hörte jedoch ein leises Klopfen an das Fenster. Nicht ein Klopfen, wie das eines Menschen, der in großer Eile sofort die Aufmerksamkeit erregen will, sondern zögernd, vorsichtig, als ob er fürchte, gehört zu werden. Sara lehnte sich weiter aus dem Fenster, sie konnte jedoch sich nicht so weit vorbeugen, um etwas sehen zu können.

Das Fenster ward sogleich geöffnet, Doctor Davenal mußte mithin noch in dem Zimmer gewesen sein und der

aus demselben fallende Lichtschein den Fremden vermuthlich veranlaßt haben, an das Fenster, statt an die Thür zu klopfen. Der erste Laut, nachdem das Fenster geöffnet worden, war ein warnendes St! — St! St! ob dies jedoch von dem Einlaßbegehrenden, oder von ihrem Vater ausgegangen sei, vermochte Sara nicht zu entscheiden. Ein kurzes Zwiegespräch folgte im leisesten Flüstertone, dann kam Doctor Davenal nach der Thür und ließ den Gast ein. Sara wußte nicht, wie sie sich den ganzen Vorgang erklären solle.

Sara war jedoch nicht die einzige Person im Hause, die den soeben stattgefundenen Auftritt mit angesehen und darüber verwundert war, er hatte noch auf einer anderen Seite das Staunen, oder besser die quälendste Neugier, erregt; Neal war ebenfalls ein Zeuge davon gewesen. Als es halb elf geschlagen — der geheimnißvolle Gast kam etwa fünf Minuten später —, hatte Doctor Davenal sein Studirzimmer geöffnet und Neal geboten, das Gas auszulöschen, was gleichbedeutend für den Diener war, mit der Erlaubniß, zu Bett zu gehen, da das Verlöschen des Gases stets der letzte Dienst war, welchem sein Herr von ihm verlangte. Neal that, wie ihm geheißen war; er löschte die im Flur brennende Lampe, so wie einige sonst noch angezündete Flammen aus und ließ nur die in des Doctors Zimmer noch brennen. Doctor Davenal löschte diese Flamme gewöhnlich selbst aus, er that es auch an diesem Abend, während er noch mit Neal sprach und zündete dann ein Licht an, um in sein Schlafzimmer zu gehen.

Neal schloß den Haupthahn, hatte mithin seinen Pflichten für diesen Tag vollkommen genügt und hätte sich zur Ruhe begeben können, wenn ein so zeitiges Aufsuchen des Bettes nicht ganz gegen seinen Geschmack gewesen wäre. Er zog

sich daher statt in sein Schlafgemach in sein Asyl, die Vorrathskammer, zurück, löschte das Licht aus, schlüpfte durch die aus demselben ins Freie führende Thür in den schmalen Gang und gelangte von dort, sich vorsichtig durch die Gebüsche zwängend, in den Vorgarten. Hier stand er nun, nicht weit von des Doctors Fenstern, unter den Sträuchern, anscheinend in keiner andern Absicht, als um frische Luft zu schöpfen.

Er blickte nach dem Fenster, die unteren Theile der Läden, welche der Doctor unmittelbar vor dem Schlafengehen zu schließen pflegte, standen noch offen und er konnte durch die Jalousien hindurch die Wachskerze auf dem Tische brennen sehen. Neal hatte, wie er es den Befehlen des Doctors gemäß immer that, nur die oberen Theile der Läden geschlossen, da Doctor Davenal gern, so lange er auf war, den Blick auf die Straße frei haben und ein Fenster öffnen mochte, was das Schließen der oberen Läden nicht verhinderte. So minutiös diese Schilderung auch scheint, sind doch alle Details wichtig, denn die Nacht war eine entscheidende für Doctor Davenals Leben, wie für das anderer in unsere Erzählung verflochtener Personen.

Neal sah nicht allein die Kerze, sondern auch seinen Herrn, der, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische saß. Ob er las oder das Haupt nur in Gedanken so tief herabgebeugt hatte, vermochte Neal nicht zu unterscheiden, das aber unterlag keinem Zweifel, er hatte kaum in seinem Leben jemals ein sorgenvolleres Gesicht, als das des Doctors gesehen. Obgleich dieser Anblick keineswegs uninteressant für Neal war, fand er doch sonst nichts, was seiner unersättlichen Neugierde genügende Nahrung gewähren konnte er schlich deshalb vorsichtig vom Fenster weg und wandte

seine Aufmerksamkeit der Straße zu. Es war dringend nothwendig, daß er bei diesen nächtlichen Excursionen mit der äußersten Behutsamkeit zu Werke ging, denn das leiseste Rascheln in den Sträuchern würde bei dem ringsum herrschenden tiefen Stillschweigen von Doctor Davenal, der seiner Gewohnheit nach bei halbgeöffnetem Fenster saß, vernommen worden sein. Es schien anfangs, als solle Neals Anstrengung heute durchaus keinen Lohn finden, denn es pflegten sich am Sonntag Abend nach zehn Uhr nur selten noch Leute auf den Straßen von Hallingham zu befinden, auch würde man sich täuschen, wenn man glaubte, er hätte gerade an diesem Abende in einer bestimmten Absicht auf der Lauer gestanden, es war einmal seine Gewohnheit, beständig zu spioniren und er ging nicht leicht zu Bett, ohne noch einmal in und außer dem Hause umherzuschnüffeln, ob sich nicht etwas ereigne, was der Mühe des Beobachtens lohne.

Leider sollte sich an diesem Abende noch etwas ganz besonders Interessantes ereignen. Neal war eben im Begriffe, in das Haus zurückzukehren, überzeugt, daß die ruhige Sonntagnacht ihm doch keine Abwechselung mehr bieten werde, da sah er den Mann, welcher Sara Davenal in solches Erstaunen versetzt hatte, auf die Gitterthür zukommen und durch dieselbe eintreten. Neal drückte sich sofort in ein sicheres Versteck und strengte von dort aus seine Augen an, den Fremden zu erkennen, war darin aber ebenso wenig glücklich, wie die an ihrem Fenster lauschende Sara.

Er hörte das leise Klopfen an das Fenster, das warnende St! St! als der Doctor dasselbe öffnete und konnte auch nicht mit Gewißheit sagen, von wem dasselbe ausgegangen sei; dann hörte er nach einem kurzen Flüstern, von

dem er auch nicht eine Sylbe zu verstehen vermochte, den Doctor mit etwas lauter Stimme sagen:

„Ich werde die Thür öffnen."

Der Fremde ging nach der Hausthür und Neal stahl sich mit dem leisen, unhörbaren, katzenartigen Tritt, in dem er es durch lange Praxis zur Meisterschaft gebracht, in unglaublicher Schnelligkeit nach seiner Vorrathskammer zurück und war zur rechten Zeit dort, um aus der Thür derselben hervorlugen und den Fremden ins Haus treten sehen zu können.

Er hatte dabei einen ihm hinderlichen Umstand außer Acht gelassen; es war stockfinster im Hausflur, Doctor Davenal hatte das Licht nicht mit herausgebracht und Neal sah nichts als die ganz schwachen Umrisse des Eintretenden. Sie gingen in das Zimmer, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, die Thür ward leise und geräuschlos geschlossen und der Riegel vorgeschoben.

Neal zog seine Schuhe aus, schlich sich auf den Fußspitzen bis an die Thür und legte das Ohr an das Schlüsselloch.

Er konnte kein Wort hören. Die Thür war aus festem Eichenholz, Neal hatte schon öfter daran gelauscht und nie glücklichere Resultate erzielt. Er ging znrück durch die Vorrathskammer, von da ins Freie und bis zum Fenster; ein Ausruf des Zornes und der getäuschten Erwartung entfuhr ihm, Doctor Davenal hatte das Fenster und die Jalousien geschlossen.

Aber er hatte die Läden nicht zugemacht und Neal konnte wenigstens durch einen kleinen Spalt zwischen dem Fenster und den Jalousien einen Blick ins Zimmer werfen. Er gewann dadurch nicht viel, denn in dem Theil des Zimmers, auf das ihm auf diese Weise eine höchst unvollkommene Aus-

sicht eröffnet war, befanden sich weder Doctor Davenal, noch sein Gast, sie saßen auf der andern Seite dicht beieinander und sprachen so leise, daß kaum ein undeutliches Summen an Neals Ohr schlug und er nicht recht wußte, ob er sich überhaupt nicht bloß einbilde, den Ton von Menschenstimmen zu vernehmen.

Nichts destoweniger wartete er geduldig; Leute wie Neal besitzen immer viel Geduld. Es schlug elf, es schlug halb zwölf und er befand sich immer noch auf seinem Posten.

Im Zimmer ging eine kleine Veränderung vor; Doctor Davenal stand auf und begann auf- und abzuschreiten. In seinem Gesichte gab sich die größte Aufregung kund. Neal konnte, als er am Fenster vorüber schritt, einen flüchtigen Blick darauf werfen und war betroffen von dem sich darin malenden Ausdrucke der Sorge, der Angst, der Furcht, Neal war schon lange mit sich darüber einig geworden, dieser Besuch müsse mit der Katastrophe des verflossenen Tages, mit Lady Oswalds plötzlichem Tode, zusammenhängen.

Plötzlich fuhr Neal erschrocken zusammen. Er hatte seine Nase ganz dicht an das Fenster gedrückt und dieses wurde mit einem male und ohne, daß er sich nur im Entferntesten versehen, vielleicht zehn Zoll breit geöffnet. Neal glaubte, es sei um seine Nase geschehen.

Als er, was erst nach einigen Minuten geschah, seiner Sinne wieder mächtig war, hörte er den Doctor in gebrochenem Tone sagen: „Stillschweigen muß um jeden Preis erkauft werden, und wenn es mein ganzes Vermögen kostet, ich muß Stillschweigen erkaufen.“

Neal spitzte die Ohren.

Doctor Davenal ging noch immer hin und her, sein Gast, wer es auch immer sein mochte, rührte sich nicht von

seinem Platze. „Ja, es. war Lady Oswalds ausdrücklicher Wille, sie wünschte es," waren die nächsten Worte, welche der Lauscher vernahm, dann war wieder eine Pause von einigen Minuten.

„Ich weiß das. Ja, die Welt würde es als einen Mord betrachten. Ich wußte, daß ihrer Constitution Chloroform gefährlich, wo nicht tödtlich werden müsse. Gott erbarme sich über mich! Was habe ich gethan, daß die Schrecken dieses Tages auf mein Haupt fallen mußten!"

Doctor Davenal war, während er diese Worte sprach, am Fenster, dicht an Neals Ohr stehen geblieben, und Neals Haar sträubte sich auf seinem Kopfe. Von diesem Augenblicke an glaubte er fest und unerschütterlich, sein Herr habe Lady Oswald vorsätzlich ermordet. Vielleicht war er nach dem Anhören der soeben vernommenen unzusammenhängenden, aber bedeutungsschweren Worte wegen eines solchen Glaubens zu entschuldigen.

Es verging eine kurze Zeit, während welcher Neal nichts mehr hörte. Sein Herr hatte dem Fremden gegenüber gestanden und lebhaft mit ihm gesprochen, aber kein Ton davon hatte Neals Ohr erreicht. Doctor Davenal näherte sich dem Fenster wieder.

„Ich habe es versprochen und es soll geschehen. Wenn es den letzten Schilling, den ich erspart habe, kosten soll, so muß dieses entsetzliche Geheimniß erkauft werden — wenn Geld es überhaupt zu erkaufen vermag. Ich werde hinfort keinen glücklichen Augenblick mehr haben; werde leben, wie mit einem bloßen Schwerte über mir, das jeden Augenblick herabzufallen droht."

Der Fremde murmelte einige Worte, die zu verstehen Neal seine Ohren im höchsten Grade anstrengte. Ob er

dabei irgend ein leises Geräusch am Fenster oder zwischen den Gesträuchen machte, konnte er sich nicht erklären, genug, Doctor Davenal trat ans Fenster und schloß es eben so plötzlich, wie er es geöffnet hatte.

Zu hören war nun nichts mehr; aber Neal konnte sehen — wenn auch nur wenig. Er sah Doctor Davenal mit dem Lichte in der Hand das Zimmer verlassen und einen Teller mit Backwerk nebst einer Flasche Wein zurückbringen. Neal wußte, daß er diese Eßwaren aus dem im Speisezimmer befindlichen Büffet geholt haben müsse. Der Gedanke stieg Neal auf, ob er nicht in das Haus schleichen und unter dem Vorwande, er habe seinen Herrn gehen gehört und wollte sich erkundigen, ob derselbe vielleicht seiner bedürfe, Einlaß in das Studirzimmer zu erhalten versuchen sollte. Er wagte es jedoch nicht. Neal hätte das Lohn eines ganzen Jahres darum gegeben, nur einen Blick auf das Gesicht des Fremden werfen zu dürfen — und nun war ihm jede Hoffnung darauf geraubt. Doctor Davenal hatte nicht sobald den Wein und das Backwerk auf den Tisch gesetzt, als er sich zum Fenster wandte und die Läden schloß.'

Am Fenster konnte Neals Bleiben natürlich nun nicht länger sein. Er ging ins Haus und stand in der Thür seiner Vorrathskammer, überlegend, ob er sich wohl bis zum Studirzimmer wagen dürfe. Ein Glück für ihn, daß er es nicht that, denn Doctor Davenal trat mit dem Lichte in der Hand heraus und ging die Treppe hinauf nach dem Zimmer seiner Tochter.

Neal hörte ihn leise klopfen, hörte ihn flüsternd fragen, ob sie schon im Bette sei. Daß dies nicht der Fall sei, bewies das sofortige Oeffnen der Thür. Doctor Davenal ging hinein und schloß die Thür hinter sich. Neal konnte

ein leises Flüstern vernehmen, wie wenn der Doctor seiner Tochter etwas erkläre, dann kamen Beide leise, um die Schläfer im Hause nicht zu erwecken, die Treppe hinunter. Neal konnte sehen, daß Sara noch in dem vollen Anzug war, den sie bei Tage getragen. Sie traten in das Studirzimmer, dessen Thür sogleich wieder hinter ihnen geschlossen und verriegelt ward.

Nach zehn Minuten kam Sara allein wieder zurück und ging die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer, Neal glaubte, er habe sie schluchzen gehört.

Kurze Zeit und der nächtliche Gast trat aus der Thür, abermals ohne Licht. Doctor Davenal öffnete ihm die Hausthür und ließ ihn hinaus. Neal eilte mit seiner schlangenartigen Gewandtheit wieder zu seinem Beobachtungsposten im Vorgarten und kam gerade noch zur rechten Zeit, um den Fremden durch die Gitterthür verschwinden zu sehen, wie bei seiner Ankunft. durch die Mütze und den grauen Plaid gänzlich verhüllt.

Achtzehntes Kapitel.

Nach des Gastes Entfernung.

Ein Bild des Schmerzes, der Verzweiflung, des Schreckens, saß Doctor Davenal, nachdem der geheimnißvolle Fremde ihn verlassen, in seinem Studirzimmer. Er hatte einen furchtbaren Schlag erhalten, einen Schlag, geeignet, zu gleicher Zeit die Kräfte des Körpers und des Geistes zu erschüttern und zu lähmen. Tief gebeugt sank sein Kopf

auf die Bruſt, die Arme hingen ſchlaff am Körper herab das ſtarre, wilde, Angſt ausdrückende Auge ſchien jedem Andern eher angehören zu können, als dem ſonſt ſo ruhigen, geſammelten Arzte. Eine und eine Viertelſtunde war bereits ſeit der Entfernung des ſo unſägliches Weh hinter ſich zurücklaſſenden Gaſtes vergangen, die Hausuhr ſchlug Eins und noch immer verharrte Doctor Davenal in ſeinem unglücksſchweren Hinbrüten.

Die Wachskerze, welche unbeachtet auf einem Seitentiſche, auf den er ſie zufällig niedergeſetzt, brannte, nahte ihrem Verlöſchen. Noch einmal zuckte ſie kniſternd zu einer hellen Flamme auf, damit andeutend, daß ſie nach wenigen Augenblicken ihr Ende erreicht haben werde. Dies erweckte Doctor Davenal aus ſeiner Träumerei. Die Ausſicht, bald tiefe Finſterniß um ſich zu haben, war eine nicht grade erfreuliche; er riß ein Stück Papier von einem in ſeiner Nähe befindlichen Zeitungsblatt und verſuchte damit die Gaslampe anzuzünden, ohne zu bedenken, daß dies durch das Schließen des Haupthahnes unmöglich gemacht ſei.

Seines Irrthums inne werdend, ſtand er einige Augenblicke mit den Händen an die Schläfen gedrückt, wie um ſeine Gedanken zu ſammeln, dann öffnete er die Thür ſeines Schlafzimmers, in welchem auf dem Kaminſims ſtets zwei auf Leuchter geſteckte Kerzen ſtanden; er holte eine derſelben und kam noch zur rechten Zeit, um ſie an der verlöſchenden Wachskerze entzünden zu können.

Der Doctor war durch dieſe Thätigkeit wieder etwas in die Wirklichkeit zurückgeführt worden. Er ſah auf ſeine Uhr, leuchtete dann mit dem Lichte nach dem Bücherbret hinauf, nahm von demſelben ein Eiſenbahn-Coursbuch herab und ſetzte ſich an den Tiſch, um daſſelbe durchzuſehen.

„Nichts vor morgen früh!“ rief er in einem Tone, der ärgerlich geklungen hätte, wenn nicht aus demselben ein tiefer Schmerz hervorgetönt, „doch halt! Ja hier ist noch etwas! Drei Uhr zwanzig Minuten geht hier ein Zug nach Merton durch, den kann ich benutzen, denn dort finde ich sogleich einen Zug, mit dem ich weiter fahren kann.“

„Ich muß mit diesem Zug fahren; es darf kein Augenblick versäumt werden, ehe der Morgen graut, muß dieser unglückliche Handel unterdrückt sein. Zwanzig Minuten nach drei und jetzt ist es ein Uhr, ich kann mich also noch anderthalb Stunden niederlegen.“

Er ging in sein Schlafzimmer, zog den Rock aus und legte sich auf das Bett; es war nicht zu befürchten, daß er die Zeit verschlafen könne; der Schlaf senkt sich nicht so leicht auf die Augen nieder, nachdem das Gemüth unmittelbar zuvor in so heftiger Weise aufgeregt und erschüttert worden ist.

Der Doctor vermochte nicht einmal zu liegen. Er wandte sich unruhig von einer Seite auf die andere, sprang nach kurzer Zeit wieder auf und begann von neuem im Zimmer auf und abzugehen. Neal, der nicht daran gedacht hatte, zu Bett zu gehen, sondern mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, das Ohr an das Schlüsselloch gedrückt, auf seinem Lauscherposten an der Thür verharrt hatte, konnte jeden Fußtritt, jeden dem gemarterten Herzen entsteigenden tiefen Seufzer hören. Nie, nie wieder in seinem ganzen Leben sollte Richard Davenals Herz, befreit von der ihn drückenden schweren Last, klopfen können.

Die Versicherung, daß Neal erstaunt, bestürzt über die sich unter seinen Augen abspielenden Ereignisse, über das nach seiner Ansicht entdeckte Verbrechen war, würde kaum

annähernd den Eindruck beschreiben, der dadurch auf ihn hervorgebracht war. Er liebte seinen Herrn nicht, konnte ihn nicht einmal leiden, ja, es ist vielleicht nicht zu viel gesagt mit der Behauptung, daß er ihn haßte, denn sein Instinct hatte ihn belehrt, daß er von dem Doctor zum Theil durchschaut und für den Schuft, der er in Wirklichkeit war, gehalten ward; aber zu glauben, daß sein Herr fähig sei, eine Patientin vorsätzlich zu tödten, das erschien selbst einem Neal zu stark. Bis zu dieser Nacht hätte es Neal nicht für möglich gehalten, daß Doctor Davenal eine böse Handlung begehen könne; gegen seinen Willen und während er ihn verabscheute, hatte ihm die Tugend und Ehrenhaftigkeit seines Herrn Achtung abgenöthigt; jetzt aber war er fest überzeugt, der Doctor habe Lady Oswald vorsätzlich getödtet, d. h., ihr Chloroform gegeben, wissend, daß sie aus der Betäubung höchst wahrscheinlich nicht wieder erwachen werde.

Parkins Erzählung hatte in ihm den ersten leisen Argwohn erweckt oder vielmehr ein zorniges Gefühl gegen Doctor Davenal, daß er die Unvorsichtigkeit begehen und Lady Oswald chloroformiren konnte; noch lag Neal der Gedanke an einen vorsätzlichen, überlegten Mord sehr fern. Dennoch war der erste Keim dazu seiner unbewußt in seine Seele gelegt und als der geheimnißvolle nächtliche Gast bei seinem Herrn war und er diesen jene verdächtigen Worte sagen hörte, da konnte er denselben nur eine Deutung geben — daß, so unwahrscheinlich dies auch immer klingen mochte, Doctor Davenal des vorsätzlichen Mordes an Lady Oswald schuldig sei. Neal hoffte die Beweggründe zu diesem ungeheuren Verbrechen noch ausfindig zu machen und erachtete es für kein zu hohes Opfer, diesem Zwecke auch noch seine fernere Nachtruhe zu opfern. Um ihm Gerechtigkeit wider-

fahren zu lassen, muß zugegeben werden, daß er ganz entsetzt, ganz niedergeschmettert durch die vermeintliche Entdeckung war. Er konnte zu keiner Klarheit, keiner Sammlung gelangen, kam sich vor wie ein Mensch, der einen Schlag auf den Kopf erhalten hat und seine ganze Umgebung nur wie in einem dichten, formlosen Nebel verschwimmend vor sich sieht.

Doctor Davenal durchschritt noch immer in heftiger Gemüthserregung sein Zimmer, oder besser seine beiden Zimmer, denn die dieselben verbindende Thür stand offen und er ging von einem ins andere. Kurz nach Zwei begann er sich zu waschen und anzukleiden, d. h. er goß kaltes Wasser in ein Waschbecken, badete darin sein Gesicht und vertauschte einige Kleidungsstücke mit andern. Er zog Stiefel an, suchte seine Handschuhe und seinen Ueberrock, dann blieb er einige Minuten überlegend stehen.

Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. Er nahm seinen kleinen Schiebpult unter dem Tische hervor, wo derselbe, wie bereits erwähnt, seinen gewöhnlichen Platz hatte, schloß ihn auf und nahm gewisse, darin aufbewahrte Papiere daraus hervor. Er steckte dieselben in die Tasche, verschloß den Pult wieder, stellte ihn an seinen Ort und setzte sich dann nieder, um einige Zeilen zu schreiben.

Inzwischen war es halb drei Uhr geworden; der Doctor öffnete die Thür seines Zimmers und trat in den Hausflur. Neal, der ihn kommen gehört, hatte sich rechtzeitig in seine Vorrathskammer geflüchtet und sah ihn, durch eine Thürspalte derselben lugend, mit dem Lichte in der einen, einem Briefe in der andern Hand, die Treppe hinaufgehen. Neal schlich vorsichtig einige Schritte vorwärts und sah und hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Der Doctor kam sehr schnell wieder hinunter; er konnte nur bis zum Vorsaale der ersten Etage gewesen sein und keine Thür geöffnet haben, denn Neal wäre dies sicher nicht entgangen, auch war er gar nicht lange genug ausgeblieben, um dies bewerkstelligen gekonnt zu haben. Der Brief war aus seiner Hand verschwunden und Neal zerbrach sich den Kopf, wo er ihn wohl gelassen haben möge.

Doctor Davenal kehrte in sein Studirzimmer zurück, trat aber sogleich wieder daraus hervor, diesmal ohne Licht und, wie Neal bei dem jetzt durch das Hausfenster fallenden Wandlicht sehen konnte, mit dem Ueberrock an und dem Hut auf dem Kopfe.

Neal glaubte seinen Herrn auf die Vorrathskammer zukommen zu sehen; geräuschlos drückte er die Thür ins Schloß und schob den gut eingekeilten Riegel vor. Neal hielt seine Schlösser und Riegel stets in vorzüglichem Stande.

Er hatte sich nicht getäuscht; der Doctor kam auf die Vorrathskammer zu, versuchte sie zu öffnen und klopfte; als er sie verschlossen fand, laut und heftig an. Neal, ein viel zu gewiegter Kunde, um sich so leicht eine Blöße zu geben, warf schnell seinen Rock, seine Schuhe und seine Weste von sich, knöpfte die Tragbänder los, zerwühlte das Haar und öffnete mit schlaftrunkener Miene die Thür.

„Weshalb schläfst Du bei verschlossenen Thüren, Neal?“ fragte der Doctor in strengem Ton.

„Ich — ich — es kommt nur selten vor, daß ich es thue, Herr Doctor. Ich muß den Riegel gestern Abend in Gedanken vorgeschoben haben.“

„Ich will das nicht haben; es soll in meinem Hause Niemand bei verschlossenen Thüren schlafen. Es ist eine gefährliche Gewohnheit. Wenn plötzlich ein Feuer ausbräche

und es wäre Jemand, der einen festen Schlaf hätte, so könnte er elend umkommen müssen; thue das ja nicht wieder. Neal," fuhr er dann in verändertem Tone fort, „ich bin veranlaßt worden, noch in dieser Nacht mich weiter, als ich sonst zu thun pflege, von meinem Hause zu entfernen, ich möchte Miß Davenal nicht gern stören, sage Du ihr daher morgen früh, daß ich den ganzen Tag über fortbleiben werde."

„Müssen Sie so weit fort, Herr Doctor?"

„Ja, ich sage Dir ja, daß ich den ganzen Tag fortbleiben werde; es soll auch morgen Abend Niemand länger aufbleiben, um mich zu erwarten, es ist möglich, daß ich noch länger aufgehalten werde. Bestelle das Miß Davenal."

„Sehr wohl, Herr Doctor; ist der Wagen schon angespannt?"

Neal stellte diese Frage in listiger Absicht; es unterlag bei ihm gar keinem Zweifel, daß sein Herr diese Reise nicht in seinem Wagen unternehme.

„Ich brauche den Wagen nicht. Das ist Alles, Neal, Du kannst wieder zu Bett gehen, es thut mir leid, daß ich Dich stören mußte."

Doctor Davenal wandte sich um, ging nach der Hausthür, trat ins Freie und schloß sie sorgfältig wieder hinter sich zu. Neal wartete einige Augenblicke, dann brachte er seine Toilette einigermaßen wieder in Ordnung, ging ebenfalls nach der Hausthür und schob den schweren Riegel vor, um zu verhindern, daß sein Herr, wenn er unvorhergesehener Weise zurückkehren sollte, die Thür mit seinem Nachschlüssel öffnen und ihn so überraschen könne.

Neal zündete ein Licht an, ging in das Studirzimmer und unterwarf dasselbe einer eingehenden Untersuchung. Er fand wenig oder gar keine Ausbeute. Der Zustand des

Zimmers unterschied sich in nichts von dem, wie er es an jedem andern Morgen vorfand! keine Spur verrieth die Anwesenheit des Fremden oder die Unruhe, in welcher Doctor Davenal die jüngst vergangenen Stunden hingebracht hatte Der Wein und das Backwerk waren verschwunden; Neal ging nach dem gegenüberliegenden Speisezimmer und fand beides im Büffet an demselben Platze, wo er es am verflossenen Abend hingestellt; das gebrauchte Glas befand sich auf dem Büffet. Er stärkte sich zur weiteren Fortsetzung seiner Inspection durch einen kräftigen Zug aus der Flasche und kehrte nach dem Studirzimmer zurück.

Die Decke auf dem Tische lag glatt und tadellos, Schreibzeug und Federn befanden sich wie gewöhnlich darauf; Neal betrachtete die letztere genauer und sah, daß in einer derselben die Tinte noch nicht ganz trocken war. Im Schlafzimmer lagen die von seinem Herrn ausgezogenen Kleidungsstücke; Mr. Neal visitirte ganz en passant die Taschen und fand sie leer. Das Bett war von Außen eingedrückt, ließ aber deutlich erkennen, daß Niemand darin geschlafen habe. Nach den Beweisen zu urtheilen, welche sich dafür auffinden ließen, hätte das Erscheinen des abenteuerlichen nächtlichen Gastes eben so gut ein Traum gewesen sein können.

„Da ist aber noch der Brief," dachte Neal. „Warum trug er ihn die Treppe hinauf und wo hat er ihn dort gelassen?"

Behutsam auf den Strümpfen, das Licht mit der Hand beschattend, schlich er die Treppe hinauf und sah sich auf dem Vorsaal überall um. Er blickte auf den Tisch, er blickte auf das eine schöne Marmorstatue tragende Postament, er blickte sogar auf die Bilderrahmen; es war nirgend ein Brief zu entdecken.

„Ich weiß es ganz gewiß, er blieb nicht lange genug, um eine Thür zu öffnen," monologosirte Neal in seiner Rathlosigkeit.

Ein glücklicher Gedanke durchzuckte ihn. Er beugte sich, das Licht immer noch mit der Hand beschattend, nieder, blickte unter Miß Sara Davenals Zimmerthür und fand endlich den Lohn seiner geduldigen, unermüdlichen Thätigkeit. Er sah den Zipfel von etwas Weißem unter der Thür hervorblicken; der Doctor hatte, um seine Tochter nicht zu stören, ihr den Brief in dieser Weise zustellen wollen.

Neal nahm sein Federmesser aus der Tasche und versuchte vermittelst desselben den Brief hervorzuziehen; seine Ausdauer und Geschicklichkeit siegten; nach kurzer Zeit war der Brief in seinen Händen und wurde von ihm mit einem Gefühl des Triumphes die Treppe hinab in sein Zimmer getragen. Es bedurfte nur noch eines geringen Aufwandes seiner auf diesem Felde längst erprobten Geschicklichkeit, um das noch nicht ganz trockene Kouvert zu öffnen.

Neal hatte sich schon während seines Lebens Einsicht in manche Verhältnisse verschafft, aber ein so schweres, mit dem verhängnißvollen Worte Mord in Verbindung stehendes Geheimniß, wie das dieser Nacht war doch noch nicht zu seiner Kenntniß gelangt. Sein sonst so undurchdringliches Gesicht war von einer fieberhaften Röthe bedeckt, mit zitternden Händen hielt er den Brief, durch welchen er wichtige Aufschlüsse zu erhalten hoffte.

„Mein liebes Kind.

„Geschäfte, hervorgerufen durch jenes unglückselige Geheimniß, zwingen mich, auf einen oder zwei Tage zu verreisen. Ich werde eine Bestellung bei Neal zurücklassen; vermeide, wenn er dieselbe ausrichtet, jeden Anschein, als

ob Du bereits davon unterrichtet seiest, höre ihn an mit einer Miene, als erzähle er Dir etwas vollkommen Neues. Sprich, wenn Du es irgend vermeiden kannst, zu Niemand über meine Abwesenheit. Die Leute und mit ihnen Deine Tante mögen glauben, ich sei zu irgend einem entfernt wohnenden Patienten gerufen worden; es ist nicht nöthig, sie eines Andern zu belehren. R. D."

Daraus ließ sich nicht viel entnehmen; die Röthe der Erwartung schwand von Neals Gesicht und machte seiner gewöhnlichen Bläße Platz. „Jenes unglückselige Geheimniß," wiederholte er mehrmals, als ob diese Worte der Bannspruch wären, welcher Schloß und Riegel öffnen, das Verborgenste an das Tageslicht bringen könnte. So viel ging indeß aus dem Briefe hervor, welcher Art das Geheimniß immer sein möge, Miß Sara Davenal war darin eingeweiht worden. Neal gönnte ihr die dadurch erhaltene Pille von ganzem Herzen, denn die junge Dame war ihm beinahe ebenso verhaßt wie sein Herr. Er las den Brief noch einmal durch, steckte ihn in das Couvert, verschloß dasselbe wieder, schlich die Treppe hinauf, um den Brief wieder unter die Thür zu schieben und suchte dann endlich sein Bett auf.

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

ob Du bereits davon unterrichtet seiest, höre ihn an mit einer Miene, als erzähle er Dir etwas vollkommen Neues. Sprich, wenn Du es irgend vermeiden kannst, zu Niemand über meine Abwesenheit. Die Leute und mit ihnen Deine Tante mögen glauben, ich sei zu irgend einem entfernt wohnenden Patienten gerufen worden; es ist nicht nöthig, sie eines Andern zu belehren. R. D."

Daraus ließ sich nicht viel entnehmen; die Röthe der Erwartung schwand von Neals Gesicht und machte seiner gewöhnlichen Bläße Platz. „Jenes unglückselige Geheimniß," wiederholte er mehrmals, als ob diese Worte der Bannspruch wären, welcher Schloß und Riegel öffnen, das Verborgenste an das Tageslicht bringen könnte. So viel ging indeß aus dem Briefe hervor, welcher Art das Geheimniß immer sein möge, Miß Sara Davenal war darin eingeweiht worden. Neal gönnte ihr die dadurch erhaltene Pille von ganzem Herzen, denn die junge Dame war ihm beinahe ebenso verhaßt wie sein Herr. Er las den Brief noch einmal durch, steckte ihn in das Couvert, verschloß dasselbe wieder, schlich die Treppe hinauf, um den Brief wieder unter die Thür zu schieben und suchte dann endlich sein Bett auf.

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wood, Henry

Oswald Cray Eine Erzählung von Mrs. Henry Wood. Deutsch von J. N. Heynrichs

Bd.: 1

Dresden 1866

P.o.angl. 568 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752540-4